MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80357-3

MICROFILMED 1991

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

HEUN, HANS GEORG

TITLE: DER SATZBAU IN DER PROSA DES JUNGEN

PLACE: LEIPZIG

DATE: 1930

Master Negative #
91-80357-3

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

GF
H48 Heun, Hans Georg., 1900-
... Der satzbau in der prosa des jungen Goethe, von Hans Georg Heun. Leipzig, Mayer, 1930.
xii, 162 p. 23½ cm. (Palaestra. 172...)

Bibliography: p. [ix]-xii.

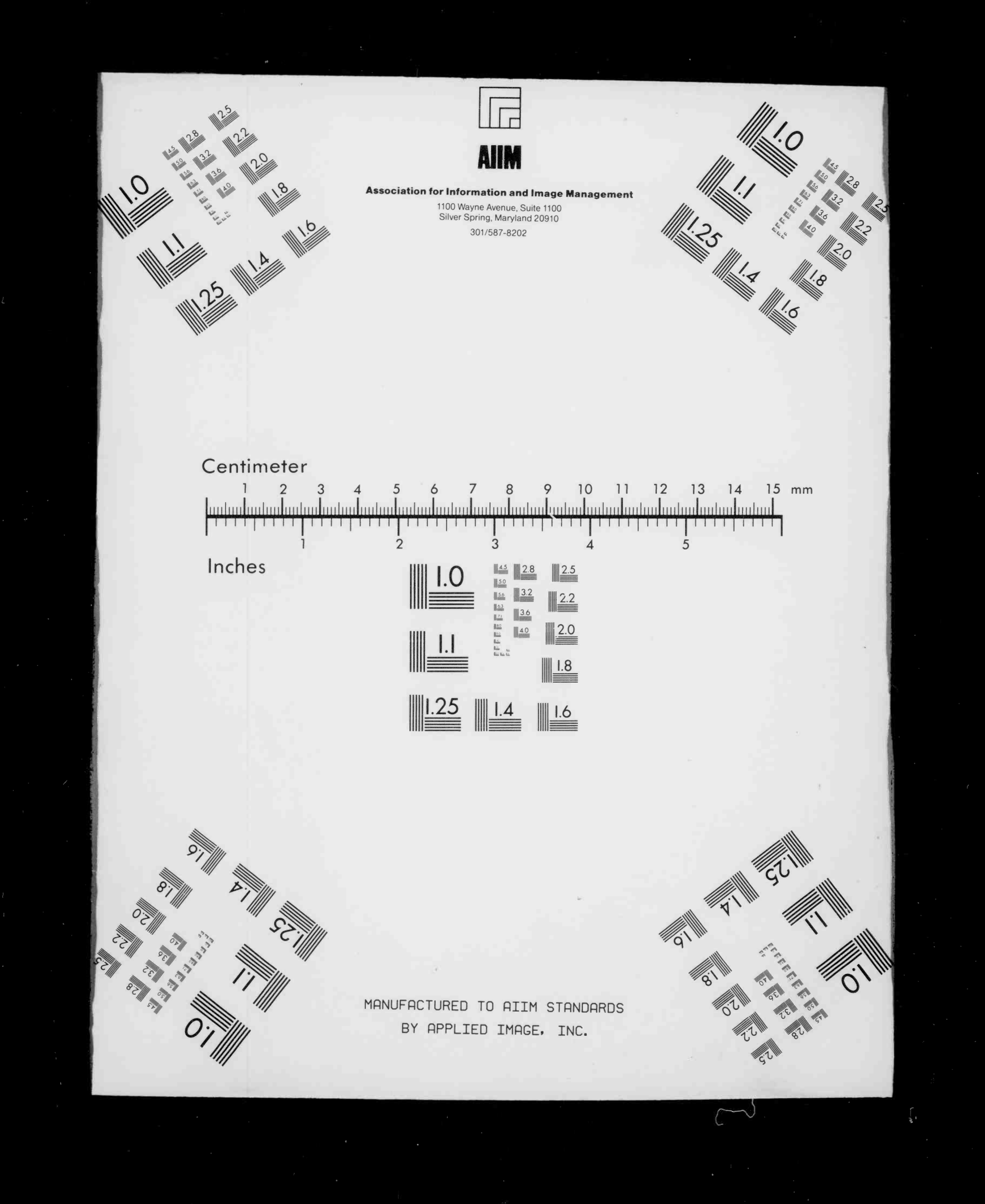
Pub. also in part, as author's thesis, Berlin, 1930.

145919

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11 x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 12-5-91 INITIALS M.D.C.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm
Inches
1 2 3 4 5
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

PALAESTRA 172.
UNTERSUCHUNGEN UND TEXTE
AUS DER DEUTSCHEN UND ENGLISCHEN PHILOLOGIE,
begründet von Alois Brandl und † Erich Schmidt,
herausgegeben von Alois Brandl und Julius Petersen

Der Satzbau
in der
Prosa des jungen Goethe.

Von

Hans Georg Heun

1930 / Mayer & Müller, G. m. b. H. in Leipzig

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

PALAESTRA 172.
UNTERSUCHUNGEN UND TEXTE
AUS DER DEUTSCHEN UND ENGLISCHEN PHILOLOGIE,
begründet von Alois Brandl und † Erich Schmidt,
herausgegeben von **Alois Brandl** und **Julius Petersen**

Der Satzbau
in der
Prosa des jungen Goethe.

Von

Hans Georg Heun

1930 / Mayer & Müller, G. m. b. H. in Leipzig

GF
H48

Sept 9 - 1930 ?
" 15 " OSP

Meinem Vater!

Inhalt.

Seite

Einleitung.

§ 1 1. Herders Kritik des zeitgenössischen Prosastils . . . 1
§ 2 2. Gliederung, Auffassung und Umgrenzung der Untersuchung 2

I. Kapitel.

Die Prosadokumente Goethes vor der Straßburger Zeit.

§ 3 A. Überblick über das Material 5

B. Theoretische Anregungen

§ 4 1. Einfluß der „Deutschen Sprachkunst" Gottscheds auf die Sprache seiner Zeit 6

2. Bedeutung der Brieflehre Gellerts für den Briefstil des jungen Goethe

§ 5 a. Gellerts Stellung in der Geschichte der Brieftheorie 8
§ 6 b. Darstellung der Brieflehre Gellerts 10
§ 7 c. Gellerts Verhältnis zu seiner eigenen Brieflehre . . 15
§ 8 d. Eindruck der Brieflehre auf den jungen Goethe . . 17

C. Vergleichende Darstellung des Satzbaues in den Briefen Goethes und Gellerts

§ 9 1. Voraussetzungen der Darstellung 20

2. Der einfache Satz

§ 10 a. Formen des Satzes 20
§ 11 b. Verteilung des sprachlichen Materials im Satze . . 31

3. Die Satzverbindung

§ 12 a. Folge der Sätze 36
§ 13 b. Mittel der Satzverknüpfung 41

4. Charakteristik des Satzbaus

§ 14 a. Der Ausdruck der Persönlichkeiten Goethes und Gellerts im Stil ihrer Briefe 52
§ 15 b. Die psychologische Stileinheit im Satzbau der Briefe Goethes 55

II. Kapitel.

Die Prosadokumente Goethes von der Straßburger Zeit bis zu seinem Eintritt in Weimar.

		Seite
	A. Herders Einfluß auf Sprache und Stil des jungen Goethe	
§ 16	1. Vermittlung der Gedanken Herders	57
	2. Darstellung der sprachphilosophischen Betrachtungen Herders	
§ 17	a. Theoretische Erwägungen	58
§ 18	b. Praktische Vorschläge	61
§ 19	3. Eindruck der Lehren Herders auf Goethe	64
§ 20	4. Vorbilder im Sinne der Stilreform Herders	66
	B. Vergleichende Darstellung des Satzbaus in „Werthers Leiden“ und den echten Briefen Goethes	
§ 21	1. Voraussetzungen der Darstellung	66
	2. Der einfache Satz	
§ 22	a. Formen des Satzes	69
§ 23	b. Verteilung des sprachlichen Materials im Satze	76
	3. Die Satzverbindung	
§ 24	a. Folge der Sätze	84
§ 25	b. Mittel der Satzverknüpfung	95
§ 26	4. Charakteristik des Satzbaus	101
	C. Änderungen des Satzbaus bei der Überarbeitung von „Werthers Leiden“	
§ 27	1. Voraussetzungen der Darstellung	104
	2. Tendenzen der Überarbeitung	
§ 28	a. Milderung des Sturm- und Drangstils im Satzbau	105
§ 29	b. Streben nach Klarheit und Einfachheit des syntaktischen Aufbaus	110
§ 30	c. Streben nach Verschärfung und Zuspitzung der syntaktischen Beziehungen	112
§ 31	d. Zunehmende Rhythmisierung des Satzbaus	115
§ 32	3. Charakter der Überarbeitung	119

III. Kapitel.

Die Prosadokumente Goethes aus dem ersten Weimarer Dezennium.

	A. Vergleichende Darstellung des Satzbaus in den Werken der ersten Weimarer Zeit	
§ 33	1. Voraussetzungen der Darstellung	119

		Seite
	2. Der einfache Satz	
§ 34	a. Formen des Satzes	121
§ 35	b. Verteilung des sprachlichen Materials im Satze	124
	3. Die Satzverbindung	
§ 36	a. Folge der Sätze	131
§ 37	b. Mittel der Satzverknüpfung	134
§ 38	4. Charakteristik des Satzbaus	136
	B. Änderungen des Satzbaus bei der Umarbeitung des „Wilhelm Meister“	
§ 39	1. Voraussetzungen der Darstellung	137
	2. Tendenzen der Umarbeitung	
§ 40	a. Milderung des Sturm- und Drangstils im Satzbau	139
§ 41	b. Streben nach Klarheit und Einfachheit des syntaktischen Aufbaus	143
§ 42	c. Streben nach Verschärfung und Zuspitzung der syntaktischen Beziehungen	145
§ 43	d. Zunehmende Rhythmisierung des Satzbaus	149
§ 44	3. Charakter der Umarbeitung	155

Literatur.

Die für die Darstellung des Satzbaues untersuchten Dokumente werden nach folgenden Ausgaben zitiert:

Goethe:

I, II usw. = Der junge Goethe, Neue Ausgabe in sechs Bänden besorgt von Max Morris, Leipzig 1909-12.

1, 2 usw. = Goethes Werke, herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Weimar 1887 ff.

Z = Goethes Briefe an E. Th. Langer, hrsg. von Paul Zimmermann, Wolfenbüttel 1922.

Gellert:

Abhandlungen:

Gedanken = C. F. Gellert, Gedanken von einem guten deutschen Briefe, an den Herrn F. H. v. W. = Belustigung des Verstandes und des Witzes. Auf das Jahr 1742 Hornung, 2. Aufl., Leipzig 1742, S. 177-189.

Prakt. Abh. = Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, von C. F. Gellert, Leipzig 1751.

Briefe:

A. = Gellerts Briefe an die Fürstin Johanna Elisabeth von Anhalt-Zerbst. = Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Altertumskunde, Bd. IV, Dessau 1886.

Borch. = Nachtrag zu Gellerts Freundschaftlichen Briefen, hrsg. von J. P. Bamberger, Berlin 1780. (Enthält die Briefe Gellerts an Borchward.)

Briefe = Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von C. F. Gellert, Leipzig 1751.

Cr. = Briefwechsel des seligen Herrn Professor Gellerts mit dem seligen Freyherrn von Craussen. = Zweiter Nachtrag zu C. F. Gellerts Freundschaftlichen Briefen, Berlin 1783.

Fa. = C. F. Gellerts aufgefundene Familienbriefe, hrsg. von Aug. Th. Leuchte, Freyberg 1819.

L. = Briefwechsel Chr. F. Gellerts mit Demoiselle Lucius, hrsg. von Fr. Ad. Ebert, Leipzig 1823.

Sch. = Gellerts Briefe an Fräulein Erdmuth von Schönfeld, aus den Jahren 1758-1768, Leipzig 1861.

Schl.-H. = Chr. F. Gellerts Briefe, nebst einigen damit verwandten Briefen seiner Freunde, hrsg. von Joh. Ad. Schlegeln und Gottl. Leb. Heyern, Leipzig 1774.

Gottsched:

Deutsche Sprachk. = Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst von Johann Christoph Gottscheden, 3. Aufl., Leipzig 1752.

Herder:

Suph. = Herders sämmtliche Werke, hrsg. von B. Suphan, Berlin 1877 ff.

J. Chr. Kestner:

Kestners Nachrichten über den Tod Jerusalems. = A. Kestner, Goethe und Werther, Stuttgart u. Tübingen 1854, S. 86 ff.

Klopstock:

Friedrich Gottlieb Klopstocks Oden, hrsg. von Fr. Muncker und J. Pawel, 2 Bde., Stuttgart 1889.

Lessing:

Lessings Werke, Vollständige Ausgabe in 25 Teilen, hrsg. von Julius Petersen und Waldemar v. Olshausen, Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart o. J.

Ossian:

The Poems of Ossian, translated by James Macpherson = Collection of British Authors, Vol. CXVI, Leipzig 1847.

Chr. F. Weiße:

Die Poeten nach der Mode = C. F. Weiße, Lustspiele (3 Bde.) 1. Bd., Leipzig 1783.

Wissenschaftliche Literatur, die für die Untersuchung benutzt wurde:

Hans Berendt, Goethes „Wilhelm Meister". Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte. Dortmund 1911.

Goethe, Wilhelm Meisters Theatralische Sendung, Mitteilungen über die wiedergefundene erste Fassung von Wilhelm Meisters Lehrjahren von Gustav Billeter, Zürich 1910.

P. Theodor Bohner, Die Negation bei Goethe, = Beiheft zum 6. Bd. d. Zeitschr. f. vergl. Wortforschung, Straßburg 1904/05, Seite 141-192.

Konrad Burdach, Die Sprache des jungen Goethe, = Vorspiel II. Bd., S. 38-60, Halle 1926.

K. Burdach, Afda. 12, 134 ff., Berlin 1886. (Besprechung von Schriften über den deutschen Unterricht.)

K. Burdach, Aus der Sprachwerkstatt des jungen Goethe, = Zeitwende II. Jahrg., 2. und 3. Heft, Februar und März 1926, S. 123-146 und 253-273.

Walter Eiermann, Gellerts Briefstil, = Teutonia 23, Leipzig 1912.

Albert Fries, Aus meiner stilistischen Studienmappe, Berlin 1910.

Albert Fries, Stilistische Beobachtungen zu Wilhelm Meister, Berlin 1912.

Mittheilungen aus dem Goethe-Archiv. Veröffentl. von Ludwig Geiger, Goethe-Jhrb. 7, S. 3-151, Frankfurt a. M. 1886.

Julius Goebel, Herder und Goethe, G.-Jb. 25, S. 156-170, Frankfurt a. M. 1904.

Johannes Haußmann, Untersuchungen über Sprache und Stil des jungen Herder, Leipzig 1907.

Rudolf Haym, Herder, 2 Bde., Berlin 1880-85.

Martin Lauterbach, Das Verhältnis der zweiten zur ersten Ausgabe von Werthers Leiden, = Quell. u. Forsch. 110, Straßburg 1910.

Joh. Aug. O. L. Lehmann, Goethe's Sprache und ihr Geist, Berlin 1852.

H. Loiseau, Contribution à l'étude de la langue du jeune Goethe, Paris 1911.

Bruno Markwardt, Herders Kritische Wälder, = Forschungen zur deutschen Geistesgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit I, Leipzig 1925.

Richard M. Meyer, Deutsche Stilistik, München 1906.

J. Minor und A. Sauer, Studien zur Goethe-Philologie, Wien 1880.

Die Briefe des jungen Goethe, hrsg. von Gustav Roethe, Leipzig o. J. [1926].

Gustav Roethe, Goethes Campagne in Frankreich, Berlin 1919.

Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe, Jena 1875.

E. Schmidt, Afda. 2, S. 38 ff. (Besprechung des oben zitierten Werks von Lehmann.)

Felix Scholz, Der Brief Wilhelm Meisters an Mariane (Wilh. Meisters theatral. Sendg., Buch I, Kap. 22) = Jb. d. Fr. Deutsch. Hochstifts 1928, Frankfurt a. M. 1929, S. 105-124.

Georg Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes, 2 Bde., Berlin 1889-1891.

Klara Trenkler, Studien über den Gebrauch des Partizips in Goethes Dichtersprache = Prace Filologiczne Tom XI, Warszawa 1927, S. 290-429.

Hans Ullrich, Goethes Leipziger Briefe und die Gellertsche Brieflehre, Diss. Göttingen 1923.

Stephan Waetzoldt, Die Jugendsprache Goethes, 2. Aufl. Leipzig 1903.

Richard Weißenfels, Goethe im Sturm und Drang, Halle 1894.

Hermann Wunderlich und Hans Reis, Der deutsche Satzbau, 2 Bde., 3. Aufl., Stuttgart und Berlin 1924-1925.

Gustav Wustmann, Gellert als Lehrer des Deutschen, = Aus Leipzigs Vergangenheit, Gesammelte Aufsätze, dritte Reihe, Leipzig 1909.

Nur gelegentlich herangezogene Werke werden in den Anmerkungen aufgeführt.

Vorwort.

Vorliegende Untersuchung wurde bereits Anfang August 1928 der Philosophischen Fakultät der Universität Berlin vorgelegt. Kapitel I erschien im März 1930 als Berliner Dissertation.

Meinem hochverehrten Lehrer Professor Dr. Julius Petersen sei an dieser Stelle noch einmal für die freundliche Bereitwilligkeit gedankt, mit der er die Entstehung der Arbeit begleitete und ihre Drucklegung überwachte.

---

§ 1. In den Schriften des jungen Herder wird mit rücksichtsloser Offenheit Kritik geübt an geistig tiefstehenden Erscheinungen der zeitgenössischen Literatur, und mit dem der Jugend eigenen Mut wird Einspruch erhoben gegen längst erstarrte Ausdrucksformen des deutschen Prosastils. Herder ist nicht der erste, der die Prosa seiner Zeit auf ihren Stil hin untersucht und beurteilt[1]; doch keiner vor ihm hat es mit dieser Leidenschaftlichkeit getan: „Man lese doch unsre matte, und wäßrige Schriftsteller, die jeden Gedanken in einer Sündfluth von Worten ersäufen, jedes erhaschte Bild bis zum Ekel zerren, und auskramen" (Suph. II, 274). Der Wegbereiter des Sturms und Drangs schmäht mit harten Worten die „Hüft- und Marklose Sprache", die „verkettete Predigtperioden" und den „schleppenden Paragraphenstil" im Schrifttum seiner Zeit. Mit bitterer Ironie wendet er sich gegen den „übersatten Geschmack", der sich in einem „geblümelten Stil" und in einer „gezierten kostbaren Schreibart" ausdrückt[2]). Doch entdeckt er andererseits schon die ersten Keime eines neuen Wachstums auf dem Felde der deutschen Prosa: „Aber das will ich nicht verbergen, daß ich mich im Prophetischen Geist auf eine Zeit freue, da man vielleicht in der Sprache zur alten Deutschen Einfalt und rauhen Stärke zurückkehren, und eine große Menge unnützer und erborgter Kleinode verlassen wird: und daß ich mich zum Voraus auf eine Ernte Prosaischer Originalschriftsteller freue, von denen jeder s e i n e n Stil haben kann. Einige Scribenten unsrer Tage scheinen mir eine Morgenröthe und Vorboten dieser Zeit zu seyn" (Suph. II, 288).[3]) Das gilt für Lessing und Chr. F. Weiße, vor allem aber für Thomas Abbt: „Abbt starb zu frühe, für uns ein Classischer Schriftsteller zu werden" (Suph. II, 283).

Im 18. Jahrhundert — wie in unsern Tagen — ist „classisch" das unvermeidliche Beiwort für jedes Erzeugnis des

menschlichen Geistes, das die öffentliche Meinung der allgemeinen Beachtung empfiehlt, verdient oder unverdient. Gegen den ganz kritiklos geübten Gebrauch dieses Begriffes macht der junge Herder energisch Front: „Und überhaupt ist mirs unausstehlich, daß man mit dem Ehrenwort: Classisch so Schülermäßig spielet, daß jeder reingewässerte, regelmäßige Tropf sich diesen Namen anmaßen könnte. Eben weil ich in diesem Wort mehr finde, als den Kern desselben aus Grammatik und Schuloratorie heraus zu klauben, eben deswegen bin ich damit so eigensinnig und sparsam" (Suph. II, 55). Sein „Eigensinn" — um mit Herders eigenen Worten fortzufahren — „will zum Classischen Schriftsteller, einen Autor für die Nation... Er fodert endlich, daß Classische Schriften die Schätze ihrer Sprache aufbehalten sollen: und so müssen dieselbe durchaus Idiotistisch geschrieben seyn, so viel möglich, als wenn keine andere Sprache in der Welt wäre" (Suph. II, 56). Mit ehrlicher Begeisterung für diese Sache der Nation schließt er: „Lasset uns also nur Idiotistische Schriftsteller, eigenthümlich für unserVolk, für Materie und Sprache seyn: ob wir Classisch sind, mag die Nachwelt ausmachen!" (Suph. II, 57)

Damals mag Herder wohl noch nicht geahnt haben, daß er berufen sei, in das Leben eines Nehmenden helfend und fördernd einzugreifen, der später als Gebender die Hoffnung auf einen „Classischen" Schriftsteller Erfüllung werden ließ — wenn auch nicht ganz in dem von seinem älteren Freunde erhofften Sinne.

§ 2. Ehe wir es unternehmen, den vielseitigen Anregungen Herders in ihrer Bedeutung für Sprache und Stil des jungen Goethe nachzugehen und daran die Darstellung des Satzbaus in der Prosa, die nach dem Bekanntwerden mit dem neuen Freunde entsteht, anzuknüpfen, bietet sich uns die Aufgabe, den Satzbau der Prosadokumente vor der Straßburger Zeit in seinen wesentlichen Erscheinungen zu erfassen. Das Schlußkapitel wird die Prosa aus den ersten Weimarer Jahren Goethes bis zu seiner Flucht nach Italien auf die im Laufe

der Arbeit gewonnenen syntaktischen Ausdrucksformen hin untersuchen und feststellen, wie weit bereits in dieser Zeit die ersten Regungen eines neuen Stilgefühls zu spüren sind.

Wie aus der angedeuteten Dreiteilung des zu bewältigenden Stoffes zu ersehen ist, verfährt die Untersuchung historisch und sucht damit der Forderung Erich Schmidts: „ein wissenschaftliches werk über Goethes sprache muß eine geschichte derselben sein" (Afda. II, 39), für ein Teilgebiet der Sprache Goethes innerhalb einer längeren Periode seiner Entwicklung zu entsprechen. Die angeführte Gliederung der sprachlichen Entwicklung des jungen Goethe ist nicht neu. Die Ergebnisse vorliegender Arbeit bieten keinen Anlaß, von dieser in der wissenschaftlichen Literatur hinreichend begründeten Einteilung abzugehen. Eine historische Darstellung nach kürzeren Zeitabschnitten kann m. E. nur im Rahmen der einzelnen Gattung mit Erfolg angewandt werden, wie es z. B. von Roethe in der Charakteristik der Briefe des jungen Goethe geübt wird [4]). Wenn unsere Aufmerksamkeit gleichzeitig auf die Entwicklungslinien mehrerer Prosagattungen gelenkt wird, die ja keineswegs in parallelen Kurven verlaufen, muß bei einer Gliederung in viele kleine, mehr oder minder bedeutsame Etappen das Gesamtbild der Entwicklung notwendig verschwimmen.

Der Darstellung des Satzbaus in der Prosa des jungen Goethe bieten sich weitere Schwierigkeiten. Die bloße Aufzählung der sprachlichen Erscheinungen, geordnet nach grammatisch-syntaktischen oder stilistisch-ästhetischen Gesichtspunkten, ergäbe eine bloße Beschreibung der Syntax oder des Sprachstils. Bei der Ausbeute des reichen Materials kann es sich aber weniger um die Aufzählung aller Möglichkeiten des Satzbaus handeln, als um den Versuch, die syntaktische Struktur der Prosa des jungen Goethe an einigen charakteristischen Erscheinungen herauszuarbeiten. Bei der Analyse des Satzbaus betrachte ich aus der Fülle der syntaktischen Fügungen nur die Gebilde, die mir für das Wesen des Prosastils des jungen Goethe belangvoll erscheinen.

Auch hier müssen wir uns noch beschränken, wenn wir

nicht wiederholen wollen, was in der reichen Literatur über Sprache und Stil des jungen Goethe bereits ausführlich behandelt ist. Im allgemeinen sind jene Arbeiten die Darstellung des Satzbaus schuldig geblieben, abgesehen von den Untersuchungen über die grammatischen, syntaktischen und stilistischen Funktionen des Verbums, dessen Bedeutung für die mit dem persönlichen Bekanntwerden mit Herder einsetzende neue Epoche in der sprachlichen Entwicklung Goethes eingehend gewürdigt ist. Von dem Verbum ist auch Burdach [5]) ausgegangen, der tiefer ins eigentliche Gebiet des Satzbaus vorgedrungen ist und dort einige der hervorstechendsten Erscheinungen der Genie-Syntax in Poesie und Prosa beobachtet hat, denen wir in unserer Untersuchung — wenn freilich in anderem Zusammenhang — weitere Aufmerksamkeit schenken müssen.

Auf dem Wege, den wir in unserer Untersuchung einzuschlagen gedenken, werden wir also — methodisch gesehen — vom Prinzip der Auslese geführt. Eine solche Darstellung bedarf — um ihrer plastischen Wirkung sicher zu sein — des Hintergrundes. Mit andern Worten: Die einzelnen Erscheinungen des Satzbaus können nur im Vergleich mit entsprechendem Material ihre charakteristischen Seiten deutlich hervorkehren. Die Eignung des jeweils herangezogenen Vergleichsmaterials werden wir in den betreffenden Abschnitten vor der eigentlichen Darstellung des Satzbaus zu rechtfertigen suchen. Das gleiche gilt auch für die Behandlung und Auswertung der zu erörternden syntaktischen Erscheinungen.

Dem Charakter und Aufbau unserer Untersuchung entsprechend, werden wir aus der Fülle des Materials die für den Prosastil der einzelnen Entwicklungsphasen belangvollsten Dokumente in den Mittelpunkt der Darstellung ziehen: die Briefe des jungen Goethe vor seiner Straßburger Zeit, „Die Leiden des jungen Werthers", „Wilhelm Meisters theatralische Sendung". Dabei sollen die Berührungspunkte nicht außer acht gelassen werden, die sich mit der Prosa der Tagebücher, Aufsätze, Rechtsanwaltseingaben, Rezensionen, Entwürfe und dem Dialog der Prosadramen finden lassen.

§ 3. Das Material für die Untersuchung der Prosa Goethes vor der Straßburger Zeit gewinnen wir vornehmlich aus den Briefen dieser Jahre. Die „Labores juveniles" nehmen als Schülerarbeiten und die „Judenpredigt" als satirischer Scherz eine durch ihre Eigenart bedingte Sonderstellung ein. Sie sind daher für eine Stilanalyse der Jugendprosa Goethes nur von sekundärer Bedeutung. Das trifft auch — wegen seiner Kürze — für das Szenenfragment aus dem „Tugendspiegel" zu, das in einem Brief an Behrisch mitgeteilt wird. In der „Kunst die Spröden zu fangen" erblickt Morris [6]) eine Nachahmung der „Tändeleyen" Gerstenbergs. Dieser Einfluß erstreckt sich auf die äußere Form, den Ton der Erzählung und die Wahl der Motive, nicht aber auf den Satzbau [7]).

In der Analyse des Satzbaus nehmen wir, wie schon erwähnt, die Briefe dieser Jahre als Einheit, wollen aber nicht die Gewaltsamkeit verhehlen, deren wir uns offenbar schuldig machen. Man ist gewöhnt, bei einem dichterischen Produkt, dessen jahrelange Entstehungsgeschichte bekannt ist, die Spuren der Zeit an der Entwicklung des Stils innerhalb der Teile des Werks zu verfolgen — „Wilhelm Meister" bietet in der Prosa Goethes das „klassische" Beispiel dafür. Um wieviel mehr wird die Korrespondenz des heranreifenden Knaben und Jünglings aus sechs Jahren höchster Empfänglichkeit wechselnde Formen des Ausdrucks zeigen. Roethe [8]) hat in seiner Ausgabe der Briefe des jungen Goethe die Phasen der sprachlich-stilistischen Entwicklung genau bezeichnet, während Loiseau [9]) eine Gliederung der Briefprosa auf Grund der Verwendung einzelner Satzformen (Hauptsätze, Nebensätze, Ausrufe, Ellipsen, Aposiopesen u. a.) andeutet, eine Gliederung, die infolge des spezielleren Einteilungsprinzips noch enger als die Roethes ist, im wesentlichen aber mit ihr übereinstimmt.

Gegen die zusammenfassende stilistische Behandlung dieser Korrespondenz ist noch ein zweites Bedenken zu erheben: die fehlende Einheit des Interesses, die in der hier herrschenden Vielheit der Adressaten begründet ist. Es ist uns bezeugt,

wie gerade Goethe in seinen Briefen seinem jeweiligen Adressaten sich anzupassen weiß, eine Assimilation, die nicht nur den Ton seiner Briefe erfaßt, die sogar bis zur bestimmten Modifizierung des sprachlichen Ausdrucks führt [10]).

Aus den Frankfurter Jugendjahren sind außer einem Brief an die Schwester Cornelie nur Bewerbungsschreiben des Knaben um Aufnahme in die „arkadische Gesellschaft zu Phylandria" auf uns gekommen, die ihrem Inhalt gemäß in einem seltsam steifen und konventionellen Ton gehalten sind, der an die schwülstigen, barocken Ausdrucksformen der Sprache des 17. Jahrhunderts gemahnt. In schroffem Gegensatz dazu stehen die Leipziger und die späteren Frankfurter Briefe. Das stolze Bewußtsein des Jünglings, der, ganz auf sich gestellt, zum ersten Male der Sphäre des Vaterhauses entrückt ist, spricht aus den schulmeisterlichen Briefen an die Schwester, ungebundener noch aus den wild-genialen Zeilen an die Freunde. Sorgfältiger, als es in den Briefen an Behrisch zu geschehen pflegt, verfährt der junge Goethe, wenn er nach seiner Rückkehr aus Leipzig in dankbarer Verehrung seinem Lehrer Oeser schreibt oder im Tone freundschaftlicher Ergebenheit auf die literarischen und ästhetischen Interessen Friederike Oesers eingeht. Lebendiger und persönlicher aber wird sein Ausdruck in den Briefen, die Erinnerungen in ihm wachrufen, an denen das Herz mehr als der Geist beteiligt ist, in den Briefen an Familie Schönkopf und die einstige Geliebte.

Trotz der angeführten Bedenken haben wir uns auf Grund unserer methodischen Erwägungen, die wir in der Einleitung der Arbeit dargelegt haben, entschlossen, die Briefe des jungen Goethe vor seiner Straßburger Zeit als geschlossenes Ganze zu behandeln. Wie weit uns noch eine nachträgliche Rechtfertigung der gewählten Betrachtungsweise erwächst, können wir erst am Ziel des Weges erkennen.

§ 4. Bevor wir in die Interpretation des Satzbaus der Briefe dieser Epoche treten, bietet sich uns die Aufgabe, festzustellen, ob etwa theoretische Anregungen oder praktische

Vorbilder Sprache und Stil dieser so gegensätzlich anmutenden Dokumente ausbilden helfen.

Den „Scribenten" des 18. Jahrhunderts diktierte Johann Christoph Gottsched in seiner „Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst", die zuerst 1748 erschien, orthographische, metrische, vor allem aber grammatische Regeln. An diesen Vorschriften Gottscheds, deren Wirkungen bis in die Lehrbücher unserer Tage verfolgt werden können, schulte sich der sprachliche Ausdruck seiner Zeit, obwohl die hier vertretenen Auffassungen sehr bald heftigen Widerspruch erfuhren. Die in der „Deutschen Sprachkunst" mitgeteilten Regeln sind ganz allgemeiner Natur und für vorliegende Untersuchung nicht von so unmittelbarer Bedeutung, daß ihre zusammenfassende Darstellung hier zu rechtfertigen wäre. Doch werden wir bei Einzelfragen nicht unterlassen, das Verhältnis des jungen Goethe zu Gottsched klarzustellen, sei es nun, daß er den Regeln der „Deutschen Sprachkunst" zustimmt, sei es, daß er sie ablehnt. Hinweisen wollen wir hier aber schon auf die Auffassung von der Umgangssprache, die Gottsched vertritt: „Die beste Mundart eines Volkes ist insgemein diejenige, die an dem Hofe, oder in der Hofstadt eines Landes gesprochen wird ...

Man meynt hier aber nicht die Aussprache des Pöbels in diesen Residenzen: sondern der Vornehmern und Hofleute ...

Eine jede Mundart hat in dem Munde der Ungelehrten, ihre gewisse Mängel: ja aus Nachläßigkeit und Uebereilung im Reden, ist sie mit sich selbst nicht allemal einstimmig. Daher muß man auch den Gebrauch der besten Scribenten zu Hülfe nehmen, um die Regeln einer Sprache fest zu setzen: denn man pflegt sich im Schreiben viel mehr in acht zu nehmen, als im Reden" (Deutsch. Sprachk. 3).

Diese Auffassung der Umgangssprache, die der Schriftsprache näher steht als dem gesprochenen Wort, bekämpfen, wie wir sehen werden, Gellert und — in weit stärkerem Maße noch — der Sturm und Drang und der junge Goethe.

§ 5. In „Dichtung und Wahrheit“ werden uns die Eindrücke und Anregungen geschildert, die der junge Student in den Vorlesungen und Übungen Gellerts empfängt. Goethe selbst konstatiert nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt bei der Durchsicht der Leipziger Briefe „vom October 1765 bis in die Hälfte des folgenden Januars“ eine „unglaubliche Vernachlässigung der Handschrift“ und „auf einmal in der Hälfte des Märzes eine ganz gefaßte geordnete Hand“ (27, 209).[11]) Er verdankt — wie er selbst angibt — diesen Erfolg dem Unterrichte Gellerts, der „oft genug bemerkt habe, daß eine gute Hand einen guten Stil nach sich ziehe“ (27, 210).

Uns interessiert hier in erster Linie der Bericht: „Daneben hörte ich, man solle reden wie man schreibt und schreiben wie man spricht“ (27, 59).[12]) Obwohl nur der zweite Teil dieser Forderung direkt auf Gellerts Lehren über den Briefstil zurückgeht, und der erste Teil, der Dialekt und Aussprache betrifft, sich wohl aus dem Umgang mit der Leipziger Gesellschaft herleitet[13]), ist damit nicht gesagt, daß Gellert diesem Satze etwa widersprochen habe. Die für unsern Zusammenhang allein wichtigen Lehren aus Goethes erstem akademischen Unterricht betreffen Gellerts Brieftheorie. Eine Darstellung der Gellertschen Brieflehre und ihre Wirkung auf die Leipziger Briefe Goethes hat zuletzt Hans Ullrich in seiner Göttinger Dissertation unternommen. Eingehende Kenntnis der Vorgänger Gellerts und der praktischen Befolgung seiner Brieftheorie in den eigenen Briefen vermittelt uns die Untersuchung Walter Eiermanns über Gellerts Briefstil, die Ullrich nicht beachtet hat, und die so der Göttinger Dissertation in wesentlichen Punkten vorarbeitet. Eine knappgefaßte Erörterung der für uns bedeutsamen Elemente der Gellertschen Brieflehre wird nicht immer in den Bahnen der Vorgänger gehen können, sondern in Rücksicht auf die Besonderheit unseres Themas eigene Wege suchen müssen.

Gellerts Prinzip der Natürlichkeit ist auf die antike Rhetorik (Cicero, Quintilian) zurückzuführen, und die darauf beruhende Auffassung des Briefes als eines Gesprächs findet sich schon bei Artemo, dem Herausgeber der Briefe des Aristoteles. Diese Gedanken tauchen dann bei den Humanisten (Erasmus u. a.) und den Franzosen (Grimarest, Rollin u. a.) wieder auf und finden so Eingang in Gottscheds „Ausführliche Redekunst“ und in die Briefsteller des ausgehenden 17. und des beginnenden 18. Jahrhunderts (Christian Weise, J. G. Neukirch, Stockhausen u. a.). Zu beachten bleibt, daß die Brieftheoretiker des 17. Jahrhunderts, die sich zu diesen Ideen bekennen, mehr oder minder doch am Kanzleistil hängen, so daß die praktischen Folgen, die den von ihnen vertretenen Gedanken entspringen, nicht gezogen werden. Was Gellert von einem von ihnen, von Neukirch, sagt: „seine Exempel bestrafen oft seine Regeln“ (Gedanken 182) gilt auch für die übrigen[14]). Ebenso werden die antiken und modernen Vorbilder des Prinzips der Natürlichkeit und der Gesprächstheorie nach Zeit und Umständen verschieden gewertet[15]). In der praktischen Verwirklichung der Theorie des natürlichen Briefes wird mit dem Geschmack des scheidenden Jahrhunderts nicht plötzlich gebrochen; in allmählicher Entwicklung macht sich die neue Auffassung geltend. Durch seine Polemik gegen den im höfischen 17. Jahrhundert zur Mode gelangten galanten Brief und sein Eintreten für den „natürlichen“ Brief wird Gellert nicht zum ersten Verkünder des neuen Briefstils, sondern lediglich zu seinem einflußreichsten Interpreten[16]).

Gellert veröffentlicht seine Lehren über den Briefstil zuerst in den „Gedanken von einem guten deutschen Briefe, an den Herrn F. H. v. W.“, die 1742 in den „Belustigungen des Verstandes und des Witzes“ erscheinen. 1751 gibt er „Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen“ heraus, welche über die in den „Gedanken“ ausgesprochenen Ansichten nicht hinausgehen, sondern sie nur in neuer, wesentlich erweiterter Form bringen. Die Ausgabe letzter Hand der „Abhandlung“, die 1769 in den „Sämmtlichen Schriften“ erscheint, weist gegenüber der ersten nur unbedeutende stilistische Änderungen, Zusätze und

Berichtigungen der Literaturangaben auf [17]). Abgesehen von diesen im Zusammenhang vorgetragenen Lehren über den Briefstil, finden sich auch gelegentlich Niederschläge seiner Ansichten in seinen eigentlichen Briefen und in den von ihm durchkorrigierten Arbeiten seiner Schüler.

§ 6. Gellerts Theorie basiert auf dem Begriff der „Natürlichkeit". Um die „natürliche Schreibart" seinen Lesern zu verdeutlichen, grenzt Gellert sie auf der einen Seite gegen die „zu natürliche", letzten Endes „ekelhafte", auf der anderen Seite gegen die „unnatürliche", „sorgfältige und geputzte" ab, wie sie in Neukirchs galanten Briefen herrscht. So weit der Umfang dieses Begriffs. Über seinen Inhalt läßt Gellert sich vernehmen: „Der erste Begriff, den wir mit dem Natürlichen, ins besondre in Briefen, zu verbinden pflegen, ist das Leichte; dieses entsteht aus der Richtigkeit und Klarheit der Gedanken, und aus der Deutlichkeit des Ausdrucks" (Prakt. Abh. 29). „Der Hauptbegriff von dem Natürlichen ist, daß sich die Vorstellungen genau zur Sache, und die Worte genau zu den Vorstellungen schicken müssen. Man muß endlich das Natürliche nicht bloß in Worten und in den einzelnen Gedanken eines Briefs, sondern in dem Ganzen, in dem Zusammenhange der Gedanken unter einander, suchen" (Prakt. Abh. 30 f.).[18]) Auf diesen Begriffsbestimmungen des Natürlichen fußt die von Gellert vertretene Auffassung des Briefes als eines Gesprächs: „Das erste, was uns bey einem Briefe einfällt, ist dieses, daß er die Stelle eines Gesprächs vertritt" (Prakt. Abh. 2 f.).

„Wenn ich schreibe: so thue ich nur, als wenn ich redte" (Prakt. Abh. 9).[19]) Durch eine genaue Festlegung innerhalb zweier möglichen einander entgegengesetzten Auffassungen sucht er seine Definition des Briefes vor einer willkürlichen Auslegung zu bewahren: „Ein Brief ist kein ordentliches Gespräch; es wird also in einem Briefe nicht alles erlaubt seyn, was im Umgange erlaubt ist. Aber er vertritt doch die Stelle einer mündlichen Rede, und deswegen muß er sich der Art zu denken und zu reden, die in Gesprächen

herrscht, mehr nähern, als einer sorgfältigen und geputzten Schreibart. Er ist eine freye Nachahmung des guten Gesprächs" (Prakt. Abh. 3). Gellert sucht seine Auffassung aus der Verschiedenheit der Einstellung des Menschen auf die Sprache einerseits und die Schrift andererseits zu rechtfertigen: „Allein es verändern sich bey den Briefen gewisse Umstände. Man hat mehr Zeit, wenn man schreibt, als wenn man spricht. Man kann also, ohne Gefahr unnatürlich zu werden, etwas sorgfältiger in der Wahl seiner Gedanken und Worte, in der Wendung und Verbindung derselben seyn. Was geschrieben ist, wird genauer bemerkt, als was man bloß hört; man muß sich daher um desto mehr hüten, durch seine Briefe keinen Ekel zu erwecken" (Prakt. Abh. 7).[20]) Auf Grund seiner Erörterung kommt er dann zu folgendem Ergebnis: „Wer Briefe schön schreiben will, muß nicht so wohl schreiben, wie ein jeder im gemeinen Leben reden, sondern wie eine Person im Umgange ohne Zwang sprechen würde, welche die Wohlredenheit völlig in ihrer Gewalt hätte, welche schön redte, ohne daß die Ausdrücke sich von den Ausdrücken andrer so weit entfernten, daß der Unterschied dem Ohre gleich merklich würde" (Prakt. Abh. 10 f.). Es geht m. E. nun nicht an, wie Ullrich [21]) es tut, zwei Prinzipien der Brieflehre Gellerts aus seiner Abhandlung zu erschließen: Natürlichkeit und Wohlredenheit. Gellert selbst hat sich in der Begriffsbestimmung nur mit der Natürlichkeit und der Auffassung des Briefes als eines Gesprächs eingehender befaßt, ganz im Anschluß an die Bemühungen seiner Vorgänger in der Brieftheorie. Den Begriff der Wohlredenheit hat später Adelung definiert als „die Fertigkeit, sich in allen Fällen so auszudrücken, daß man mit Wohlgefallen verstanden werde" [22]). Adelung stellt sie hier der Beredsamkeit gegenüber, der „Fertigkeit, mit Wohlgefallen zu überreden und zu rühren". Die gleiche Gegenüberstellung der Wohlredenheit mit der Beredsamkeit unternimmt auch Campe, der im Anschluß daran aus Joh. Aug. Eberhards „Synonymischem Handwörterbuch der deutschen Sprache" den Artikel „Wohlredenheit" zitiert: „Die Wohlredenheit ergetzt durch licht-

volle Gedanken, angenehme Bilder, Harmonie des Styls (Zusammenklang des Ausdrucks), Symmetrie (Ebenmäßigkeit) der Redesätze, angemessenen und blühenden Ausdruck, Wohlklang der Worte."[23]) In diesem Sinne wird Gellert die Wohlredenheit verstanden haben, von der er selbst keine Definition gibt. Von diesem Begriff ist bei ihm nur selten die Rede, so z. B. an der oben zitierten Stelle, wo wir gelesen haben, daß ein schön geschriebener Brief dem zwanglosen Gespräch einer Person im Umgange entsprechen soll, „welche die Wohlredenheit völlig in ihrer Gewalt hätte".[24]) Es handelt sich demnach in Gellerts Brieflehre nicht um zwei verschiedene Prinzipien, sondern um zwei Bestimmungen des gleichen Begriffs, der die Eigenart des gesprochenen Worts mit dem Wesen des schriftlichen Ausdrucks zu einen sucht. Von diesem Standpunkt gesehen, ist Gellerts Natürlichkeit Wohlredenheit.

Der Begriff der Natürlichkeit und die Auffassung des Briefs als eines Gesprächs verlangt für die Sprache ganz allgemein größte Einfachheit und für die syntaktische Gliederung im besonderen Kürze der Sätze und Übersichtlichkeit des Periodenbaus. Zu dieser Forderung bekennen sich die Brieftheoretiker, die den Kampf wider die Kanzleisprache und den Schwulststil aufnehmen, und wenden sich zugleich gegen den überreichen Gebrauch von Archaismen, fremdsprachigen Redensarten, formelhaften Elementen und das Anhäufen von Pleonasmen und Synonymen[25]). Gellert selbst teilt im wesentlichen diesen Standpunkt, ohne systematisch die einzelnen praktischen Anregungen zu erwägen. Wenn die Gelegenheit sich bietet — bei der Besprechung eines Neukirchschen Briefes oder in einer gelehrten Fußnote — nimmt er zu den umstrittenen sprachlichen und syntaktischen Erscheinungen Stellung. Aus seiner Betrachtung des Briefes als einer „freyen Nachahmung des guten Gesprächs" tritt eine ganz bestimmte Auffassung der Umgangssprache zutage. Diese Auffassung entspricht weder der gesprochenen Sprache, d. h. der ungezwungenen Sprache, die uns im persönlichen Verkehr eigen ist, noch der mundartlich oder gesellschaftlich modifizierten Sprache des täglichen Lebens, in der einfache Leute

zu reden gewöhnt sind, sondern meint die gepflegte Konversation gebildeter Kreise: „Endlich sollte ich noch an den Ausdruck denken. Doch sie wissen schon, daß dieser der Sprache nahe kommen muß, welche kluge Leute reden. Er muß deutlich, fließend und angenehm seyn. Viele vermengen freylich eine nachläßige Schreibart mit einer leichten, und reden in ihren Briefen so schmutzig, so gemein, als ob ein Brief die Freyheit hätte, einem unordentlichen Caffeegespräche völlig ähnlich zu seyn" (Gedanken 186). Von sich selbst sagt er einmal in einem Briefe an Fräulein von Schönfeld: „ich schreibe, wie ich auf dem Catheder rede, offenherzig u. docentenmäßig" (Sch. 26). Nach der andern Richtung hin warnt Gellert davor, aus den „gesellschaftlichen Reden" in die „kostbare und geputzte Schreibart" zu verfallen, die mit „leeren Complimenten", „weitschweifigen Titulaturen", „ungeheuren Hyperbolen", „überflüßigen Sentenzen" und anderen rhetorischen Künsteleien prunkt.

Auf dem Gebiete des Satzbaus sucht Gellert — wie immer — einen mittleren, gemäßigten Standpunkt zwischen zwei Extremen einzunehmen. Was die Form des einfachen Satzes und die Folge der Sätze innerhalb des syntaktischen Zusammenhangs betrifft, sagt er im Anschluß an Cicero „weitschweifigen und ungeheuren Perioden" (Prakt. Abh. 29, Fußnote)[26]) die Fehde an und vereinfacht Schachtelsätze in den Ausarbeitungen seiner Schüler[27]). Mit der gleichen Entrüstung wendet er sich aber auch gegen das Widerspiel umständlich gebauter Perioden, gegen „gar zu oft und zur Unzeit abgerißne Sätze" (Prakt. Abh. 29, Fußnote). Diesen Warnungen entspricht die positive Forderung seiner gemäßigten Schreibart, die der Gestalt des Satzes Kürze vorschreibt, was in der lobenden Kritik eines Briefes Ciceros an Trebatius so ausgedrückt wird: „man nehme den Sätzen ihre Kürze, und suche sie ausführlicher, durch mehr Ideen, oder mehr Worte, zu machen ... sogleich wird die Schönheit dieses Briefes verschwinden" (Prakt. Abh. 45). Entgegen den „Befehlen der Briefsteller" will Gellert bei der Verteilung des sprachlichen Materials im Satze die natürliche Wortstellung

gewahrt wissen: „Wir sollen aus Ehrerbietung für andre, die Wörter von ihrer natürlichen Stelle verdrängen, und zum Exempel nicht sagen: Nachdem ich so glücklich gewesen, Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen; sondern: nachdem Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen, ich so glücklich gewesen bin. Diese und noch viele andre Kleinigkeiten, die man beobachten soll, machen es beynahe unmöglich, einen solchen Complimentbrief natürlich abzufassen" (Prakt. Abh. 90). In den Arbeiten seiner Schüler ändert Gellert die Wortstellung, wenn er Klarheit in den grammatisch-syntaktischen Beziehungen der Satzteile vermißt [27]). Der „politischen Wortfügung" der galanten Briefsteller gegenüber steht die Freiheit der Wortstellung, die der Mundart und der einfachen, ungezwungenen — nicht im Gellertschen Sinne aufgefaßten — Umgangssprache zukommt. Gellert hat — wenn auch nicht direkt — so doch indirekt sich gegen diese Freiheit verwahrt, wenn er ausführt: „Man bedient sich im Schreiben der Worte, die in der Welt üblich sind. Allein durch die Art, wie man sie braucht, durch die Stellung und Verbindung, die man ihnen giebt, entzieht man dem Ausdrucke das Gemeine, und giebt ihm eine gewisse Zierlichkeit, die so natürlich läßt, daß jeder glaubt, er würde eben so von der Sache gesprochen haben, weil er seine Worte hört. Man redt daher nicht ohne Ausnahme so in Briefen, wie andre im Umgange sprechen. Man ahmet vielmehr ihre Sprache geschickt nach" (Prakt. Abh. 7 f.). Von den Möglichkeiten der Satzverknüpfung erregt das Anhäufen hypotaktischer Konjunktionen den Zorn der Brieftheoretiker, und man läuft Sturm gegen das „artificium connexionis", wie es in der gelehrten Terminologie der Zeit heißt. Gellert klagt: „Machen einen die hergebrachten Verbindungswörterchen; da, wenn denn, als, wannenhero etc. die stets ihren angewiesenen Platz haben, nicht ganz schwermüthig, wenn man sie oft lesen muß?" (Gedanken 181). In seiner Abhandlung stellt er im Anschluß an seine Brieftheorie ganz nüchtern fest, daß es „gewisse Verbindungswörter" gibt, „die im Umgange nicht gebräuchlich sind" (Prakt. Abh. 50). Das andere Extrem der Satzverknüpfung, der „stilus abruptus" wird von

den Brieftheoretikern nicht minder gerügt. Gellert stimmt diesem Tadel bei, wenn er ihn auch selbst nicht unmittelbar ausspricht. Man kann ihn aus seiner Abneigung gegen „gar zu oft und zur Unzeit abgerißne Sätze" herauslesen. Ihre eigentliche, praktische Verwirklichung erfährt die Gesprächstheorie Gellerts in den Briefpartien, wo der Erzähler den epischen Bericht dramatisch auflöst und durch den raschen Wechsel von Rede und Gegenrede höchste Lebendigkeit der Schreibart erreicht: „So erzählen, daß man die Sache nicht allein versteht, sondern daß man glaubt, sie selbst zu sehen, und ein Zeuge davon zu seyn, das heißt lebhaft erzählen. Dieses geschieht durch die kleinen Gemälde, die man im Erzählen von den Umständen, oder Personen, entwirft, insonderheit wenn man die Personen zuweilen selbst reden läßt, und uns dadurch mit ihrem Charakter bekannt macht. Man redet oft selbst im Erzählen den andern an, und fragt ihn, wie wir bey einer Sache zu thun pflegen, die wir mündlich erzählen, oder die wir wirklich vorgehen sehen. Man antwortet sich; man streut kleine Betrachtungen ein, die uns unser Witz, oder unsre Belesenheit hergeben" (Prakt. Abh. 98).

§ 7. Zusammenfassend läßt sich also sagen, daß Gellert sowohl in seiner Auffassung des natürlichen Briefes als einer „freyen Nachahmung des guten Gesprächs", als auch in seinen daraus entspringenden praktischen Anleitungen eine gemäßigte Richtung einschlägt. Das erhellt ebenfalls aus seinem häufig ausgesprochenen Stilideal, das er gern in Zwillingsformen des Ausdrucks umschreibt: „gut und richtig schreiben" (Prakt. Abh. 121 f.), „natürliche und regelmäßige Schreibart in Briefen" (Prakt. Abh. 122), „das Natürliche, das Wohlanständige" (Prakt. Abh. 122). In der Anwendung der sprachlichen Möglichkeiten will Gellert die Grenzen, die durch die sorgsam gezogene Richtschnur festgelegt sind, wohl beachtet wissen: „Dieses kann nicht besser geschehen, als wenn man das Gemeine, das Alltägliche vermeidet, das am ersten in der Rede beschwerlich wird, und wenn man sich so wohl von dem Altfränkischen als von dem Neumodischen

in der Sprache gleich weit entfernt“ (Prakt. Abh. 7). Die Warnung vor dem Veralteten wie vor dem Modernen in der Sprache betrifft, wie wir gesehen haben, auch die Gestaltung des Satzbaus.

Gellert bekämpft in seinen „Gedanken“ methodische Briefsteller und erklärt: „Wir lieben ja die Abwechselung, das Unverhoffte, das Ungezwungene“ (Gedanken 180). Auch der eigenen Brieftheorie steht er nicht kritiklos gegenüber: „Die Gedanken von Briefen, habe ich bloß jungen Leuten zum Dienste niedergeschrieben. Es ist wahr, daß in der Schreibart auch die besten Regeln immer noch eine unzulängliche Landkarte sind; aber es läßt sich doch mit einer unvollkommnen Karte besser reisen, als mit gar keiner; und was ist zu thun, wenn keine zulängliche möglich ist? Ich hoffe auch gar nicht, daß meine Leser stets mit meiner Meynung übereinstimmen werden“ (Prakt. Abh., Vorrede). So kommen Gellert schließlich Zweifel an der unbedingten Gültigkeit seiner Lehren: „Wenn man endlich selbst Briefe schreiben will, so vergesse man die Exempel, um sie nicht knechtisch nachzuahmen, und folge seinem eignen Naturelle. Ein jeder hat eine gewisse Art zu denken und sich auszudrücken, die ihn von andern unterscheidet. Diese soll er wohl nach guten Exempeln ausbilden, aber sie nie unterdrücken, sonst wird er eben dadurch gezwungen und unnatürlich werden“ (Prakt. Abh. 71 f.). „Ob gleich alle Briefe natürlich seyn sollen: so müssen es doch die am meisten seyn, in welchen ein gewisser Affekt herrscht. Wenn man also dem andern seine Traurigkeit, sein Mitleiden, seine Freude, seine Liebe, in einem hohen Maaße zu erkennen geben, oder in ihm selbst diese Empfindungen erwecken will: so lasse man sein Herz mehr reden, als seinen Verstand; und seinen Witz gar nicht“ (Prakt. Abh. 79).

Gellert behauptet in der Vorrede zu seiner Abhandlung, natürliche Briefe seien nur solche, die „ohne alle Absicht des Drucks“ verfaßt worden sind. Er gibt vor, die eigenen Briefe unverändert in die eine authentische Sammlung, die zu seinen Lebzeiten erschienen ist, aufgenommen zu haben. Doch Eiermann [28]) erbringt den Nachweis, daß Gellert jene Briefe vor der Drucklegung einer Überarbeitung unterzogen hat, die sich im Sinne einer Verallgemeinerung des Inhalts und einer Typisierung von Sprache und Stil bewegt.

Vergleichen wir nun Gellerts Briefpraxis mit seiner Theorie, so läßt sich feststellen, daß es ihm im einzelnen nicht immer glückt, die aufgestellten Lehren in seiner eigenen Korrespondenz zu befolgen [29]). Auf dem Felde des Satzbaus läßt sich beobachten, daß der Gebrauch von Parenthesen und größeren Perioden mit der Zeit beträchtlich zunimmt [30]), während Aposiopesen seltener werden [31]).

§ 8. Ullrich [32]) glaubt, daß Goethe bereits in Frankfurt durch seinen Vater auf Gellerts Brieflehre aufmerksam gemacht wird. Aus „Dichtung und Wahrheit“ wissen wir, daß Joh. Casp. Goethe „Gellert“ neben anderen Autoren des 18. Jahrhunderts in seiner Bibliothek stehen hatte [33]), aber nicht, ob sich eine der beiden brieftheoretischen Schriften Gellerts darunter befand. Zur Unterstützung seiner Hypothese weist Ullrich insbesondere auf die Übersetzungsübungen des Knaben und den siebensprachigen Briefroman hin, von dem in „Dichtung und Wahrheit“ erzählt wird [34]). Diese Gründe erscheinen mir nicht ausreichend, die Bekanntschaft mit Gellerts Brieflehre vor seinem persönlichen Zusammentreffen mit dem Professor anzunehmen, da ja die Lehren Gellerts bereits von vielen Vorgängern vertreten werden. So ist beispielsweise Gellert keineswegs der erste, der das Übersetzen klassischer Autoren als Stilübung empfiehlt [35]); er folgt darin nur den Gepflogenheiten der zeitgenössischen Brieftheoretiker [36]). Schließlich — und das ist das Mißliche bei der ganzen Argumentation Ullrichs — stützt das wenige vorhandene Material seine Annahme nicht, was er auch selbst feststellt. Denn die drei aus Frankfurt datierten Briefe bewegen sich — wie wir schon erwähnten — ihrer ganzen Bestimmung gemäß in der Manier des 17. Jahrhunderts und widersprechen so den Forderungen, die Gellert an einen guten Brief stellt. Der Wiesbadener Brief an die

Schwester dokumentiert sich durchaus als Übergang zu den frühen Leipziger Briefen des Studenten. Er hat — wie bei der Untersuchung des sprachlichen Materials sich erweisen wird — teil an typischen syntaktischen Erscheinungen beider Briefgruppen. Ob der junge Goethe Gellerts brieftheoretische Schriften und die von ihm selbst herausgegebenen eigenen Briefe bereits vor seiner Leipziger Studienzeit kennen lernt, ist auch nebensächlich. Eindruck machen die Briefe und Stillehren auf ihn erst in der direkten Vermittlung durch die Persönlichkeit Gellerts selber. Das bestätigen uns Goethes eigene Zeugnisse, während mit keiner Zeile der Lektüre jener Schriften, die er sicher gelesen hat, Erwähnung geschieht. Die Wirkung der Lehren Gellerts, die dieser in seinem stilistischen Praktikum an Hand von Musterbriefen aus der eigenen Korrespondenz interpretiert, spüren wir am intensivsten, wenn der junge Student sich beeilt, das soeben Gehörte der Schwester zur Regel für ihren Briefstil zu machen: „Mercke diß; schreibe nur wie du reden würdest, und so wirst du einen guten Brief schreiben" (I, 109 $_{21}$ f.). [37])

Ganz im Sinne der empfangenen Lehren korrigiert der Leipziger Student selbstbewußt die Briefe, die er von der Schwester erhält und teilt ihr seine Verbesserungsvorschläge mit [38]). Mit der Geste des Lehrers hält er Cornelie zu sorgfältiger Interpunktion und Orthographie an. Er ermahnt sie, sich der Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks zu befleißigen, indem er besonders vor „Curial", poetischen Wendungen und Fremdwörtern warnt. Für den Satzbau empfiehlt er der Schwester, den Relativsatz dem Partizipium vorzuziehen [39]), und tadelt die Inversion des Subjekts in mit „und" angeschlossenen Hauptsätzen und die schon von Gottsched [40]) gerügte Auslassung der „verba auxiliaria".

Diese Verbesserungsvorschläge sind ganz im Stile der Kritiken gehalten, die Gellert in seiner „Praktischen Abhandlung" an Neukirchs galanten Briefen und anderen brieflichen Dokumenten übt. Folgende Beispiele mögen dies veranschaulichen:

Gellert: „Wenn sagt man im gemeinen Leben: nachdem ..." (Prakt. Abh. 4). Vgl. ferner „im gemeinen Leben reden" (Prakt. Abh. 3 f. und 10), „Sprache des gemeinen Lebens" (Prakt. Abh. 5).

Goethe: „A b z w e c k e n ist kein Briefwort. Sagst du es im gemeinen Leben?" (I, 109 $_{26}$ f.).

Gellert: „Ich würde ihm zeigen, daß die Stelle ... weit besser sey, als die seinige: ... Die erste ist natürlicher" (Prakt. Abh. 63 f.).

Goethe: „U n d g i e b t m a n s i c h M ü h e es wäre besser: man giebt sich Mühe" (I, 110 $_{1}$ f.). Ähnlich: I, 109 $_{32}$; 110 $_{3, 6, 7, 8}$. — „W e i l d u a n v i e l h o h e D i n g e d e n c k s t, wäre natürl." (I, 109 $_{27}$ f.). — Vgl. auch: „Au comme[nœ]ment ce paragraphe auroit ete mieux, comme cela: Freil. haben wir geschmaußt, aber auch dabey an dich gedacht und deine Gesundheit getruncken, car les mots dabey, indem, ne sont pas bien naturels" (I, 119 $_{14}$ ff.). Vgl. ferner:

Gellert: Prakt. Abh. 19 f.

Goethe: I, 109 $_{30}$ f.

Nach dem Bericht in „Dichtung und Wahrheit" hat der nach Frankfurt Heimgekehrte seine Bemühungen, die Schwester zu bilden, belächelt: „Mir war es lustig genug zu sehen, wie ich dasjenige was Gellert uns im Collegium überliefert oder gerathen, sogleich wieder gegen meine Schwester gewendet, ohne einzusehen, daß sowohl im Leben als im Lesen etwas dem Jüngling gemäß sein könne, ohne sich für ein Frauenzimmer zu schicken; und wir scherzten gemeinschaftlich über diese Nachäfferei" (27, 216 $_{3}$ ff.). Bereits die Leipziger Briefe lassen erkennen, wie wenig der junge Goethe selbst sich vor diesen der Schwester vorgeworfenen Fehlern hütet. Er verstößt beständig gegen die Regeln der Rechtschreibung und Zeichensetzung, die er der Schwester vorhält [41]) und gebraucht einige der in den Briefen der Schwester gerügten Fremdwörter [42]).

Die Unterdrückung der Hilfsverba in zusammengesetzten Zeiten, die — wenn auch in unterschiedlicher Häufigkeit des Auftretens — den Bau der Nebensätze in der gesamten Prosa Goethes kennzeichnet [43]), ist auch in diesen Briefen oft zu beobachten: I, 81 $_{18}$; 108 $_{18}$; 153 $_{25, 26}$; 158 $_{31}$; 160 $_{14}$; 176 $_{26}$; 189 $_{22}$; 198 $_{25}$; 199 $_{8}$; 297 $_{20}$; 330 $_{7}$; 332 $_{1}$.

In den „Labores juveniles“ ist diese syntaktische Freiheit fast auf jeder Seite ein paarmal zu bemerken. — Die gerügte Inversion des Subjekts wird in den Briefen vermieden, sie begegnet uns aber in den „Labores juveniles“: I, 7 $_{28}$ f.; 23 $_{8}$ f.; 43 $_{17}$; 58 $_{29}$.

§ 9. Diese Betrachtung führt uns auf die Analyse des Satzbaus der Briefe, die der junge Goethe vor seinem Straßburger Aufenthalt geschrieben hat. In der Darstellung der syntaktischen Erscheinungen wollen wir, soweit sich Vergleichspunkte bieten, die Zeilen des jungen Goethe den Briefen Gellerts gegenüberstellen. Einmal wählen wir diese Form der vergleichenden Darstellung, um — wie wir in der methodischen Einleitung dargelegt haben — eine bloße Beschreibung zu vermeiden; zum andern, um zu erkennen, bis zu welchem Grade der junge Student seinen eigenen Stil, wie er im Satzbau seiner Briefe zutage tritt, an den Musterbriefen seines Lehrers schult. Die kritische Würdigung dieser Abhängigkeit des jungen Goethe von Gellert wollen wir im Rahmen einer Charakteristik der gegenübergestellten Briefe folgen lassen, die auf der vorhergehenden Darstellung des Satzbaus fußt. Für den Briefstil Gellerts bietet Eiermann reiches Material, das wir dankbar benutzen. Da es aber nicht so vollständig ist, wie es für unsere speziell syntaktisch-stilistische Untersuchung erforderlich wäre, haben wir es häufig aus eigenen Beobachtungen zu ergänzen gesucht. Bei der Aufführung der Beispiele aus Goethes Briefen vor der Straßburger Zeit haben wir den Rahmen dieser zeitlichen Begrenzung gelegentlich gesprengt, wenn syntaktische Erscheinungen zutage treten, die dem Briefstil oder überhaupt dem Prosastil des jungen Goethe allgemein geläufig sind. Von der summarischen Besprechung dieser Formen ist abgesehen worden, wenn ihre besondere Eigenart oder Stellung im Satzzusammenhang eine nochmalige Interpretation in einem späteren Kapitel rechtfertigt.

§ 10. Wir beginnen die Betrachtung des einfachen Satzes mit einer Erscheinung, die — syntaktisch beurteilt — zwei

verschiedene Formen umfaßt — stilistisch gesehen — aber einheitlich zu werten ist: der Wiedergabe von Gedanken und Empfindungen mittels sprachlich auf ein Minimum reduzierter syntaktischer Gebilde. Entweder ist die knapp bemessene Zeit, oder ein Ausbruch der Leidenschaft, schließlich auch nur ein lässiges Sichgehenlassen, was den Briefschreiber dazu bringt, das, was er denkt und empfindet, unter größtmöglicher Ersparung sprachlichen Materials in grammatisch unvollkommenen syntaktischen Gebilden oder in kurzen Ausrufungssätzen wiederzugeben. Sind grammatisch unvollständige Aussagesätze dem Stil unbefangener brieflicher Mitteilungen allgemein geläufig, so entsprechen Interjektionen, Vokative und Imperative mehr dem Charakter leidenschaftlicher Bekenntnisse. Mit Hilfe dieser Satzformen und einfacher Aussagesätze werden gern beschreibende Partien, Eindrücke und Stimmungen des Briefschreibers wiedergegeben.

Gleichsam, um Atem zu schöpfen, heißt es in dem wildesten der Briefe an Behrisch:

> „Wieder eine neue Feder. Wieder einige Augenblicke Ruhe. O mein Freund. Schon das dritte Blat“ (I, 194 $_{34}$—195 $_{1}$). —

In Frankfurt gibt der junge Goethe Friederike Oeser ein Bild seiner augenblicklichen Beschäftigung:

> „Meine Gegenwärtige Lebensart ist der Philosophie gewiedmet. Eingesperrt, allein, Circkel, Papier, Feder und Dinte, und zwey Bücher, mein ganzes Rüstzeug“ (I, 324 $_{24\text{-}26}$). Vgl. ferner: I, 99 $_{29\text{-}31}$; 100 $_{32}$ f.; 104 $_{10\text{-}15}$; 108 $_{29}$—109 $_{5}$; 112 $_{25}$—113 $_{1}$; 134 $_{16\text{-}19}$; 190 $_{31\text{-}33}$; 208 $_{18\text{-}21}$; Z. 23 $_{28}$ ff.

Die in diesen Schilderungen geübte syntaktische Kürze, deren verschiedene Formen wir jetzt im einzelnen zu interpretieren haben, beherrscht die flüchtigen Leipziger Zeilen, die ganz im Banne der auf den Jüngling einstürmenden neuen Eindrücke und Erlebnisse stehen, in weit stärkerem Maße als die etwas müden Briefe des Frankfurter Rekonvaleszenten. Die leidenschaftlich erregte Sprache der Leipziger Briefe wird im wesentlichen bestimmt durch häufige Äußerungen des Affekts. In der Gestalt einzelner Wörter und kurzer Wortverbindungen enthalten sie Ausrufe und Aufforderungen, die

im Satzzusammenhang als selbständige, satzeinleitende, parenthetische oder nachtragende Glieder fungieren.

In Gellerts und Goethes Briefen wird der Strom der Rede oft durch den Anruf des Empfängers unterbrochen. Diese Erscheinung dient in Gellerts Briefen dazu, einen vertraulichen Kontakt zwischen dem Schreiber der Zeilen und ihrem Empfänger herzustellen. Die Wendungen an den Adressaten geschehen meist — um es mit einem im 18. Jahrhundert beliebten Ausdrucke zu sagen — in „freundschaftlichem" Tone:

„Madam", „Mademoiselle", „ach Madam", „mein Fräulein", „meine Freundin", „liebe Mama", „liebe Freundin", „liebster Freund", „gnädiges Fräulein", „gnädige Gräfin", „beredte Correspondentin", „hochzuehrender Herr", „bedauernswürdiger Freund", „Herr Baron", „Jungfer Muhme", „meine gute Correspondentin", „meine gute Charlotte", „mein lieber Freund", „liebste Jungfer Schwester", „mein lieber Herr von E..." u. a.

In den Zeilen des jungen Goethe an Behrisch, die nur von Freud und Leid des eigenen Herzens etwas wissen, tragen die Anreden des Empfängers innerhalb des Briefes den Charakter emphatischer Ausrufe, die ungehört verhallen. Die einfachen Anreden: „Behrisch", „Freund", „Liebster", „Kind" u. a. werden durch die Vorsetzung von Imperativen und Interjektionen oder durch Wiederholung nachhaltig bekräftigt, durch begleitendes Pronomen oder Adjektivum lebhaft beteuert:

„O Behrisch", „ha Behrisch", „sieh Behrisch", „höre Behrisch", „Behrisch, Behrisch", „Freund, Freund", „Lieber, Lieber", „o Behrisch, Behrisch", „guter Junge", „o mein Freund" u. a.

Zu den typischen Elementen des Briefstils zählen Gruß- und Wunschformeln, die bei Gellert — soviel ich sehe — im Briefanfang nicht gebraucht werden [44]) und am Ende wenig Charakteristisches aufweisen. Die Schlußformeln sind durchweg vollständige Sätze und interessieren hier nur, soweit sie imperativischen Charakters sind. Außer stereotypen Wendungen wie: „Leben Sie wohl!", „Grüßen Sie...", „Empfehlen Sie mich...", „Beehren Sie mich..." erwähne ich

noch folgende häufiger auftretende Variationen, die Eiermann nicht verzeichnet:

„Leben Sie wohl, und lieben Sie mich" (Briefe 126). Ähnlich: Sch. 231, Cr. 61, Schl.-H. 25; 178; 240.

„bleiben Sie mein Freund" (Briefe 238). Ähnlich: Briefe 243, Sch. 266, Fa. 142. „Lebt wohl, grüßt Eure Kinder, und all die Unsrigen herzlich, und betet für mich" (Fa. 111). Ähnlich: Fa. 75; 94; 106; 119 f., L. 640.

„Machen Sie mich zu Ihrem Vertrauten, wenn..." (Briefe 234). Ähnlich: Briefe 177.

Gruß- und Wunschformeln werden — sofern sie nicht als Imperative auftreten — in den Briefen des jungen Goethe gern in das Gewand verkürzter Sätze gesteckt.

Briefeingänge:

„Riese, guten Tag!... Riese, guten Abend!" (I, 102 $_{23, 25}$). „Bon jour ma petite savante" (I, 142 $_{32}$). „Ihr Diener Herr Schönkopf, wie befinden Sie sich Madame, Guten Abend Mamsell, Petergen guten Abend" (I, 299 $_{10}$ f.). Vgl. ferner: I, 140 $_{27}$; 199 $_{4}$.

Außer allgemein üblichen Wendungen am Ende des Briefes, wie „Leb wohl", „Lebe wohl", „Lebt wohl", „Leben Sie wohl", „Grüßen Sie...", „Empfehlen Sie mich...", „Gute Nacht" (nur in Briefen an Behrisch) [45]), „Adieu", „Mes compliments (respectueux) a..." u. a., führen wir hier auf:

„Vale. Vale" (I, 101 $_{16}$ f.).

„Adieu ma chere. Mes compliments Mon ange, a toutes mes amies. Adieu" (I, 102 $_{10}$ f.). Ähnlich I, 125 $_{1}$ f.

„Bon soir et bonne nuit" (I, 166 $_{26}$).

„Lieben Sie mich" (I, 317 $_{2}$; Z. 24 $_{6}$; II, 22 $_{27}$; III, 46 $_{10}$; IV, 22 $_{9}$; 159 $_{32}$).

„Habe mich lieb" (I, 336 $_{10}$). Ähnlich: III, 47 $_{4}$ f.; IV, 147 $_{33}$; 153 $_{11}$; V, 289 $_{21}$; 297 $_{9}$.

„Lebe wohl und liebe mich" (I, 205 $_{4}$). Ähnlich: I, 127 $_{22}$ f.; III, 20 $_{25}$ f.

„Ein Compliment von Netten" (I, 209 $_{15}$ f.). Ähnlich: I, 206 $_{17}$.

„Empfelungen, an Mad. Oberm. Herrn Obermann..." (I, 301 $_{5}$ f.).

Außer Grußformeln finden sich verkürzte Sätze unter den stereotypen Wendungen, die am Anfang und Schluß sowohl wie im Innern des Briefes gebraucht werden, um Gedanken-

gänge einzuleiten oder abzubrechen. Diese Erscheinung ist bei Gellert in Briefeingängen nur selten wahrzunehmen:

„Wieder ein Brief, ein fremder Brief, mit dem ich Sie qväle!" (Sch. 233). „Nur ein Wort" (L. 192). Vgl. ferner: Fa. 114, L. 75, Sch. 92.

Gellert fügt einem vom 8. März 1759 datierten Brief an Fräulein von Schönfeld am 9. März einen zweiten und einen dritten hinzu:

„Noch ein Brief" (Sch. 48). „Dritter Brief" (Sch. 51).[46])

Briefeingänge Goethes sind:

„Me voici pour repondre a ta lettre du 15me Octbr." (I, 101 31). „Gestern einen Brief von dir, und hier die Antwort" (I, 184 5). „Endlich ein Brief!" (I, 326 24). „Liebe Tante ein Wort zum Zeichen dass ich lebe" (IV, 141 28).

Ein am 27. September 1766 französisch begonnener Brief wird am 12. Oktober englisch fortgesetzt:

„French enough! Let us write english!" (I, 147 20). Vgl. auch: I, 208 3 f.

Geht Goethe in seinem Brief zu einem neuen Gegenstand über, so bereitet er den Leser gern durch Voranstellung des Themas auf die folgende Erörterung vor. Ein paarmal hat er in den Briefen an die Schwester diese in Form von Überschriften gegebenen Ankündigungen deutlich als solche über den Brieftext gesetzt:

„Nach Schrift an den Vater" (I, 100 23). „Antwort auf den Brief von 21 Nov." (I, 109 12). Vgl. ferner: I, 109 23; 112 19 f.

Meist jedoch wird eine solche Ankündigung durch die ersten Worte eines neuen Abschnitts ausgedrückt oder überhaupt nicht äußerlich markiert:

„Das Teater!" (I, 111 1). „Verschiedene Fragen" (I, 114 31). „Von der Post" (I, 117 7). „De Tasse" (I, 145 7). „Dr Ludwig unser Wirth" (I, 108 15 f.). Vgl. ferner: I, 108 24, 26; 192 14.

Häufiger als diese „Überschriften" finden sich allgemeiner gehaltene Einleitungsphrasen, deren sich auch Gellert bedient:

„Noch eins" (Briefe 286).

„Noch ein Wort" (Fa. 84, Sch. 157). Ähnlich: L. 91; 364; 403, Sch. 21; 245, Schl.-H. 195.

„Noch eine kleine Begebenheit, damit der Bogen voll wird" (L. 368). Ähnlich: Sch. 17. L. 313.

„Noch nicht genug!" (L. 50).

„Etwas anders!" (L. 302).

In dem ersten der uns überlieferten Briefe des Knaben Goethe an Ludwig Ysenburg von Buri begegnet uns der Satz: „Noch eins fällt mir ein" (1, 78 13). Die elliptischen Formen dieser Weiterleitung erscheinen neben andern Übergangswendungen zuerst in den Leipziger Briefen:

„Noch eins!" (I, 101 11). Ebenso: I, 114 11, IV, 135 24, Brief des Pastors: III, 120 29.

„Noch was" (I, 114 18). Ebenso: I, 209 2, II, 21 10, III, 6 8, 62 29, Brief des Pastors: III, 118 32.

„Noch etwas" (II, 9 29). Ebenso: III, 10 17.

„A quelque autre chose!" (I, 120 18).

„Noch einige Punckte, auf deinen Brief" (I, 198 2 f.). Ähnlich: I, 115 25; 154 18; 325 13; III, 70 29.

„Ein Wort!" (IV, 129 18). Ähnlich: I, 130 19; 142 8; 143 25; 163 1; II, 295 24; III, 56 5; V, 291 14 f.

„Apropos" (I, 185 3). Ebenso: I, 165 11; 200 3; 299 24; 302 25; 333 10: Im französischen Brieftext: I, 168 7; Z. 11 4. Ähnlich: I, 173 1; 182 19.

„Ad varia" (I. 190 26). Vgl. ferner: I, 99 26; 115 9; 158 28; 175 28 f.; 176 28; 194 23; 199 12; II, 110 25 f.; 27; III, 53 6; 55 11; IV, 149 2 f.

Ein Infinitivsatz kündigt gleichsam programmatisch den Inhalt der folgenden Briefpartie an:

Gellert: „aber kurz zu reden" (Sch. 152 f.). Vgl. auch L. 52. „Aber auf andere Bücher zu kommen" (Sch. 21).

Goethe: „Von dem also zu reden was ich gesehen habe" (I, 318 12). „Pour parler quelque mot du stile de ta lettre" (I, 119 13). „Auf deine närrische Fragen zu antworten" (I, 111 2 f.). Vgl. ferner: I, 108 30; 179 1 f., III, 76 4, IV, 159 18 f.

Den hier mitgeteilten Einleitungsphrasen von Briefen und Briefabschnitten füge ich eine Reihe allgemeiner Satzanfänge an, die zumeist vertrauliche Mitteilungen ankündigen:

Gellert: „Gesetzt" (Fa. 70). Ebenso: Sch. 169, Briefe 152, A. 285. „denn im Vertrauen geredt" (Briefe 184). „Im Ernste" (Briefe 213; 220). Ähnlich: Sch. 87; 238. „In Wahrheit" (Briefe 154; 231).

Goethe: „Gesetzt nun" (An Buri I, 80 6). Ähnlich: I, 169 1; R.-E. III, 357 8. „Unter uns" (I, 325 24). Ähnlich I, 175 7;

320 3; 322 13. „Und im Vertrauen“ (I, 314 10). „Im Ernste“ (I, 103 21). Ebenso: II, 25 1; IV, 146 14. „In Parenthesi“ (I, 118 8). „Vraiment“ (Z. 22 2).

Die bunte Fülle einzelner Worte und Ellipsen, die den Schluß des Briefes oder den Abbruch einer Gedankenreihe ausdrücken, erscheint bei Goethe beweglicher und ungezwungener als der in seiner Auswahl engbegrenzte Vorrat stereotyper Formeln Gellerts. Außer den massenhaft belegten einfachen „kurz“, „genug“, „so viel“ treten in Gellerts Briefen auf:

„genug von meinem Besuche“ (Sch. 101).
„So viel für heute“ (L. 58). Ähnlich: L. 255; 365, Sch. 167; 240, Schl.-H. 260.
„Mit einem Worte“ (Sch. 20). Ebenso: A. 285, Fa. 20.
„Doch nun auch kein Wort weiter auf heute“ (L. 74).
„Getrost“ (Fa. 114). Ebenso: Sch. 182; 195, Schl.-H. 435. Ähnlich: Fa. 67, L. 65; 331; 473; 490, Sch. 74; 138; 203 u. a. [47]).

Von der Mannigfaltigkeit der von Goethe angewandten Formen mögen die folgenden Beispiele zeugen:

„Vor diesmal schreibe ich nichts mehr, als ...“ (An Buri I, 80 16).
„So weit für dießmahl“ (I, 114 8). Ähnlich: I, 99 26; II, 110 30; III, 65 13, Brief des Pastors III, 114 32.
„Die andern auf ein andermahl“ (I, 109 5). Ähnlich: I, 104 17; 134 24 f.; 311 13 f.
„Künftige Woche mehr“ (I, 205 28). Ähnlich: I, 185 33; IV, 144 13.
„Also nichts mehr davon“ (III, 55 10). Ähnlich: IV, 135 31; 153 18 f.
„kein Wort heut mehr“ (IV, 135 31).
„Die Fortsezung nächstens“ (I, 203 6). Ähnlich: I, 312 33 f.; 328 2 f.; III, 66 4 f.; IV, 27 11 f.; 129 19; 148 16; V, 292 22.
„Genug!“ (I, 99 20). Ebenso: I, 106 20, 22; 107 19; 191 11.
„suffit“ (I, 120 4).
„Gnug von Mädgen” (I, 99 30). Ähnlich: I, 79 18; I, 321 24.
„Ende Jetzt“ (I, 328 15).
„Punctum“ (I, 182 1). Ebenso: II, 23 18, im französischen Brieftext I, 166 34.
„Transeat!“ (I, 104 33; 107 27).

Das einfache Adverbium oder Adjektivum kündigt einen Satz an, der den bisherigen Gedankengang zusammenfaßt, bestätigt oder in einem bestimmten Sinne modifiziert:

„aber es war auch eine wichtige Ursache, eine mit der wichtigsten, dem Halsbrechen, so verwandte, kurz ich binn vom Pferde gestürzt, oder eigentlicher ich habe mich vom Pferde gestürzt“ (I, 186 5 ff.).
„Doch laß mich schreiben. Besser ich lasse meine Wuht aus, als daß ich mich mit dem Kopf wider die Wand renne“ (I, 195 6 ff.).

Man kann im Zweifel sein, ob hier dem Einzelwort noch die Geltung des Satzes zuzugestehen oder lediglich die Rolle eines zwischen den Sätzen isoliert stehenden Bindewortes zu geben ist. Das trifft auch für den vielgebrauchten Ausdruck „genug“ zu, der — abgesehen von den vorhin zitierten Beispielen — einem Satz voraufgeht, der eine kurze abschließende Reflexion über das Letztgesagte anstellt:

„Schreiben Sie's auf Rechnung des Brodneids, oder der wenigen Empfindung, dass mir der Barde nicht behagt. Mir ist's eins. Genug, ich kann nichts empfinden wo nichts gedacht ist“ (I, 330 10 ff.). Vgl. ferner: I, 103 15; 169 21; 189 4; 322 19; Z. 13 23.

Gellert, der Provinzialismen und Kraftwörter meidet, steigt nur gelegentlich einmal zu niederen Elementen wie „Laffe“, „Lümmel“, „Affe“, „Narr“, „schmeißen“ u. a. [48]) herab. Demgegenüber gefallen sich die Briefe, in denen der junge Goethe einen burschikosen Ton anschlägt, in Derbheiten des Ausdrucks:

„Verflucht!“ (I, 194 2) Ähnlich: I, 191 26; 194 23; 207 18 f.
„Ein Schurcke wie der andre“ (I, 113 1).
„Zum Hencker“ (I, 104 1 f.). Ähnlich: I, 107 30; 175 27 f.
„Ventresaintgris!“ (I, 142 12). Im deutschen Brieftext: I, 185 18 f.)
„Teufel“ (I, 185 15; 191 11).
„der Teufel geseegne es euch“ (I, 172 22).
„Hölle!“ (I, 182 4)

Diesen recht sinnfälligen Redensarten nahe steht eine Reihe stereotyper Beteuerungsformeln: „Gott“, „Himmel“ u. a., die bei Gellert anfänglich als bloße Ausdrücke des Affekts fungieren, im Laufe der Entwicklung seines Stils aber den erbaulichen Zug nicht mehr verkennen lassen [49]). Beim jungen Goethe begegnen uns diese Ausrufe als reine Affektäußerungen [50]):

„Gott!“ (I, 196 5) Ebenso: I, 193 15, 20; 208 25.
„O Gott“ (I, 194 19).

„Lieber Gott“ (I, 198 29).
„Gott Gott“ (I, 192 16; 194 14).
„Gott weiß“ (I, 180 22; 322 10).
„Gott sey Danck“ (I, 186 14; 313 27).
„Gott seegne dich!“ (I, 190 13; 206 11) Ähnlich: I, 184 1. Vgl. ferner: I, 191 25; 316 30. Im syntaktischen Zusammenhang treten diese Wendungen auf: I, 130 17 f.; 195 18; 315 17; 322 31.
„Himel!“ (I, 104 4)
„Juste ciel“ (I, 118 24). Ebenso: I, 141 8; 144 33.
„dem Himmel sey Danck“ (I, 183 34). Ebenso: I, 99 27; 312 31.
„Heaven defend us!“ (I, 148 17 f.)

Den Ausdruck der Frömmigkeit nehmen diese Wendungen nur in den religiös gestimmten Briefen an E. Th. Langer an. Aus dieser Stimmung und als Anpassung an den religiösen Inhalt der betreffenden Briefstellen — nicht als Anlehnung an den Stil Gellerts — sind nachfolgende Beispiele zu verstehen, die auch — rein formal betrachtet — sich als vollständige Sätze oder als Glieder eines engen syntaktischen Zusammenhangs von den emphatischen Äußerungen der übrigen Briefe abheben:

„Gerechter Gott, wenn du nicht gütig wärst“ (Z. 16 15).
„Que Dieu Vous benisse pour cela“ (Z. 11 17 f.).
„Gott seegne eure Leidenschafft, wenn's Saamen ist von seinem Sämann“ (Z. 16 11). Vgl. ferner: Z. 14 4; 16 13.

Aus der Fülle der Ausrufe und Aufforderungen führe ich noch Beispiele — meist einfache Interjektionen — an, die durch ihr häufiges Auftreten und die Fülle der Formen den Stil vorliegender Briefe charakterisieren, während sie in Gellerts Briefen — abgesehen von „ach“ und „o“ — nur spärlich Verwendung finden [51]):

„St“, „ft“, „Fi“, „eh“, „ah“, „ha“, „o“, „oh“, „ach“, „ey“, „pfuy“, „da“, „ja“, „nein“, „oui“, „non“, „was“, „halt“, „gut“, „bon“, „top“, „crac“, „fürtrefflich“, „geschwind“, „sieh“, „siehe“, „look“, „höre“, „entends“.

Durch Wiederholung und Erweiterung des einfachen Ausrufs wird auch hier seine Wirkung gesteigert:

„Weh ihr!“ (I, 192 29)
„Ey, ey!“ (I, 206 30; 335 32)
„Eh nun“ (I, 341 18). Ebenso: I, 302 28; 308 31; 341 13 f.).
„eh bien“ (I, 134 2). Ebenso: I, 140 5. Z. 10 6; 11 8.

„Ho yes!“ (I, 132 17)
„Fort! fort! fort!“ (I, 99 29 f.)
„Stille, stille“ (I, 192 17 f.).
„Es sey!“ (I, 320 1; 330 9)
„Doch halte!“ (I, 103 3)
„But hark ye!“ (I, 130 32)
Vgl. ferner: I, 118 33; 121 3; 322 34; 336 3.
Erinnert sei noch an die Umschreibung des Lachens:
„Ha! Ha!“ (I, 100 11) Ebenso: I, 100 21; 22.
„Ha! Ha! Ha!“ (I, 99 31) Ebenso: I, 100 10; 113 1 und an das Summen einer Melodie: „la! la! la!“ (I, 100 15)

Einen persönlicheren Ausdruck als in diesen stereotypen Redewendungen gewinnt der Charakter der Briefe in den Reflexionen des Briefschreibers, die gelegentlich stichwortartig zusammengefaßt werden. Aus der großen Reihe von Beispielen, die sich auf der Linie von der sachlichen Feststellung bis zum emphatischen Ausruf bewegen, können wir nur ein paar Proben geben, die trotz formaler oder inhaltlicher Übereinstimmung des Ausdrucks — gelegentlich sogar in gleicher Situation — den ganz verschiedenen Typus der beiden Briefschreiber charakterisieren:

Gellert: „Leben Sie wohl! O welch ein langer Brief!“ (L. 92)
Goethe: „Ich dencke, nun hörte ich auf, Zwey Bögen. Lieber Gott was für ein Geschreibe“ (I, 198 28 f.). Vgl. auch: „Das Geschwätze“ (I, 192 2 f.).
Gellert: „Die Fräulein Schönfeld ist wieder besser; sie hat mir vor wenigen Tagen einen vortrefflichen Brief geschrieben. Die gute Fräulein!“ (L. 312) Vgl. auch: L. 325, Sch. 167.
Goethe: „Küße Schmitelgen und Runckelgen von meinetwegen. Die lieben Kinder!“ (I, 99 22 f.)
Gellert: „Der Schmerz in der Hüfte ist zeither stille, oder doch nicht heftig gewesen. Aber mein Kopf — —“ (Fa. 87). Vgl. auch: Fa. 75.
Goethe: „Tausend Sachen, und nicht die rechte. O Behrisch, Behrisch! Mein Kopf“ (I, 192 11 f.).
Vgl. ferner: Gellert: Briefe 157; 205; 255; 277; 279; 299; 301; L. 41; 479; Fa. 87; Sch. 93; 98; 214; Schl.-H. 53; 77; 435.
Goethe: I, 102 10, 30; 117 5 f.; 130 31; 146 30; 169 5; 171 10 f.; 172 6; 190 9; 191 9; 205 3; 301 14; 313 28; 316 24; 324 32 f.; 342 16; Z. 11 7; 19 31; 20 21; 26 24 f.

Auch unter den hier aufgeführten Formen wird durch ein-

fache oder steigernde Wiederholung besonderer Nachdruck erzielt:

Gellert: „Genung, genung!“ (L. 66) „Aber der Frühling, der mir schon zweymal schreckliche Frühling! —“ (Fa. 87) Vgl. ferner: L. 133, Fa. 89.
Goethe: „S i e! S i e!“ (I, 104 29)
„Lessing! Lessing!“ (I, 328 5)
„Charitas, la chere Charitas!“ (I, 134 16)
„Ihr lebt vergnügt, in M. ich lebe hier eben so. Einsam, Einsam, ganz einsam“ (I, 125 10 f.).
Vgl. ferner: I, 173 9 f.; 318 24-26; 335 32; Z. 16 19 f.; 27 11.

Aus der Reihe der syntaktischen Gebilde, welche für den logischen Zusammenhang leicht entbehrliche und mit schwachem Akzent versehene Glieder fortlassen, führen wir als charakteristisch für den Briefstil des jungen Goethe noch solche Sätze auf, in denen das als Personalpronomen zu erwartende grammatische Subjekt fehlt:

„Den Brief a Küstner empfing und bestellte“ (I, 100 f.).
„keine Hippine giebt hier“ (I, 111 5).
Vgl. ferner: I, 117 11; 195 17; 327 16; 332 34; Lab. juv. I, 22 32; 58 7.

Beim Prädikativ wird gelegentlich die Kopula unterdrückt:

„Und die Herrlichkeiten nicht teuer, gar nicht teuer“ (I, 104 14 f.).
Vgl. ferner: I, 113 1; 200 5; 324 25 f.

Wie wir gesehen haben, schwingt sich Gellert in der „Stunde des Affekts“ zu Interjektionen und Ellipsen auf. Daneben erscheinen bei ihm auch vollständige Ausrufsätze und rhetorische Fragesätze, die von Eiermann [52]) ausführlich beschrieben werden. Aus den mannigfachen Erscheinungsformen grammatisch vollständiger Hauptsätze in den Briefen des jungen Goethe besprechen wir nur einige für ihren Stil besonders charakteristische Arten. Ein Ausdruck des ganz jugendlichen Pathos ist es, wenn in dem wilden Fluß der Leipziger Bekenntnisse oder in dem ruhig dahingleitenden Strom der Frankfurter Berichte inselhaft fast feierlich gestaltete Ausrufe und Wünsche auftauchen:

„O wäre die Sonne wieder da!“ (I, 196 7)
„Daß ich dir alles erzählen könnte!“ (I, 208 8)

„Ah comme je vous aime, cheres creatures. Helas fussiez vous seulement un peu meilleures“ (I, 134 20 f.).
Vgl. ferner: I, 135 15-17; 141 13; 160 11; 187 6, 16; 188 9-14; 191 23; 200 31 f.; 319 2, 25 f.; 320 9; 321 3; 324 22 f.; 329 24; 332 16.

In den Briefen des jungen Goethe erscheinen ein paar Arten von Heischesätzen, die Gellerts Sprache nicht fremd sind, die man aber auch im Dialog der Prosadramen Lessings beobachten kann. In vorliegender syntaktischer Beobachtung handelt es sich weniger um ein Charakteristikum der Sprache Gellerts oder Lessings, sondern mehr um eine Erscheinung, die für den Prosastil des 18. Jahrhunderts allgemein bemerkenswert ist. Ganz in der Manier der gesprochenen Sprache bewegen sich die folgenden im Partizip des Perfekts erteilten Aufforderungen und Ermahnungen:

Gellert: „Doch nicht geklaget!“ (Fa. 20) Ähnlich: Fa. 64 f., Borch. 75.
„Aber nicht geschmält! nein, sondern gewünschet, daß diese Schrift vielen Lesern nützlich und mir nicht nachtheilig seyn möge!“ (Sch. 244)
Lessing: „Erst geantwortet“ (Minna v. B. 2, 33 28).
„Ganz geschwiegen, oder ganz mit der Sprache heraus“ (Minna v. B. 2, 40 12 f.).
Vgl. auch: Minna v. B. 2, 75 31.
Goethe: „E x e q u i e n deutschgeschrieben!“ (I, 110 3)
„nur niemanden, eine Abschrift davon gegeben“ (I, 160 23 f.).
„Entweder ganz getadelt, oder ganz gelobt“ (I, 310 18).
Vgl. ferner: I, 114 2-4; 192 16 f.; 318 19.

Ebenfalls der Umgangssprache entnommen sind mit Konjunktionen eingeleitete vollständige Sätze, die ein Geheiß oder ein Verbot aussprechen. Diese Satzform kann ich bei Gellert nicht nachweisen, sie begegnet uns aber im Dialog der „Minna von Barnhelm“:

„Vor allen Dingen, daß meine Pistolen, die hinter dem Bette gehangen, nicht vergessen werden“ (2, 23 37-39).
Goethe: „Wenn ihr es nur nicht wieder tuht“ (I, 104 33).
„Dass niemand den Artickel sieht als wem er nütz ist“ (I, 315 2 f.). Vgl. ferner: I, 115 23 f.; 184 6 f.

§ 11. Unsere bisherige Betrachtung der Formen des einfachen Satzes, die, getreu der stilistischen Beschaffenheit

vorliegenden Materials, den Typus des nach formaler Kürze strebenden Satzes in den Vordergrund gerückt hat, bekundet eine lebhafte Tendenz nach Ersparung im Ausdruck. Demgegenüber wird in der Wiederholung und Steigerung dieser Gebilde ein Streben nach Verschwendung offenbar, das sich auch bei der Verteilung des sprachlichen Materials im Satze auswirkt. Bei Gellert entspringt dieses Streben seiner eigenen „geschwätzigen Gemütlichkeit" und seinen Bemühungen, „den Stil affektvoll zu beleben". Es äußert sich in den verschiedenartigsten Formen der Wiederholung, die dem Nachdruck, der Erläuterung, Steigerung, Bestätigung und Bekräftigung des Gesagten dienen sollen [53]). Die in den Briefen des jungen Goethe auftauchenden Formen der Wiederholung, wie Geminatio, Variatio und Steigerung sind vorwiegend emphatischer und nur selten erläuternder Natur.

Betrachten wir zunächst den Satzanfang. Das als Substantivum den Satz eröffnende Glied wird von Gellert und Goethe durch ein Demonstrativ- oder ein Personalpronomen wieder aufgenommen:

Gellert: „Aber der Schlaf, gnädiges Fräulein, ist der gut?" (Sch. 6). „Aber ich armer Mensch, ich bin wohl unschuldig" (Sch. 15). [54])

Goethe: „aber die Zusammensetzung davon, ach die entzückt" (I, 108 31 f.). „aber deine Umstände, sie sind nicht vorteilhaft..." (I, 208 27).

Vgl. ferner: I, 104 4; 320 27-30; 323 15 f.; 335 32—336 1; Z. 11 8 f.; 7 27 f.

Der den Satz einleitende Teil erhält bei seiner Wiederholung durch Erweiterung rhetorischen Nachdruck:

Gellert: „Ein gut Herz, ja das hat er auch, ein furchtsames, hypochondrisches, eigensinniges gutes Herz, ..." (Sch. 31).

Vgl. auch: Sch. 77.

Goethe: „Und heute, laß es dir erzählen, heute morgen, stehen einige Churgäste und ich auf einer Terasse" (Wiesb. Br. a. Corn. I, 81 22 f.). „Diese Hand die jetzt das Papier berührt um dir zu schreiben, diese glückliche Hand drückte sie an meine Brust" (I, 190 5 f.).

Vgl. auch: I, 139 11 f.

Mit Vorliebe wird ein einfaches oder attributiv verstärktes Substantivum um des Nachdrucks willen ans Ende des Satzes gestellt, nachdem es durch ein voraufgehendes Pronomen angekündigt ist:

Gellert: „Sie ist also todt, die würdige Mutter so vieler vortrefflichen Kinder?" (L. 211). [55])

Goethe: „Sie ist lang ausgeblieben, die Antwort!" (I, 317 8). „Er hat wieder geheurahtet, der alte Bock!" (I, 106 23 f.).

Vgl. ferner: I, 134 22; 182 29 f; 194 22 f.; 300 24; 320 31; 342 1 f.

Kunst d. Spr. z. f.: „er wird nicht abspringen, der spizzige Pfeil!" (I, 220 20 f.).

Vgl. ferner: I, 217 26; 220 28, 33.

Die Mitschuldigen: 1. Fass. VI, 97 2 f. = 2. Fass. I, 400 20 f.; 1. Fass. VI, 99 5.

Das einzelne Wort wird gern durch erweiternde Wiederholung näher erläutert:

Gellert: „solche Gedanken, Gedanken der Religion" (L. 66). „meine Briefe, meine treuherzigen Briefe" (Sch. 15). Vgl. ferner: Sch. 30; 31 u. a. [56]).

Goethe: „nichts als Briefe, und das wenn es seyn könnte, wahre Briefe an mich" (I, 174 21 f.).

„wenn Sie an all die Liebhaber dencken, die ..., grose und kleine, krumme und grade" (I, 333 5-7).

Vgl. auch: I, 332 12-14.

Die erweiternde Aufnahme eines Satzteils zum Zwecke näherer Charakterisierung geschieht mit Hilfe der Partikelgruppe „und zwar":

Gellert: „Es fehlen uns ... noch gute deutsche Briefe und zwar Briefe von einem Frauenzimmer" (Sch. 33).

Dieser Form der Anknüpfung bin ich bei Goethe nur in den frühen Frankfurter Briefen des Knaben und in einem der ersten Leipziger Briefe begegnet:

„Er ersucht seinen Hofmeister, ihm einen Brief aufzusetzen, und zwar einen allerliebsten Brief" (I, 80 7-9).

„Meldet mir ... Was ihr für Professor habt. & cetera und zwar ein langes & cetera" (I, 103 5-7).

Vgl. auch: I, 79 31.

Diese Beispiele sind besonders lehrreich für die Art der Abhängigkeit von Gellert. Der wörtliche Anklang besagt hier nichts. Einmal liegt die direkte Berührung mit Gellert zeit-

lich später, zum andern handelt es sich — und das ist wohl allein ausschlaggebend — um eine ganz stereotype Verbindungsformel.

Besonders beliebt sind affektvolle Satzschlüsse:

Gellert: „Leben Sie wohl, sehr sehr wohl" (L. 338).
„Mit welcher Empfindung habe ich diesen Schluß gelesen und wieder gelesen!" (Cr. 31).
Vgl. ferner: Cr. 55, Fa. 64, L. 65, 133. Sch. 22.
Goethe: „Aber wie froh bin ich, ganz froh" (I, 126 $_{1}$).
„Sieh' diese Seeligkeit habe ich dir zu dancken! Dir! Deinem Raht, deinen Anschlägen" (I, 190 $_{8}$ f.).
Vgl. ferner: I, 104 $_{1, 15}$; 132 $_{19}$ f.; 139 $_{3}$ f.; 194 $_{11}$ f.; 208 $_{21\text{-}23, 25}$; 318 $_{20}$.

Erwähnt sei noch, daß in den Briefen des jungen Goethe an die Stelle eines noch fehlenden Gliedes am Satzende des öfteren ein neues, selbständiges syntaktisches Gebilde tritt. Im allgemeinen geschieht eine derartige Veränderung des Satzkörpers im Tone kaum verhaltener Ironie:

„Nehmen Sie mir's nicht übel, ich sage wie ich's dencke, drittehalbjahre das können Sie weder von einem Pantoffel noch von einem Messer, noch von — das lass ich dahin gestellt seyn — verlangen" (I, 298 $_{19}$ ff.). „Ich wollte Sie wären kopuliert und Gott weiss was noch mehr" (I, 340 $_{9}$ f.).
Vgl. ferner: I, 103 $_{7}$ f.; 332 $_{18}$; 342 $_{23}$.

Soweit nicht die Rücksicht auf den Anfang oder das Ende des Satzes beeinflussend wirkt, bietet die Wortstellung in dem hier zu bearbeitenden Material nichts Auffälliges, abgesehen vielleicht von folgender Erscheinung: Bei dem Zusammentreffen des pronominalen Dativ- und Akkusativobjektes tritt eine Wortstellung ein, die Wunderlich und Reis [57]) mundartlich zu erklären suchen und z. B. für Frankfurt und den Mittelrhein belegen können. Entweder ist diese Wortfolge dem Briefschreiber aus seiner Mundart geläufig, oder er hat teil an einem Archaismus der Schriftsprache, den auch seine Umgebung übt:

Gellert: „schicken Sie mir ihn wieder zurück" (Briefe 183).
„wie Sie mir sie auf meinen Tisch gelegt haben" (Briefe 184).
Vgl. auch: Briefe 155; 157; 160; 185; 199.
Goethe: „laß dir ihn vom Vater erklären" (I, 113 $_{32}$ f.).
„schreibe mir es" (I, 114 $_{14}$).

Vgl. ferner: I, 81 $_{30}$; 113 $_{7\text{-}8}$; 160 $_{20}$; 168 $_{14}$; 190 $_{15}$; 200 $_{16}$; 338 $_{23}$; 339 $_{23}$.

Neben dieser der Prosa des jungen Goethe allgemein geläufigen Wortstellung [58]) stehen in großer Zahl die der Schriftsprache zukommenden Wortfolgen:

„ließ sie ihr vor" (I, 114 $_{14}$).
„Im Anfange wird es dir schweer fallen" (I, 113 $_{19}$).
Vgl. ferner: I, 81 $_{22}$; 113 $_{14}$; 158 $_{16}$; 178 $_{3}$.

Es kann uns nicht wundernehmen, wenn in den ohne äußere Sorgfalt geschriebenen Jugendbriefen Goethes die grammatische Kongruenz der Satzteile, für deren peinliche Beachtung Gottsched eintritt [59]), nicht immer gewahrt bleibt. Bei zwei zusammengeschirrten Worten tritt häufig ein ihnen entsprechender Satzteil nur mit einem, dem zunächststehenden, in genaue grammatische Übereinstimmung:

„Stiefeln und schapobas steht ihm admirable" (I, 171 $_{2}$).
„meine Hand und m e i n Vermögen gehört ihr" (I, 207 $_{17}$).
Vgl. auch: Kunst d. Spr. z. f.: „ein Becher mit Weine und ein Körbgen mit Obst stand vor uns" (I, 220 $_{14}$).

Auf eine Reihe auffälliger Gallizismen im Stil der Leipziger Briefe des jungen Goethe ist wiederholt aufmerksam gemacht worden [60]). Soweit sie den Satzbau betreffen, führe ich sie hier noch einmal auf, suche aber ihre Zahl nach Möglichkeit aus eigenen Beobachtungen zu vervollständigen:

„ich gefalle mir gar sehr sie zu lesen" (I, 165 $_{8}$). Ähnlich: I, 187 $_{17}$.
„daß du ihre Liebe zu mir so mittelmäsig glaubest als die Freundschaft zu dir" (I, 172 $_{32}$ f.).
Vgl. auch: der Tugendspiegel: I, 202 $_{24}$.
„Da ich komme das größte Glück gehabt zu haben" (I, 189 $_{34}$ — 190 $_{1}$).
„Es ist mit für sie, daß ich arbeite" (I, 114 $_{12}$).[61])
Vgl. dazu: „c'est aussi pour le bien de la chere Runckel que je le souhaite" (I, 123 $_{32}$ f.). —
„Auguste, ja das wäre gut, daß ich mich nicht in sie verlieben würde" (I, 185 $_{14}$ f.).
„Es sind heute zwey Jahre daß ich ihr zum erstenm. sagte, daß ..." (I, 208 $_{21}$ f.). Vgl. ferner: II, 23 $_{24}$; 294 $_{20}$.

Auf der anderen Seite ist aber auch zu beobachten — und das ist von der Forschung bisher nicht betont worden — wie sehr

der Stil der deutschen Briefe auf die französischen und englischen eingewirkt hat. Wir haben den deutschen Beispielen — soweit möglich — stets fremdsprachige beigefügt und werden es auch weiterhin tun.

§ 12. Die Ungezwungenheit und Sorglosigkeit, mit der der jugendliche Briefschreiber bei der formalen Gestaltung des einzelnen Satzes verfährt, offenbart sich von neuem bei der Führung und Verbindung der Satzfolgen. Unsere Darstellung macht es sich zur Aufgabe, festzustellen, in welcher Weise Haupt- und Nebensätze im syntaktischen Zusammenhang aufeinanderfolgen, und in welchem syntaktischen Verhältnis die Nebensätze innerhalb der Periode [62]) sich bewegen. Dabei werden wir den einzelnen Kategorien der Nebensätze nur bei besonders auffälligen Erscheinungen Beachtung schenken können, um den Überblick über die großen Linien der Satzfolgen nicht zu verlieren.

Bei der Verteilung der Rede auf Haupt- und Nebensätze können wir die Beobachtung machen, daß vollständige und elliptische Hauptsätze in großer Fülle verbunden oder unverbunden hintereinander treten, ehe ein Nebensatz oder mehrere diese Folge unterbrechen. In Gellerts Briefen stellt diese Erscheinung lediglich eine der überhaupt möglichen Satzfolgen der Briefprosa dar und verrät nach keiner Richtung hin eine besondere stilistische Absicht:

„Dieser Brief, gnädiges Fräulein, ist aus Mangel der Gelegenheit liegen geblieben, und er kommt auch in jedem Jahre noch zu rechter Zeit. Heute wollte ich ihn, nebst dem Hrn. von Miltitz und meinem Bruder selber überbringen, aber der Schnee hat uns zurück gehalten und über dieses bin ich auch nicht wohl. — Weil Sie besser französisch verstehen als ich: so ..." (Sch. 19).

Viel öfter als bei Gellert begegnet uns die Häufung von Hauptsätzen in den Briefen des jungen Goethe. In der ungewollten Aufeinanderfolge der Hauptsätze kommen diese Briefpartien dem gesprochenen Wort oft weit näher als die eigentlichen dialogisierenden Musterbriefe des Brieftheoretikers Gellert. Unter folgenden Umständen tritt die bezeichnete Satzfolge in den Briefen des jungen Goethe auf:

Schilderung seiner Lebensumstände, Mitteilung der Neuigkeiten, Wiedergabe von Erlebnissen:

„Gottscheden hab ich noch nicht gesehen. Er hat wieder geheurahtet. Eine Jfr. Obristleutnantin. Ihr wißt es doch. Sie ist 19 und er 65 Jahr. Sie ist 4 Schue groß und er 7. sie ist mager wie ein Häring und er dick wie ein Federsack. — Ich mache hier große Figur! — Aber noch zur Zeit bin ich kein Stutzer. Ich werd es auch nicht. — Ich brauche Kunst um fleißig zu sein" (I, 103 $_{26}$ ff.).

Vgl. ferner: I, 81 $_{19\text{-}28}$; 81 $_{42}$—82 $_{4}$; 99 $_{29}$—100 $_{5}$; 103 $_{18\text{-}25}$; 104 $_{1\text{-}8,\ 9\text{-}13}$; 106 $_{22\text{-}27}$; 125 $_{8\text{-}12}$; 168 $_{14\text{-}18}$; 169 $_{2\text{-}10}$; 171 $_{1\text{-}4}$; 200 $_{23\text{-}27}$; 324 $_{22\text{-}29}$; Z. 10 $_{27\text{-}31}$; 16 $_{5\text{-}11}$; 26 $_{26\text{-}30}$; 27 $_{9\text{-}13}$.

Charakteristik von Personen:

I, 100 $_{24\text{-}28}$; 108 $_{24\text{-}32}$; Z. 27 $_{29}$—28 $_{2}$.

Reflexionen des Briefschreibers:

I, 102 $_{28}$—103 $_{5}$; 323 $_{33}$—324 $_{2}$; 324 $_{15\text{-}20,\ 22\text{-}27}$.

Zerstreute Mitteilungen verschiedenster Art, wie sie dem Briefschreiber gerade einfallen:

I, 101 $_{4\text{-}10}$.

Eingehen des Briefschreibers auf die Mitteilungen seines Adressaten:

I, 100 $_{10\text{-}14}$; 111 $_{1\text{-}4}$; 302 $_{29}$—303 $_{1}$.

Grüße, Wünsche, Aufträge und Ratschläge für den Empfänger:

I, 82 $_{8\text{-}11}$; 101 $_{21\text{-}25}$; 109 $_{15\text{-}20}$; 113 $_{4\text{-}11,\ 27\text{-}34}$; 127 $_{19\text{-}23}$.

Der Bau des einfachsten Satzgefüges aus Haupt- und Nebensatz bietet in der Stellung seiner Teile drei Möglichkeiten, die wir durch Beispiele aus den Frankfurter Briefen des Knaben veranschaulichen wollen:

Typus I: Hauptsatz mit folgendem Nebensatz: „Wir haben viele Dumm-Köpfe in unsrer Stadt, wie Ihnen ohne Zweifel gar wohl bewust seyn wird" (I, 80 $_{5}$ f.).

Typus II: Hauptsatz mit voraufgehendem Nebensatz: „Wenn sie mich sehen und dieselbe beybehalten so soll es mir angenehm seyn" (I, 80 $_{23\text{-}25}$). Vgl. ferner: I, 78 $_{2}$ f.; 80 $_{3}$ f.

Typus III: Hauptsatz mit eingeschlossenem Nebensatz:

„Keiner von meinen Freunden die Sie kennen, gönnt mir dieses unschätzbare Glück“ (I, 77 $_{18}$ f.).

Diese einfachen Satzgefüge treten innerhalb der ersten Frankfurter Briefe ein paarmal auf, ohne etwas Charakteristisches zu haben, abgesehen etwa von dem Typus II (Hauptsatz mit voraufgehendem Nebensatz), auf den wir Wert legen, weil er die Vorstufe zu einer in diesen Briefen häufiger auftretenden Periode darstellt. Es handelt sich um eine konditionale Periode, die dem — bis auf einen Fall — mit „so“ beginnenden Hauptsatz zwei oder mehr einander untergeordnete Nebensätze voraufgehen läßt, von denen der erste ein Konditionalsatz ist, während der zweite in seiner inhaltlichen Bestimmung schwankt, häufig aber mit „wie“ eingeleitet wird:

„wenn ich auch länger schweigen und ihre grose Eigenschafften insgeheim verehren wolte, wie ich bißher gethan habe, so würde mir dieses die größte Betrübtnüß von der Welt erwecken“ (I, 77 $_{15}$ ff.). Vgl. ferner: I, 78 $_{30\text{-}32}$; 79 $_{19}$ f.; $_{24\text{-}27}$.

Eine Variation des geschilderten Typus macht von dem Hauptsatz noch einen Relativsatz abhängig: „Und wenn sie auch gleich nichts anders zu schreiben wissen als wie sie sich befinden: so wird es dennoch stets angenehm seyn dem der stets bleiben wird Mein Herr dero aufrichtigst ergebenster Diener J. W. Goethe“ (I, 81 $_{6}$ ff.).

(Der Wiesbadener Brief des Knaben enthält eine zwar inhaltlich anders bestimmte, doch formal ganz ähnlich gebaute Periode: I, 81 $_{16\text{-}19}$.)

Die Periode der letzten Art ließe sich auch auf einen Satzfolgetypus IV (Nebensatz, Hauptsatz, Nebensatz) zurückführen, der sich in vorliegenden Briefen häufiger nachweisen läßt, und bei dem wiederum die Einleitung des Hauptsatzes durch „so“ charakteristisch ist, während die inhaltlichen Bestimmungen wechseln: „Solten Sie wegen meines Alters besorget seyn, so sag ich Ihnen zur Beruhigung, daß ich ohngefehr die Jahre des Alexis habe“ (I, 78 $_{26\text{-}28}$).

Als eine Weiterbildung dieses Typus wäre eine Periode anzusprechen, die dem in der Mitte stehenden Hauptsatz

mehrere Nebensätze voraufgehen und folgen läßt: „Da es aber nicht wahrscheinlich ist, daß sie so balde zu uns kommen und noch unwahrscheinlicher daß sie mich balde bey ihnen sehen, so wollte ich anfragen, ob sie es nicht vor genehm hielten einen Ort der zwischen uns beyden ist zu bestimmen wo wir uns miteinander besprechen könnten“ (I, 80 $_{28}$ ff.).

Es interessiert uns speziell an dieser Periode ihr ganz parallel angeordneter parataktischer Anfangsteil. In vereinfachter Art begegnet uns innerhalb der Frankfurter Briefe der gleiche Aufbau noch an folgender Stelle:

„Gehen Sie die ganze Person durch, und halten Sie sich dargegen, so werden Sie lauter Merckmahle finden, die nicht miteinander übereinstimmen“ (I, 79 f.). Ich mache auf diese hier vereinzelt auftauchende Form des parataktischen Satzgefüges nur aufmerksam, weil sie uns später intensiver beschäftigen wird.

Gellerts Satzbau befleißigt sich in den frühen Briefen der Kürze, und die auftauchenden Perioden sind stilistisch wenig bemerkenswert. Bevorzugt werden größere Satzgefüge besonders in den devoten Zeilen an fürstliche Persönlichkeiten:

> „Es würde meiner Zufriedenheit auf dem Lande, wo ich itzt lebe, zu viel mangeln, wenn ich das Glück nicht suchen sollte, Ew. Durchlaucht meine unterthänigste Devotion zu bezeugen, da bereits einige Wochen verstrichen sind, daß ich diese Pflicht, die mir die liebste und schätzbarste ist, nicht habe beobachten können“ (A. 280).
>
> Vgl. ferner: A. 271 $_{26\text{-}29,\ 41\text{-}44}$; 274 $_{30\text{-}33,\ 35\text{-}39}$; 285 $_{18\text{-}22}$; Briefe 201 $_{3\text{-}8}$.

In späteren Briefen Gellerts nehmen die Perioden an Länge und Umständlichkeit des Satzbaus zu [63]).

Diejenige Satzfolge, die in den Leipziger und den ihnen folgenden Frankfurter Briefen des jungen Goethe dominiert, bildet gewissermaßen ein Gegenspiel zu der oben geschilderten unmittelbaren Aufeinanderfolge mehrerer Hauptsätze. Es ist eine Periode, aufgebaut auf den Typus I (Hauptsatz mit folgendem Nebensatz), die mehrere, meist einander unter-

geordnete Nebensätze hinter den einfachen Hauptsatz treten läßt.

Unterordnung vierten Grades:

„Kaum war ich wieder davon erlößt, als mir das unwichtige Amt eines Opponenten aufgetragen ward, das mir aber doch wichtig genug war, um bey meinen ersten öffentlichen eintritt in die Ackademische Welt nicht zu stolpern, mich mit ziemlicher Behutsamckeit darauf vorzubereiten“ (I, 155 $_{23}$ ff.).

Unterordnung fünften Grades:

„Zwölf Tage bin ich nun wieder in meiner wehrten Vaterstadt, von Anverwandten, und Freunden, und Bekanndten umgeben die sich über meine Ankunft teils freuen, teils verwundern, und alle sich bemüen, dem neuen Ankömling, dem halben Fremdling gefällig zu seyn, und ihm eine Stadt, die zusehr Antithese von Leipzig ist um viel Annehmlichkeiten für ihn zu haben, durch einen freundschafftlichen Umgang erträglich zu machen“ (I, 297 $_{4}$ ff.).

Bei den folgenden Beispielen gibt die dem Zitat in Klammern beigefügte Zahl den letzten Grad der Unterordnung bei den betreffenden Nebensätzen an:

I, 77 $_{6\text{-}10}$ [3], $_{11\text{-}13}$ [4], $_{23\text{-}25}$ [3]; 78 $_{9\text{-}11}$ [3]; 79 $_{5\text{-}8}$ [3]; 82 $_{4\text{-}8}$ [3]; 107 $_{23\text{-}27}$ [4]; 115 $_{25\text{-}28}$ [2]; 122 $_{34}$—123 $_{3}$ [2]; 123 $_{12}$ f. [4]; 138 $_{5\text{-}7}$ [2]; 159 $_{24}$ f. [3]; 171 $_{12\text{-}15}$ [3]; 200 $_{27\text{-}30}$ [3]; 300 $_{25\text{-}27}$ [3]; 303 $_{1\text{-}5}$ [3]; 318 $_{4\text{-}8}$ [3]; Z. 8 $_{15\text{-}17}$ [3]; 14 $_{15\text{-}18}$ [3]; 20 $_{10\text{-}14}$ [3]; 21 $_{22\text{-}27}$ [3]; 22 $_{8\text{-}12}$ [3].

Beispiele für Hypotaxe in späteren Briefen sind:

II, 108 $_{19\text{-}24}$ [3]; 119 $_{29\text{-}31}$ [4]; 119 $_{31}$—120 $_{6}$ [4]; 120 $_{19\text{-}26}$ [3]; III, 14 $_{20\text{-}23}$ [3]; 32 $_{3\text{-}7}$ [3]; IV, 8 $_{6\text{-}12}$ [3] u. a.

Lateinischer und französischer Syntax eigen ist ein Periodenbau, bei dem der Nebensatz so dem übergeordneten Satz eingegliedert wird, daß er unmittelbar hinter dessen Subjekt tritt:

Gellert: „Dieser Herr, ob er gleich gern ein Glas Wein getrunken hat, ist ein weiser Herr gewesen“ (Sch. 58).

Goethe: „Mamsell O. nach dem sie den Brief gelesen hatte, versicherte mir ...“ (I, 193 $_{5}$) „My Born and his Tutor and I, when we are assembled we speak ...“ (I, 130 $_{14}$ f.).

Kunst die Spröden zu fangen: „Und der kleine getroknete Prahler, als wenn er noch so viel bey der Sache gethan hätte, Rief, als ...“ (I, 221 $_{28}$ ff.).

Diese Satzfolge ist der gesamten Prosa Goethes geläufig [64]). Sie tritt in den Dokumenten des jungen Goethe noch an folgenden Stellen auf:

Briefe: I, 297 $_{19}$ f.; 343 $_{8}$; II, 17 $_{4}$; 294 $_{11}$; III, 12 $_{15}$; 25 $_{26}$; 30 $_{14}$; 39 $_{24}$; IV, 158 $_{30}$; Eph. II, 41 $_{1}$; Bauk. III, 108 $_{26}$; Zwo biblische Fragen III, 122 $_{20}$; 123 $_{6}$; Werther IV, 284 $_{24}$; 324 $_{4}$; R.-E. II, 278 $_{4}$; 281 $_{12}$; IV, 363 $_{33}$; Gottfr. II, 187 $_{3}$; Gottfr. = Götz II, 149 $_{9}$ = III, 180 $_{2}$; II, 154 $_{21}$ = III, 184 $_{33}$, Clavigo IV, 203 $_{1}$.

§ 13. Es ist ein Ausdruck des ungezwungenen Briefstils, wenn in den Möglichkeiten der Satzverknüpfung ohne Bedenken von weitgehendsten Freiheiten ausgiebig Gebrauch gemacht wird. Die Formen der Satzverbindung sind ja bis zu einem gewissen Grade bedingt durch die logische und grammatische Abhängigkeit der zu verknüpfenden Teile. Die Strukturen des kurzen und des grammatisch unvollkommenen Satzes bringen es — wie wir gesehen haben — mit sich, daß diese Gebilde durch die Kontinuität des Gedankengangs in der syntaktischen Nachbarschaft aufgehen, ohne daß die Verbindung weiterer formaler Hilfen benötigte.

Die Satzverknüpfung mittels eigentlicher Bindewörter geht bei Gellert ohne bemerkenswerte Eigentümlichkeiten vonstatten [65]). Beim jungen Goethe wird die von ihm auffallend bevorzugte Konjunktion „und“ über ihren rein kopulativen Charakter hinaus auch zur Anknüpfung anders geartet syntaktischer Beziehungen gebraucht: „Und“ nimmt den Platz einer adversativen Konjunktion ein:

„Schreiben Sie mir wann Sie wollen ... das wäre unbillig wenn ich nicht wenigstens alle Monate einen Brief aus dem Hause bekäme, wo ich bißher, alle Tage drinn war. Und schreibt ihr mir nicht; so tuhts nichts“ (I, 300 f.).

Vgl. ferner: I, 323 $_{20}$; 324 $_{16}$; 328 $_{15}$.

Gelegentlich leitet „und“ rhetorische Fragen und Sätze emphatischen Charakters ein, welche die ausgesprochenen Gedanken ins Pathetische erheben:

„alle diese liebenswürdige Grausamkeiten, enthält Ihr Brief; und konnte die Landsmännin der Minna anders schreiben“ (I, 301 $_{16\text{-}18}$).

Vgl. ferner: I, 168 $_{29}$; 323 $_{12}$; 327 $_{28}$; 339 $_{7}$.

In der Nachbarschaft von Konjunktionen und Adverbien macht sich auch eine Herabsetzung der kopulativen Konjunktion zum bloßen Flickwort bemerkbar, das sich beim Schreiben unversehens einschleicht:

„Meine Danckbaarkeit werden Sie leicht ... nach dem Vergnügen messen können, das man ... sehr lebhaft fühlen muss, wenn man ein neues Buch geschwind in die Hände kriegt. Und auch darum lasse ich meine Erkänntlichkeit gerne schweigen" (I, 343 f.).

Vgl. auch: An Buri I, 81 $_{6}$, ferner: I, 323 $_{23}$; 327 $_{5}$; 329 $_{16, 17}$.

Reichlich zu belegen ist unser Bindewort in erzählenden Partien, die von den Erlebnissen des Briefschreibers berichten. An solchen Stellen ist es gewöhnlich einem temporalen „da" oder „nun" unmittelbar benachbart:

I, 181 $_{10, 18-25}$; 195 $_{14}$; 207 $_{3}$ f.; 316 $_{10}$; 317 $_{31}$; 319 $_{20}$; 325 $_{31}$; Kunst d. Spr. z. f. I, 221 $_{11}$.

Dem deutschen Prosastil ist eine Satzverknüpfung eigen, die einem Heischesatz konditionalen Inhalts den zugehörigen Hauptsatz äußerlich unverbunden folgen läßt [66]) oder — wie vor allem beim jungen Goethe — ihn mittels einer Konjunktion oder eines Adverbs anschließt. Diese Erscheinung wirkt am eindringlichsten in der Prosa des 18. Jahrhunderts:

Lessing: „Doch alles wohl überlegt: so ist auch das so schlimm nicht" (Minna v. B. 2, 68 f.).

Gellert: „Cassiren Sie den Brief, und so wäre alles gehoben" (L. 257).

Goethe: „Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was dencken, was ich nicht gedacht habe, und ich will euch loben" (I, 323 $_{14}$ f.).

„Lotte soll mich liebbehalten und glücklich ist sie" (III, 53 $_{18}$).

„Ausgeduldet und es wird werden" (V, 290 $_{22}$).

Wunderlich und Reis [67]) vernachlässigen in ihren Belegen für diese Form der syntaktischen Abhängigkeit Satzgefüge mit grammatisch unvollständigem Vordersatz:

C. F. Weiße: „Eine kleine Versetzung, so sind sie fertig" (Die Poeten nach der Mode 88).
Vgl. auch ebda. 12.

Goethe: „Noch so eine Nacht, wie diese, Behrisch, und ich komme für alle meine Sünden nicht in die Hölle" (I, 171 $_{26}$ f.).

„Ketten an diese Hände, da wüßte ich doch worein ich beissen sollte" (I, 191 f.).

Vgl. ferner: I, 187 $_{2, 20}$; 209 $_{17}$ f.; 328 $_{15}$; 336 $_{7}$ (ohne Konjunktion). II, 297 $_{26}$ f.; III, 54 $_{26}$; IV, 146 $_{31}$; V, 292 $_{16}$ f.; Egmont 8, 260 $_{24}$ f.; Werther IV, 248 $_{32}$ (Dialog).

Ihre stärkste Verwirklichung erfährt die Gesprächstheorie Gellerts in dialogischen Briefpartien. Mit dem Auftreten der verschiedenen Sprecher ist eine scharfe Gliederung des syntaktischen Materials gegeben, zugleich aber wird höchste Verbundenheit des Ganzen erzielt. Eiermann, der Gellerts Briefstil zum Mittelpunkt seiner Darstellung macht, und Ullrich, der zu wenig die praktischen Berührungspunkte der Briefe Gellerts und Goethes berücksichtigt, haben beide von einer Gegenüberstellung der Gesprächsformen vorliegender Briefe abgesehen. So glauben wir eine Darstellung vom Standpunkte des Vergleichs, soweit sie zur Charakteristik des Satzbaus von Interesse ist, rechtfertigen zu können.

Für Gellerts Auffassung des dialogischen Briefes als eines Gesprächs zwischen dem Briefschreiber und seinem Adressaten bietet der erste an Fräulein von Schönfeld gerichtete Brief ein gutes Beispiel: Der Hauptteil des Briefes ist als Dialog abgefaßt und auch äußerlich wie der Auftritt eines Dramas in Rollen aufgeteilt:

„Frage: Sie sind also wohl sehr krank, gnädiges Fräulein? ...
Antwort: Nein, Herr Professor. Wer hat Ihnen gesagt, daß ich sehr krank bin? ...
Fr.: Wer mirs gesagt hat? Ganz Leipzig, gnädiges Fräulein ..." usw. (Sch. 2 ff.).

Vergleichen wir damit die ersten Zeilen, die der junge Student seiner Schwester aus Leipzig sendet:

„Liebes Schwestergen,

Es wäre unbillig wenn ich nicht auch an dich dencken wollte ... Was würde der König von Holland sagen, wenn er mich in dieser Positur sehen sollte? Rief Herr von Bramarbas aus. Und ich hätte fast Lust auszurufen: Was würdest du sagen Schwestergen; wenn du mich, in meiner jetzigen Stube sehen solltest? Du würdest astonishd ausrufen: So orden[t]-lich! so ordentlich Bruder! — da! — thue die Augen auf, und sieh. — Hier steht mein Bett! da meine Bücher! dort ein Tisch

aufgeputzt wie deine Toilette nimmermehr seyn kann. Und dann — Aber — ja das ist was anders. Eben besinne ich mich. Ihr andern kleinen Mädgen könnt nicht so weit sehen, wie w i r P o e t e n. Du must mir also glauben daß bey mir alles recht ordentl. aussiehet, und zwar auf Dichter Parole. Genug! Hier schick ich dir eine Meße. — Ich bedancke mich schön! — Gehorsamer Diener, sie sprechen davon nicht —" (I, 99 $_4$ ff.).

Der junge Goethe ist so von eigenen Angelegenheiten erfüllt, daß er der Schwester in seinem Briefe nur Raum für ein bewunderndes „So ordentlich! so ordentlich Bruder!" und ein bestätigendes „Ich bedanke mich schön!" läßt. Trotz dieser Entgegnungen der Schwester tragen die jugendlich-temperamentvollen Zeilen des Bruders mit ihren munteren Ausrufen und kühnen Ellipsen durchaus monologischen Charakter[68]). In grellem Gegensatz dazu stehen Gellerts geordnete Folgen von Frage und Antwort in gutgebauten, wohlproportionierten Sätzen und Perioden, denen rhetorischer Schmuck nur sparsam verliehen ist.

Die wenigen eigentlichen Briefdialoge des jungen Goethe, die wir dem soeben zitierten hinzufügen können, sind auf einmalige kurze Fragen oder Antworten des Adressaten beschränkt. Sie stehen den Erscheinungen nahe, die Eiermann[69]) als „Einwendungen des Empfängers" von eigentlichen Dialogen Gellerts gesondert betrachtet:

„Er hat mich noch in Bonau gefunden, ... In Bonau also und nicht in Leipzig? Ja, denn meine Freunde und meine Geschäffte rufen mich nicht nach der Stadt, die ..." (Fa. 31) u. a.[70]).

Goethe: „Heut hab ich angefangen Collegia zu hören. Was für? — Ist es der Mühe wehrt zu fragen? Institutiones imperiales. Historiam juris ..." (I, 103 $_{16}$ ff.).

„Sind denn die Gesänge schlecht? Wer wird gleich solche Gewissensfragen thun! Genug ich weis nicht was ich mit machen soll" (I, 322 $_{18-20}$).

Vgl. ferner: I, 129 $_{1-3}$; 146 $_{3-6}$; 175 $_{29-33}$; Z. 7 $_{11}$ f.; 28 $_4$.

Der Vergleich lehrt, daß die Fragen und Antworten des Empfängers bei Gellert ungleich länger sind als die kurzen Einwürfe in den Briefen des jungen Goethe, übrigens das einzige Charakteristikum, das wir bei dem geringen Umfange des

Materials in Anschlag bringen können. Demgegenüber ist zu beachten, daß die in Gellerts Briefen geübten Einwendungen des Empfängers ganz stereotyper Natur sind. Fragen werden gern mit einem verbindlichen „also" oder einem bedenklichen „aber" eingeleitet, auch durch ein bekräftigendes „denn" modifiziert, während der Briefschreiber es liebt, in seiner Antwort das Verb der Frage wieder aufzunehmen.

Auf an ihn gerichtete Aufträge oder Fragen werden dem Empfänger im allgemeinen ganz kurze Antworten in den Mund gelegt:

Gellert: „Wie haben Ihnen die drey Briefe einer Mutter gefallen? Soll ich Ihnen noch mehrere von ihr schicken? — Ja! — Aber itzt habe ich keine mehr" (Sch. 80). u. a.[71]).

Goethe: „An die liebe Jfr. Meixnern, mache das schönste Compliment das du in deinem Köpfgen gedencken kanst. ‚Mein Bruder läßt sie grüßen' das ist nichts" (I, 101 $_{19}$ ff.).

„Are they not beautifull sister? Ho yes! Senza Dubbio" (I, 132 $_{17}$).

Hingewiesen sei noch auf den Umstand, daß die Einwendungen des Empfängers meist aus Briefen Goethes stammen, die vor oder nach der persönlichen Berührung mit Gellert verfaßt sind.

Der Auffassung des Briefes als eines Gesprächs zwischen Absender und Empfänger entsprechen Gellerts berühmteste Dialogbriefe, der „Husarenbrief" (Sch. 7 ff.) und der „Königsbrief" (Sch. 151 ff.), nicht[72]). Diese Briefe geben Gespräche zwischen dem Briefschreiber und dritten Personen wieder, wie es auch in Briefen des jungen Goethe an Behrisch (I, 200) und an Käthchen Schönkopf (I, 315 f.) geschieht.

Während Gellert die Rollen der am Dialog Beteiligten ganz ausarbeitet, begnügt sich der junge Student in dem Brief an Behrisch damit, nur den Gegner direkt sprechen zu lassen und den Wortlaut der eigenen Reden bis auf das „Recht gerne" zu umschreiben. In dem Frankfurter Briefe an Käthchen Schönkopf sind die Rollen der Sprecher gleichmäßiger verteilt, mehr der Art Gellerts entsprechend — also wieder in einem Brief, der nicht unter dem unmittelbaren Eindruck seiner Lehren steht.

Interessant ist an diesem Gespräch die ständige Unterbrechung der jeweiligen Reden durch stereotype Parenthesen: „sagt ich", „versetzt ich ihm", „rief er", „fiel er mir ein", „fuhr er fort" u. a., an Zahl und Mannigfaltigkeit diese auch bei Gellert häufigen Zwischensätze noch übertreffend. Wie Gellert in seinen Briefen bedient sich auch hier der Briefschreiber einmal der indirekten Rede:

> „Ich sagte ihm, unser Herz wisse offt nichts von der Munterkeit unsers Bluts" (I, 315 $_{27}$ f.).

Schließlich wird die Folge der Sätze durch Zwischenbemerkungen in Gellerts Manier unterbrochen:

> „Ich bückte mich für's Compliment —" (I, 316 $_{7}$ f.).
> „Ich schwieg, und er lachte" (I, 316 $_{11}$).

Einmal wird in einem Briefe Goethes ein ganzes Gespräch des Briefschreibers mit einem Dritten lediglich in indirekter Rede mitgeteilt, eine Form des Dialogs, für die ich bei Gellert keine Parallele aufzuzeigen weiß [73]):

> „Er (Oeser) fragte mich ob ich noch zum Grafen ginge, da ich's verneinte, bat er mich, ich möcht's doch ja thun. Da sagt ich ihm, es wären einige Umstände in der Haußkronick die es ausdrücklich verböten, weiter mit dieser Famielie in Gemeinschafft zu leben . . ." (I, 183 $_{16}$ ff.).

Wenn der Briefschreiber seinen Empfänger mit einem Dritten in ein Gespräch versetzt, so erblicken wir darin den Übergang zum objektiven Dialog. Die Beispiele für diese Erscheinung finden sich in Gellerts Briefen nur in der Gestalt von Einwänden irgendwelcher Art, die dritte Personen gegenüber Gellerts Korrespondenten äußern [74]). Der junge Goethe dagegen führt in einem der Frankfurter Briefe an Oeser ein derartiges kurzes Gespräch in Rede und Gegenrede aus:

> „Wenn Sie iemand fragt: Wie steht um ihn. So sagen Sie: Gut. Ich hab' ihn mit allem versehn, was er braucht, an Kenntnissen und Instrumenten, um die Welt zu nützen, und hab' en auf Reisen geschickt, daß er allerley Erfahrungen macht, allerley Seltenheiten auftreibt und sie endlich, mit der Zeit in mein Cabinet bringt. ‚Wo ist er denn jetzt?' Seit dem August in seiner Stube, bey welcher Gelegenheit, er biss an die große Meerenge, wo alles durch muß, eine schöne Reise gethan hat. Er wird uns Wunderdinge davon erzählen können" (I, 327 $_{16}$ ff. Vgl. Euph. 20, 495).

Eigentlich objektive Dialoge zwischen Personen, die an dem Briefwechsel nicht beteiligt sind, weist Gellert in größerer Zahl auf [75]), sie fehlen den Briefen des jungen Goethe.

Nicht bei Gellert anzutreffen sind bloße Ansätze zu Dialogen, in denen nur der Briefschreiber etwas sagt, während die Entgegnungen des Empfängers gleichsam zwischen den Zeilen stehen:

> „Neulich sah ich Tartüffen. Top! da fiel mir ein Kerl ein der eben so aussieht. Rähtst du ihn, er macht so kleine Augen! Ha! Ha! ha! Ein Schurcke wie der andre" (I, 112 f.).

Ullrich [76]) zitiert nach der Weimarer Ausgabe noch eine Reihe von Beispielen, die ich nach Morris' „Jungem Goethe" wiederhole:

I, 104 $_{26\text{-}31}$; 165 $_{1}$ f.; 194 $_{29\text{-}31}$; 206 $_{27}$—207 $_{1}$.

Aus eigenen Beobachtungen füge ich hinzu:

I, 123 $_{3\text{-}9}$; 124 $_{15}$; 126 $_{10}$; 140 $_{8}$ f.; 327 $_{5\text{-}8}$; 340 $_{29}$ f.

Einwände des Empfängers werden vom Briefschreiber vorweg genommen und beantwortet:

> „Fragt nicht nach der Ursache! Die Geschäffte waren es wenigstens nicht" (I, 125 $_{8}$ f.).

Überblicken wir noch einmal rückschauend die angewandten Dialogformen in Goethes Briefen, so haben wir dem Reichtum und der Länge der Dialoge Gellerts gegenüber nur eine geringe Ausbeute zu verzeichnen. Es sind in der Tat nur wenige und ganz kurze Gespräche, die uns begegnen, so weit überhaupt nicht bloß Ansätze zu Gesprächen oder einmalige Einwendungen des Empfängers gemacht werden. Das gilt von eigentlichen Briefdialogen ebenso wie von objektiven Gesprächen. In einem französischen Briefe, in dem der junge Goethe seiner Schwester seine Ideen auseinandersetzt, muß er in Ermangelung eines realen Gegenübers sich mit fingierten Partnern behelfen [77]). Dieser im Grunde monologische Charakter seiner Briefe findet weitere Bestätigung in der Anwendung von Selbstgesprächen und den entsprechenden Vorstufen, deren sich auch der in allen Gesprächsformen ge-

wandte Gellert bedient. Die Einwendungen des Schreibenden sind, wie Eiermann [78]) zeigt, Vermutungen, affektvolle Ausrufe oder Fragen, die er an sich richtet und zum großen Teil auch selbst beantwortet. Seine Einwendungen macht der Briefschreiber gern in Begleitung einführender oder abschließender Wendungen wie „rief ich", „so dachte ich", „auch sagte ich zu mir", „so rede ich mich oft an", „so antwortete mir mein Herz geschwind" u. a. Recht bezeichnend für Gellerts Stil ist die Art, sich in seinen Selbstgesprächen fast immer in der zweiten Person anzureden und dadurch das Dialogische solcher Gespräche zu betonen:

„Lieber Gott, dachte ich, was beklagst du die Fräulein?" (Sch. 142)

Fragen des Briefschreibers an sich selbst ohne besondere Einführung, die seltener auftauchen, geschehen vorwiegend in der ersten Person und sind rhetorischen Charakters:

„An meinem Kopfe, liebe Schwester, o da leide ich viel und unausgesetzt; aber was klage ich? Gott hat mir ja auch dieses Jahr und bis auf diese Stunde geholfen" (Fa. 104 f.) u. a.[79]).

In den Briefen des jungen Goethe bewahrt das kurze dramatische Gefälle der Wechselrede den epischen Fluß der Briefsprache vor der Gefahr der Eintönigkeit. Im Gegensatz zu Gellert hält der junge Student, der in seinen Briefen vorwiegend mit sich beschäftigt ist, am „ich" der Selbstanrede fest, während er erst in den Sturm- und Drangbriefen das „du" gelegentlich anwendet:

„weil ich Sie solang nicht sehen werde, denck ich, es ist gut wenn du schreibst wie dir's geht" (II, 21 $_{29}$ f.).
Vgl. ferner: II, 119 $_{31}$—120 $_{6}$; 296 $_{1-5}$; III, 54 $_{7-9}$.

Doch kehren wir zu den Leipziger Briefen zurück. Der junge Student weiß nicht, ob er den Abend im Theater verleben oder dem Freunde schreiben soll:

„Ich geh in die Commöedie. Wir haben sie recht schön hier. Aber dennoch! Ich binn unschlüßig! Soll ich bey euch bleiben? Soll ich in die Commödie gehn? — Ich weiß nicht! Geschwind! Ich will würfeln! Ja ich habe keine Würfel! — Ich gehe! Lebt wohl! —

Doch halte! nein! jch will da bleiben. Morgen kann ich wieder nicht da muß ich ins Colleg, und besuchen und Abends zu Gaste. Da will ich also jetzt schreiben" (I, 102 f.).

Die eigene Beantwortung der Fragen des Briefschreibers erzeugt eine überaus lebendige und frische Schreibart. Für diese Form der syntaktischen Verknüpfung liegt reiches Material vor:

Kurze, schlagwortartige Antworten:

„Wäre dieses wohl eine Ehre vor mich? O nein!" (An Buri I, 79 $_{27}$ f.)
„Herz was begehrst du? Eine Frau!" (I, 342 $_{8}$)

Antworten in Form von Definitionen:

„Was ist der Stand. Eine eitle Farbe, die die Menschen erfunden haben, um Leute die es nicht verdienen mit anzustreichen" (I, 138 $_{15-17}$).
Vgl. auch: I, 324 $_{16-18}$.

Allgemeine, unbestimmte Antworten:

„Gestern binn ich sehr närrisch gewesen, ..., sollte ich wohl heute gescheuter seyn? Ich weiß nicht" (I, 182 $_{14}$ f.).
Vgl. ferner: I, 186 $_{29}$ f.; 195 $_{12}$ f.; 329 $_{13}$, $_{17}$ f., $_{32-34}$.

Von der Form der Satzverknüpfung mittels Frage und Antwort zu trennen sind die für Gellert charakteristischen Satzeinleitungen mit „ja", die selten eine unmittelbar vorhergehende Frage beantworten, sondern lediglich eine dem Stil der Umgangssprache angepaßte Bekräftigung der folgenden Äußerungen vorwegnehmen:

„Also ist der Leipziger D. Stieglitz Ihr Vetter? Ja, das habe ich nicht gewußt" (L. 208). Vgl. auch L. 326 [80]).

Beim jungen Goethe wird die Affirmationspartikel „ja" außer bei Antworten gern zur emphatischen Wiederaufnahme eines Satzgliedes gebraucht:

„wie soll ich sie entschuldigen. Ja, das will ich, sie entschuldigen" (I, 169 $_{19}$ f.).
„Presently I'll speak of a pretty argument. Of maids! Jes sister, of maids" (I, 147 $_{28}$ f.).
Vgl. auch: I, 175 $_{8-10}$.

Während die Einleitungspartikel „nein" bei Gellert die gleiche Funktion wie „ja" übt [81]), steht sie beim jungen Goethe wieder in Verbindung mit der Wiederholung eines

Satzteils aus dem vorhergehenden Satze, diesmal im Sinne einer Selbstkorrektur:

„Ich könnte sie strafen. Die schröcklichste Eifersucht sollte sie quälen. Doch nein, nein, das kann ich nicht“ (I, 196 $_{14}$ f.).
Vgl. ferner: I, 191 $_{31}$ f.; 192 $_{17}$; 317 $_{8}$ f.; 334 $_{21}$.

Dieser Satzverbindung nahe steht die einfache Negation der letzten Aussage ohne beteuerndes „nein“:

„Daß ich dir alles erzählen könnte! Ich kann nicht, es würde mich zu viel kosten” (I, 208 $_{8}$ f.).
Vgl. ferner: I, 169 $_{1}$; 194 $_{27}$ f.; 331 $_{22}$ f.

Wenn der Briefschreiber dem schnellen Lauf seiner Reflexionen nicht mehr folgen kann, oder wenn er aus der Fülle der Einzelheiten zu den Hauptsachen zurückkehren will, werden Sätze abgebrochen, ehe der ihnen innewohnende gedankliche Gehalt seine sprachliche Fixierung ganz erfahren hat. Diese Erscheinung wird besonders für Gellerts Briefsammlung von 1751 bezeugt [81]), wo sie zur Belebung des plaudernden Tons dient:

„Habe ich können nach Niedersachsen reisen, vier und vierzig Meilen in kurzer Zeit reisen: so werde ich doch auch ... Erschrecken Sie nur nicht, wenn iemand fremdes binnen hier und Michael in Ihr Landgut gefahren kömmt“ (Briefe 202).
Vgl. ferner: Briefe 199; 205, L. 48; 142; Sch. 15.

Goethe: „Ich fürchte sehr daß mein äuserliches — doch was hat man nöthig von sich selbst zu schwäzen“ (An Buri I, 80 $_{25}$ f.).
„Dites lui — Mais que pourriez vous lui dire quelle ne sent pas encore“ (I, 137 $_{29}$ f.).
Vgl. ferner: I, 169 $_{21}$; 190 $_{19}$; 204 $_{30}$; 332 $_{9}$; 340 $_{30}$.

Bisweilen wird bereits nach satzuntonigen Elementen, meist bloßen Eingangspartikeln, abgebrochen:

Gellert: „Ich verreiste gerne auf acht oder vierzehn Tage, aber — — Von wem ...“ (Fa. 18).

Goethe: „Und dann — Aber — ja das ist was anders“ (I, 99 $_{16}$ f.).
Vgl. ferner: I, 107 $_{6}$; 189 $_{32}$; 192 $_{4}$; 316 $_{19}$ f.; 317 $_{28}$; 341 $_{12}$; 342 $_{7, 23}$.

Mitten im Wort wird der Satz abgebrochen:

Lessing: „Verzehren soll er sie; verspielen, vertrinken, ver — wie er will“ (Minna v. B. 2, 25 $_{21}$ f.).

Goethe: „Aber ohne zu schwören ich unterstehe mich schon ein Mädgen zu verf— wie Teufel soll ich's nennen“ (I, 191 $_{10}$ f.).
„Mit jungen schönen W— doch was geht das dich an“ (I, 99 $_{29}$).

Gelegentlich wird ein syntaktisches Fragment nach ein paar Zeilen wieder aufgenommen und zum vollständigen Satz ausgebaut:

Gellert: „Ich habe es ... soll ichs Ihnen sagen, meine liebe Mama? Ich habe es ... Sie nehmen es doch nicht übel? Ich habe es meinem Mädchen gegeben“ (Briefe 177).
Vgl. ferner: Briefe 147; 243.

Goethe: „Wir Gelehrten, achten — was? Meinst du etwa 10 rh. nicht. Nein wir gelehrten achten euch andern Mädgen so — so wie Monaden“ (I, 107 $_{20\text{-}22}$).
Vgl. ferner: I, 169 $_{2\text{-}6}$; 315 $_{25\text{-}27}$.

Bei der losen Aneinanderreihung der Sätze macht der flüchtige Briefschreiber Goethe wiederholt von Freiheiten gegenüber der grammatischen Kongruenz miteinander korrespondierender Satzteile Gebrauch. Werden zwei in der Person oder im Numerus nicht übereinstimmende Subjekte aus verschiedenen Sätzen auf das gleiche Prädikat bezogen, stellt sich insofern eine leichte Ungenauigkeit ein, als das zweite Subjekt der Flexionsendung des gemeinsamen Verbums nicht entspricht:

„Aber Empfindung, ist kein Werck groser, guter Grundsätze, herbey hat sie keiner philosophirt, hinweg die meisten“ (I, 187 $_{24\text{-}26}$).
„iämmerlich schleicht er zu seinen Schätzen, und ich demütig zu meinen Mädgen, und zu meinen Freundinnen“ (I, 318 $_{32\text{-}34}$).
Vgl. ferner: I, 186 $_{29}$ f.; 317 $_{12\text{-}14}$.

Wird ein Substantivum des ersten Satzes mittels Pronomen im zweiten wiederholt, bleibt die grammatische Beziehung nicht immer aufrecht erhalten:

„frag ihre Gedancken und schreibe mir es“ (I, 114 $_{14}$).
„Das Frauenzimmer liebt sich hier sehr das erstaunliche, vom schönen, naiven, komischen halten sie weniger“ (I, 312 $_{27}$ f.).
Vgl. auch: I, 188 $_{29}$ f.

Bei der Anknüpfung an eine Satzbestimmung des vorher-

gehenden Satzes fällt der Briefschreiber aus der syntaktischen Konstruktion:

> „die Narren schwätzen im ersten Buche einem zum Eckel die Ohren voll und die letzten da wissen sie nichts“ (I, 180 7 f.).

§ 14. Goethe teilt mit Gellert die Auffassung des Briefes als eines ungezwungenen Gesprächs. Nur zeigen die Gespräche beider ein ganz verschiedenes Bild. Gellert vertritt in seinen Lehren und übt in seinen Briefen eine sorgsam gepflegte, „muntere und witzige“ Konversation, der ein erbaulicher Zug nicht abgeht. Wenn in Goethes subjektiven Briefmonologen die jugendliche Derbheit und Urwüchsigkeit seiner Schreibart — gewollt oder ungewollt — die Schranken der Briefkonvention seiner Zeit durchbricht, offenbart sich uns ein wesentlich anderer Stil als der geformte Ausdruck jener wohlredenden Natürlichkeit Gellerts, es ist die Sprache noch ungebändigter Natur, die uns entgegentönt. Gellert selbst hätte sich vermutlich sehr gegen diese angeblich in seinem Sinn geübte Schreibart verwahrt.

Man hat darüber gestritten, ob man in den fesselndsten Zeugnissen für den Briefstil des jungen Studenten, den wildgenialen Zeilen an Behrisch, die den Roman seiner Liebe zu Käthchen Schönkopf uns erzählen, die Sprache wahrer Leidenschaft zu sehen hat oder nur die berechnet kühne Darstellung einer spielerischen Neigung, einer letzten Endes unbedeutenden Tändelei [83]). Hat der junge Goethe jene leidenschaftlichen Monologe wirklich im „Fieberparoxismus“ sich von der Seele geschrieben, oder sind es in kalter Überlegung mit erstaunlicher Fertigkeit ausgeführte Übungen der Feder? Wir können diese Frage hier nur aufwerfen. Der für eine wissenschaftliche Behandlung dieses Problems zu enge Rahmen unserer Untersuchung verbietet es, eine entscheidende Antwort zu geben. Vielleicht träumte sich der empfängliche Jüngling in einen Zustand der Dämmerung hinüber, der ihm in dieser Zeit höchster Ausdruck der Schönheit war, und warf in diesem Rausch jene leidenschaftdurchtränkten Zeilen aufs Papier. Wenn wir uns auch bemühen

würden, von Fall zu Fall die Situation zu erkennen, aus der heraus der eine oder der andere Brief entstand, so änderten die etwa gewonnenen Ergebnisse nichts an der stilistischen Bewertung dieser Briefmonologe, die bei aller wahren oder gespielten Leidenschaft, die ihnen zugrunde liegen mag, ein Ausfluß echter Jugendlichkeit sind, die ihre Natur nicht verleugnen kann.

Mit der ihm eigenen Schreibseligkeit und Plauderhaftigkeit verbindet sich bei Gellert eine aufrichtige und ehrliche Teilnahme an den Sorgen und Krankheiten seiner Korrespondenten. Er ist stets bestrebt, seine eigenen kleinen Leiden und Freuden aus dem Vordergrund der Erörterung zu rücken. Mit seinen Korrespondenten pflegt er nach Möglichkeit einen regelmäßigen Gedankenaustausch. Demgegenüber sind die Briefinteressen des jungen Goethe rein egozentrischer Natur. In der Zeit seiner Entwicklung gibt der junge Student, der sich durchaus als den einsamen Mittelpunkt seiner Umgebung empfindet, und der seine Welt um sich kreisen sieht, allem, was ihn bewegt, in Briefen Ausdruck. Seine Zeilen sind nicht Teile eines Briefwechsels mit seiner Schwester und seinen Freunden, sondern tragen den Charakter von Bekenntnissen. Wir können die Antworten seiner Korrespondenten, die uns fehlen, durchaus entbehren, ohne die Einheit des Briefwechsels, der im ganzen doch nur die äußere Form für eine Reihe von Monologen abgibt, als gestört zu empfinden.

Bei der psychologisch ganz verschiedenen Einstellung der beiden Persönlichkeiten auf den Brief verwundert es uns nicht weiter, wenn die der Brieftheorie Gellerts entsprechenden praktischen Folgerungen von Goethe in seiner eigenen Weise gezogen werden, die dem individuellen Stil Gellerts durchaus fremd bleibt. Das hat Eiermann [84]) für das Gesamtbild von Sprache und Stil an einigen Erscheinungen veranschaulicht. Wir versuchen, dies Bild durch eine Reihe eigener Beobachtungen noch weiter auszuführen. Diejenigen syntaktischen Phänomene, die die Brieftheorie Gellerts am unmittelbarsten versinnlichen, die Gesprächsformen — seien es nun eigentliche oder objektive Briefdialoge — spielen eine weniger be-

deutsame Rolle als bei Gellert selbst, wenn er seinen Brief auch häufig wie dieser als Gespräch oder Unterredung bezeichnet[85]). Aus der Reihe der besprochenen syntaktischen Erscheinungen konnten wir an Hand einer Gegenüberstellung mit Dramen, die dem jungen Goethe durch die Darstellungen der Kochschen Truppe und durch seine eigene Mitwirkung an Liebhaberaufführungen ganz geläufig sind, einen großen Teil als allgemein dem Prosastil des 18. Jahrhunderts zukommend, feststellen, die in der Art ihrer Verwendung keine direkte Abhängigkeit von Gellert dartun. Beweiskräftiger wären wörtliche Anklänge, sofern sie nicht bloß stereotyper Natur wie die Redewendungen „kurz", „genug", „und zwar", „gesetzt", „noch eins", „Gott", „Himmel", „ach", „o" u. a. sind. Die Parallelen, die Eiermann beibringt, betreffen die Wortwahl und sind auch anderen Autoren des Jahrhunderts eigen, wie etwa das Lieblingswort „Geschichte"[86]), das schon Frau Gottsched — besonders in der Wendung „Geschichte meines Herzens" — gebraucht:

Gellert: „Ihre beredte Geschichte zweyer jugendlicher Herzen" (L. 489).
Ähnlich: Fa. 67, L. 276; 302; 560, Sch. 242 u. a.
Goethe: „Mitlerweile etwas zur Geschichte des Herzens" (I. 199 $_{12}$).
„Die Geschichte meines Herzens in kleinen Gemählden!" (Z. 23 $_{28}$)
Vgl. ferner: I, 99 $_{31}$; 142 $_{22}$; 175 $_{29}$; 186 $_{19}$ f.; 199 $_{20}$ f.; 316 $_{19}$ f., $_{21}$, $_{22}$; 319 $_{6}$; II, 24 $_{26}$.

Gellert und Goethe wollen sich bei einem Briefe von den Anstrengungen des Tages „erholen"[87]). Beide Dichter sprechen auch in empfehlendem Sinne von „wahren Briefen":

Gellert: Sch. 22.
Goethe: I, 174 $_{22}$.

Dem Briefstil allgemein geläufig sind Bemerkungen, die den Abschluß des Briefes mit dem vollgeschriebenen Blatt zu begründen suchen:

Gellert: „Es ist gut, daß der Bogen voll ist, sonst hörte ich noch nicht auf zu schreiben" (Gellerts sämmtliche Schriften, hrsg. von J. L. Klee, 10 Bde., Leipzig 1867, Bd. X, 125).[88])
Vgl. auch: Sch. 12 f.

Goethe: „Ich dencke, nun hörte ich auf, Zwey Bögen. Lieber Gott was für ein Geschreibe" (I, 198 $_{28}$ f.).
Vgl. ferner: I, 191 $_{15}$; 328 $_{15}$.

Die vollgeschriebene Seite nötigt den Briefschreiber, mitten im Satz abzubrechen:

Gellert: „Da werde ich diesen Brief ... der künftigen Königinn — — Ich habe keinen Platz mehr, alles herzuschreiben" (Sch. 22).
Goethe (in brieflich mitgeteilten Versen): „Zu sehn ob ..., Und ob — Mein Blat ist voll ich werde sch[l]ießen müßen" (I, 107 $_{2}$ ff.).

In der Charakterisierung von Personen lieben beide Dichter folgende Hyperbel:

Gellert: „Seine Frau ist die beste Frau von der Welt" (L. 365).
Vgl. auch: Briefe 146.
Goethe: „Sie ist die höflichste artigste Frau der Welt" (I, 100 $_{26}$).
„Der beste Mann von der Welt" (I, 100 $_{29}$).

Zwei inhaltlich verwandte Sprichwörter werden unter ähnlichen Umständen zitiert:

Gellert: „Ich denke, das Sprichwort wird auch bey uns eintreffen: wenn man borgt, macht man sich Feinde" (Sch. 58).
Goethe: „Unsre Väter dencken anders, Sie lassen sich für die Sprichwörter todtschlagen, Handel leidet keine Freundschaft" (I, 198 $_{16\text{-}18}$).

Die hier aufgeführten Parallelen lassen sich noch vermehren. Erinnert sei noch an den bereits behandelten Stil der Briefkritiken beider Dichter[89]). Auch der Vergleich der wörtlichen Anklänge kann nur bestätigen, was die voraufgehende Untersuchung lehrt: Der junge Student ahmt — bewußt und unbewußt — wohl hier und da die Ausdrucksweise seines Lehrers nach. Von einer wirklichen Beeinflussung Goethischer Schreibart durch Gellerts individuellen Briefstil kann nicht gesprochen werden.

§ 15. In den Leipziger und Frankfurter Briefen des jungen Goethe überrascht uns vor allem die ungehemmte Anwendung von Ausdrücken der gesprochenen Sprache. Daneben nehmen sich die vielen Fremdwörter und Gallizismen, die dem von Frankreich bestimmten Modeton Rechnung

tragen, wunderlich genug aus. In gleicher Weise fällt die frische Unbekümmertheit des Verfassers um die Beachtung syntaktischer Fügungen auf. Der Satzbau der Briefe erfährt Anregungen von dem Gebrauch der erlernten Fremdsprachen, von der Anpassung an den herrschenden Prosastil der Zeit und von den Formen der gesprochenen Sprache.

Aus unseren Darlegungen ergibt sich, daß die frühen Briefe des jungen Goethe, in formalem Sinn genommen, höchst ungleich geschrieben sind. Der junge Student, der sich berufen fühlt, der Schwester schulmeisterliche Regeln des Briefstils zu geben, trifft selbst das rechte Urteil über die eigenen Briefe, die ihm „launisch", „närrisch", „toll" und „verworren" vorkommen [90]). Psychologisch betrachtet, bilden sie trotz ihres nach der jeweiligen Gemütslage des Verfassers wechselnden Tons eine höhere stilistische Einheit. Wir sehen in diesen Briefen keine literarischen Vorläufer von Dokumenten aus der Geniezeit, sondern den ungeläuterten Ausdruck überströmenden Gefühls eines sinnlich und geistig stark empfänglichen Jünglings. Der rasche Prozeß seines physischen und psychischen Reifens bedingt den Sturm und Drang in dem Stil seiner Briefe. Frei und ungehemmt ist der Satzbau dieser persönlichsten Bekenntnisse eines Werdenden. In der Kühnheit und Eigenwilligkeit seiner Formen regt sich — das bleibt uns nicht verborgen — das Genie.

---

§ 16. In „Dichtung und Wahrheit" gesteht Goethe einmal, daß während der beiden ersten Jahrzehnte seines Lebens „ältere Personen" seiner Umgebung ihn „mit Schonung zu bilden gesucht, vielleicht auch durch Nachgiebigkeit verzogen" haben (27, 307). In Straßburg begegnen dem selbstgefälligen Jüngling Menschen, die seine Anschauungen nicht unbedingt gelten lassen und seinen Neigungen mitunter recht empfindliche Kritik entgegenbringen. Leipzig schenkt dem jungen Goethe das Erlebnis der äußeren Freiheit, Straßburg die Erkenntnis der inneren Beschränkung. Am entscheidenden Wendepunkt dieser Entwicklung des Jünglings steht Herder. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, dieses — wie Julius Goebel sagt — „einzigartige, gradezu providentielle Verhältnis" (G.Jb.25, 160) in seiner ganzen Tragweite darzustellen. In seinem „Enthusiasmus, junge Geister zu finden, die bildbar sind" (Suph. IV, 507), stößt der große Pädagoge Herder auf einen Werdenden, der instinktiv die Bedeutung des Älteren für sein eignes Leben ahnend, sich diesem in Freundschaft ergibt. Nicht eindringlich genug kann der Umstand betont werden, daß die Vermittlung der Herderschen Ideen vom lebendigen Wort getragen wird, und daß die eigene Meinung des Jüngers sich im persönlichen Umgang mit dem Meister bildet. Um wieviel sicherer können so Belehrung und Anregung auf fruchtbaren Boden fallen als auf dem Wege über das geschriebene Wort. Das trifft nicht zuletzt auch für die Ideen Herders über Sprache und Stil zu, die für die Gestaltung des Satzbaus in Goethes Prosa von entscheidender praktischer Bedeutung werden.

§ 17. Wir werden Herders sprachphilosophische Ideen nur dann begreifen, wenn wir seine ganz eigene psychologische Betrachtungsweise nicht aus den Augen lassen: „Freilich sind unsre Seelen heut zu Tage durch lange Generationen und Erziehung von Jugend auf anders gebildet. Wir sehen und fühlen kaum mehr, sondern denken und grübeln nur" (Ossian-Aufsatz, Suph. V, 183). „der empfindende Mensch fühlt sich in Alles, fühlt Alles aus sich heraus, und druckt darauf sein Bild, sein Gepräge" (Vom Erkennen und Empfinden, Suph. VIII, 170). „denn was sind ursprünglich alle Sinne anders, als Gefühl?" (Abh. üb. d. Ursprung d. Sprache, Suph. V, 63).

Aus diesem in Anschauung und Gefühl begründeten Denken heraus werden wir den Zugang zu Herders Sprachphilosophie finden: „Da alle Sinne, insonderheit im Zustande der Menschlichen Kindheit nichts als Gefühlsarten Einer Seele sind: alles Gefühl aber nach einem Empfindungsgesetz der thierischen Natur unmittelbar seinen Laut hat; so werde dies Gefühl nur zum Deutlichen eines Merkmals erhöht: so ist das Wort zur äußern Sprache da" (Suph. V, 64).[91])

Dem nahe steht ein Gedanke Herders, der gleichsam leitmotivisch in seinen Jugendschriften anklingt, dem insonderheit die 6. Abhandlung des ersten Teils in den Fragmenten „Ueber die neuere Deutsche Litteratur", dritte Sammlung, gilt: „In der Dichtkunst ist Gedanke und Ausdruck wie Seele und Leib, und nie zu trennen"[92]). Diese Partie gipfelt in folgender Betrachtung: „Wohl! es fällt mir ein Platonisches Mährchen ein, wie der schöne Körper ein Geschöpf, ein Bote, ein Spiegel, ein Werkzeug einer schönen Seele sey, wie in ihm die Gegenwart der Götter wohne, und die himmlische Schönheit einen Abdruck in ihn gesenkt, der uns an die obere Vollkommenheit erinnert: „ich sezze diese schöne Sokratische Bilder zusammen und zeige meinen Lesern ein Bild, daß Gedanke und Wort, Empfindung und Ausdruck sich zu einander verhalten, wie Platons Seele zum Körper" (Suph. I, 397).

Dieser Idee folgt die in dem Bilde der Geburt gesehene Darstellung von der Entstehung des Ausdrucks: „der himmlische Gedanke formte sich einen Ausdruck, der ein Sohn der einfältigen Natur war, ... er ward in ihrem Schooße reif, ohne gewaltsame Gährungen, und mit einer stillen Größe vollendet. Er wand sich seiner Gebährerin sanft vom Herzen, und bei seiner Geburt beglückten ihn die Grazien, und Göttinnen lächelten ihn an" (Suph. I, 398).

Fortgeführt werden diese Bilder an anderer Stelle, wo Herder die Lebensalter der Sprache den Entwicklungsstufen des heranwachsenden Menschen vergleicht: „Ueber die neuere Deutsche Litteratur", erste Sammlung II, Abh. 2: „Von den Lebensaltern einer Sprache."

Kindheit: „Eine Sprache in ihrer Kindheit bricht wie ein Kind, einsylbichte, rauhe und hohe Töne hervor ... Töne und Geberden sind Zeichen von Leidenschaften und Empfindungen, folglich sind sie heftig und stark: ihre Sprache spricht für Auge und Ohr, für Sinne und Leidenschaften" (Suph. I, 152).[93])

Jünglingsalter: „Und dieses jugendliche Sprachalter, war blos das Poetische: man sang im gemeinen Leben, und der Dichter erhöhete nur seine Accente in einem für das Ohr gewählten Rhythmus: die Sprache war sinnlich, und reich an kühnen Bildern: sie war noch ein Ausdruck der Leidenschaft, sie war noch in den Verbindungen ungefesselt: der Periode fiel aus einander, wie er wollte! — Seht! das ist die Poetische Sprache, der Poetische Periode" (Suph. I, 153).[94])

Mannesalter: „Jezt ward der Periode der Prose geboren, und in die Runde gedrehet: durch Uebung und Bemerkung ward diese Zeit, da sie am besten war, das Alter der schönen Prose, die den Reichthum ihrer Jugend mäßig brauchte, die den Eigensinn der Idiotismen einschränkte, ohne ihn ganz abzuschaffen, die die Freiheit der Inversionen mäßigte, ohne doch noch die Fesseln einer Philosophischen Construction über sich zu nehmen, die den Poetischen Rhythmus zum Wohlklang der Prose herunter stimmte, und die vorher freie Anordnung der Worte mehr in die Runde eines Perioden ein-

schloß: — dies ist das männliche Alter der Sprache" (Suph. I, 154 f.).[95])

Greisenalter: „Das hohe Alter weiß statt Schönheit blos von Richtigkeit. Diese entziehet ihrem Reichthum, wie die Lacedämonische Diät die Attische Wohllust verbannet. Je mehr die Grammatici den Inversionen Fesseln anlegen; je mehr der Weltweise die Synonymen zu unterscheiden, oder wegzuwerfen sucht, je mehr er statt der uneigentlichen eigentliche Worte einführen kann; je mehr verlieret die Sprache Reize: aber auch desto weniger wird sie sündigen. Ein Fremder in Sparta siehet keine Unordnungen und keine Ergözzungen. Dies ist das Philosophische Zeitalter der Sprache" (Suph. I, 155).[96])

In der Neubearbeitung der Fragmente erfahren wir, inwieweit eine Projektion dieses vertikal gezeichneten „Sprachenromans" auf die Horizontale sich ermöglichen läßt: „ich habe zeigen wollen, daß eine Sprache, wie sie die höchste Dichtkunst, und die strengste Philosophie fodert, zween Endpunkte seyn, und mitten inne Platz zu allen Gattungen bleibe, die ich unter den Namen einer behaglichen, bequemen Sprache setze. So wie Schönheit und Vollkommenheit nicht einerlei ist: so ist auch die schönste und vollkommenste Sprache nicht zu einer Zeit möglich; die mitlere Größe, ist unstreitig der beste Plaz, weil man von da aus auf beide Seiten auslenken kann" (Suph. II, 102 f.).

Der Begriff der „Behaglichkeit" oder „Bequemlichkeit", den Herder — wie er selbst angibt — dem Verfasser der „Philosophischen Schriften", also Moses Mendelssohn, entlehnt hat, kehrt in seinen sprachphilosophischen Abhandlungen immer wieder. Diese „mittlere Größe" ist der höchste Punkt, zu dem die Sprache im „Alter der schönen Prose" gelangen kann: „Vollkommenheit kann keine Sprache erreichen; die größte Poetische Schönheit auch nicht: sie bleibt also in der Mitte, und sucht: Behaglichkeit, — und zu der gehören auch Inversionen" (Suph. I, 195).

§ 18. Hiermit stehen wir vor der wesentlichsten Eigenschaft, die Herder im Anschluß an Hamann[97]) von einem guten Prosastil erwartet, einer Erscheinung, die der Verteilung des sprachlichen Materials im Satzkörper weiteste Zugeständnisse macht. Herder versteht unter der Inversion die Freiheit der Wortstellung in der „Construktionsordnung" unter Bewahrung des logischen Accents am Satzanfang. Den Ursprung dieses grammatischen Phänomens erklärt er psychologisch. Er will die freie Wortfolge aus der Aufmerksamkeit der Sinne auf die Umwelt hergeleitet wissen. Wie die Anwendung der Inversionen es ermöglicht, seinen Empfindungen und Affekten den jeweils entsprechenden Ausdruck zu verleihen, verdeutlicht Herder an zwei Beispielen, von denen eins hier stehe: „E r hat mir das Geld gestohlen; und kein anderer; er h a t mir das Geld gestohlen; ich weiß es gewiß; d a s G e l d hat er mir gestohlen (und keinen Ring); M i r hat er das Geld gestohlen, und keinem andern; g e s t o h l e n hat er mir das Geld (nicht abgeborgt): wie viel Veränderung macht hier nicht die Inversion in der Wendung des Gedankens" (Suph. I, 192).

Der moderne Sprachgebrauch hat die eigentliche Auffassung dieses grammatischen Begriffs eingeengt auf die Verlegung des Subjekts hinter das Prädikat in mit „und" eingeleiteten Hauptsätzen. Dem schriftlichen Geschäftsverkehr des Kaufmanns und der Amtssprache ist diese Erscheinung noch heute ganz geläufig, obwohl sich Stimmen erheben, sie in den Bann zu tun, wie es in dem höheren Prosastil schon geschehen ist[98]).

Der Darstellung der Inversion im Herderschen Sinne haben wir noch einen Punkt hinzuzufügen: die Grenzen ihres Geltungsbereichs. Herder hat wohl selbst das Empfinden gehabt, daß der Begriff der Inversion nach seinen bisherigen Auseinandersetzungen leicht der unumschränkten Freiheit der Wortstellung gleichgesetzt werden könne. So nimmt er in der Neubearbeitung seiner Fragmente Gelegenheit, dieser Ausdeutungsmöglichkeit seines Begriffs Zügel anzulegen. Er erweitert seine Lehre von den Inversionen noch um folgende

kurze Abhandlung: „Ich muß indessen drei Stücke hinzu setzen, die ich hier nicht ausführen kann. So wenig unser Deutsch an Inversionen leidet; so wenig sind noch alle in Gang gebracht, die in den Formen desselben liegen. Wenn die Geschichte, der Dialog, die Prose des Umganges und die Poesie, jedes seine eigensinnigste Wendungen nutzen, und ganz zwanglos brauchen wird: wie manches wird alsdenn an Tageslicht kommen, das jetzt im Schooß der Nacht begraben liegt? Zweitens: so wenig unser Deutsch an Inversionen leidet: so wenig kann es doch mit dem Griechischen und Latein verglichen werden, weil die ganze Natur widerspricht. Und denn: so wenig unser Deutsch an Inversionen leidet: so viel noch in den Formen desselben nach der Grammatik liegen: so manche noch aus den vorigen Zeitaltern zurück gezogen werden können, die unrecht aufgegeben sind: — so wird doch nie unsere Sprache kindisch mit Wortversetzungen wie im Brete, spielen können. Auch in der Verkettung und Gliederfolge unserer Perioden bemerkt man den Gang eines Deutschen, der freilich nicht wie ein Kind, hüpfen und springen will wie ein Gaukler: sondern dem ein einförmiger, gesetzter und männlicher Gang eigen ist“ (Suph. II, 43 f.). Ein Rückblick auf das über die Inversionen Gesagte lehrt uns, daß Herder dieser Erscheinung sprachlichen Lebens den Platz an der Sonne einräumt. „Inversionen“ bedingen geradezu das Wesen der „Sprachen, die ursprünglich sind, und das Gepräge der ersten sinnlichen Lebensart führen“ (Suph. I, 192).

Die Sinnlichkeit macht den Reichtum einer Sprache aus, den das Streben nach Richtigkeit allmählich verzehrt. Dieser Verarmung, die in den neueren Sprachen immer weitere Kreise zieht, sucht der Bahnbrecher des Sturms und Drangs zu steuern. Da er ganz offenbar die Ausdrucksmöglichkeiten jugendlicher Sprachen ästhetisch am höchsten bewertet, tritt er auch in der Prosa für eine Neubelebung eigentlich poetischer Stilmittel ein. In ehrlichem Eifer wettert er gegen den lateinisierenden Predigtstil geistlicher Redner, gegen eine „Homiletische Schlachtordnung, die Bindewörter und Beiwörter und Hülfswörter und Synonymen und Periodische

Theile in Ueberfluß hat, um den Mangel an Gedanken zu verbergen“ (Suph. I, 507).[99]) Die gleiche Forderung wird an die Poesie gestellt, wenn später im Ossian-Aufsatz mit jugendlich-enthusiastischer Beredsamkeit zur Elision „schleppender Artikel, Partikeln usw.“ aufgerufen wird, um den „Gang des Sinns oder der Leidenschaft“ sich hemmungslos abwickeln zu lassen (Suph. V, 195). Herder rechnet einfache Partikeln ebenso zu den typischen Ausdrucksmöglichkeiten jugendlicher Sprachen wie Synonyma, Pleonasmen, Metaphern, Machtwörter und Idiotismen[100]).

Alle diese Elemente sind schließlich doch nur von sekundärer Bedeutung für den Satzbau, wenn wir bedenken, daß Herder in dem Wortschatz jugendlicher Sprachen den Primat des Verbums zu erkennen glaubt. Er ist der Ansicht, daß noch in unserer Sprache „der lebendige Laut der in den Verbis tönet“, beweist, „daß sie der älteste Theil der Sprache sind“ (Suph. II, 74). „tönende Verba sind die Ersten Machtelemente. Tönende Verba? Handlungen, und noch nichts, was da handelt? Prädikate und noch kein Subjekt? Der Himmlische Genius mag sich deßen zu schämen haben, aber nicht das sinnliche Menschliche Geschöpf: denn was rührte dies, wie wir gesehen, inniger, als diese tönenden Handlungen?“ (Suph. V, 52)[101])

Es kann uns nicht wunder nehmen, wenn Herder, der für die Ursprünglichkeit in der Sprache ein so feines Organ hat, seine Zuflucht zur gesprochenen Sprache nimmt und ihr theoretisch in seinen Abhandlungen und praktisch in der eigenen Schreibart huldigt. Mit Recht sieht Markwardt[102]) in der Betonung der lebendigen Sprech-Sprache den „Kerngedanken der Herderschen Stilreform“. Am wärmsten bekennt sich Herder zur gesprochenen Sprache im „Torso“: „Statt nemlich vom Perioden anzufangen, laße man ihn zuletzt, und setze sich die einzige Ordnung: der Knabe muß hören, was er versteht, lesen, was er hören, und schreiben, was er sagen kann. Offenbar wird hier also die Schreibart, die sich der Sprache des Lebens nähert, und am weitesten vom Bücherton abstehet, die erste“ (Suph. II, 345).[103])

Alle die im einzelnen empfohlenen Mittel des sprachlichen Ausdrucks zur Neubelebung des Prosastils werden zusammengefaßt zu der Forderung, „unsrer noch gewiß unausgebildeten Sprache Reichthum, Fülle, Leichtigkeit zu verschaffen“ (Suph. II, 282), im Periodenbau aber Freiheit, Einfachheit und Lebendigkeit anzustreben. So warnt Herder: „hieher gehört auch bei unsern besten Schriftstellern der Fehler, da die Fülle der Gedanken und der Vorrath an Bildern im Perioden sich häufet, sich stößet, und aus Mangel der Oekonomie in Unordnung geräth“ (Suph. II, 54). Vgl. auch: Suph. II, 52.

§ 19. Die mit solcher Lebendigkeit vorgetragenen Anschauungen des Stilreformators erwecken in dem empfänglichen Gemüt seines Freundes begeisterten Widerhall. Wir können auf Schritt und Tritt in den Dokumenten des jungen Goethe Reminiszenzen aus Herders Lehren begegnen, auf die Morris in seiner Ausgabe eifrig verweist. Am wärmsten spricht das Bekenntnis zu Herders Philosophie aus der freudigen Anerkennung, die Goethe in dem für sein Verhältnis zu Herder so aufschlußreichen Wetzlarer Briefe dem sprachphilosophischen Grundsatz seines Freundes zollt: „Seit vierzehn Tagen les' ich eure Fragmente, zum erstenmal, ich brauch' euch nicht zu sagen was sie mir sind. Dass ich euch von den Griechen sprechenden, meist erreichte hat mich ergötzt, aber doch ist nichts wie eine Göttererscheinung über mich herabgestiegen, hat mein Herz und Sinn mit warmer heiliger Gegenwart durch und durch belebt, als das wie G e d a n c k und E m p f i n d u n g den A u s d r u c k bildet. So innig hab' ich das genossen“ (II, 294 $_{26}$ ff.). Doch ist ihm andererseits die Einsicht nicht verschlossen geblieben, daß jene Forderung sich nicht restlos verwirklichen lasse. Diese Erkenntnis spricht aus den Zeilen Werthers, der im Gefühl höchsten Glückes oder im Nachdenken über das Hoffnungslose seiner Lage seinen Empfindungen keine Worte mehr zu leihen vermag: „Wenn ich nur ihre schwarzen Augen sehe, ist mirs schon wohl! Sieh, und was mich verdrüst, ist, daß Albert nicht so beglückt zu seyn scheinet, als er — hoffte —

als ich — zu seyn glaubte — wenn — Ich mache nicht gern Gedankenstriche, aber hier kann ich mich nicht anders ausdrucken — und mich dünkt deutlich genug“ (IV, 292 $_{14}$ ff.). Vgl. ferner: IV, 254 $_{1\text{-}8}$; 302 $_{20\text{-}22}$.

Goethes Überzeugung von der nur sehr bedingten Erfüllbarkeit des Herderschen Satzes erfahren wir weiter an den Reflexionen, die der Dichter an die Ausdruckskraft einzelner Worte knüpft: „Wie kann ich vergehen, wie kannst du vergehen, wir sind ja! — Vergehen! — Was heißt das? das ist wieder ein Wort! ein leerer Schall ohne Gefühl für mein Herz“ (IV, 321 $_{24}$ ff.).[104]) Vgl. ferner IV, 250 $_{11\text{-}15}$; 301 $_{3\text{-}5}$; 321 $_{16}$ f.

Ein Zeugnis für die Bedeutung, die Goethe Herders praktischen Vorschlägen beimißt, sind Werthers Klagen über die „Pünktlichkeit“ des Gesandten: „Ich arbeite gern leicht weg, und wie's steht so steht's, da ist er im Stande, mir einen Aufsaz zurückzugeben und zu sagen: er ist gut, aber sehen Sie ihn durch, man findt immer ein besser Wort, eine reinere Partikel. Da möcht ich des Teufels werden. Kein Und, kein Bindwörtchen sonst darf aussenbleiben, und von allen Inversionen die mir manchmal entfahren, ist er ein Todtfeind. Wenn man seinen Period nicht nach der hergebrachten Melodie heraborgelt; so versteht er gar nichts drinne“ (IV, 275 $_{21}$ ff.).

Nicht alle von Herder verkündeten Lehren sind dem Jünger neu. Wenn Goethe mit beredten Worten das Erkenntnisvermögen des Gefühls dem eines bloß verstandesmäßigen Denkens vorzieht[105]), geschieht es nicht auf die Anregung seines Freundes allein; in dem Kult des Gefühls weiß er sich mit bedeutenden Geistern seiner Zeit — vor allem mit Klopstock — eins. In Herders Gedanken findet er häufig die Bestätigung schon früher erworbener Anschauungen. Die Pflege der gesprochenen Sprache im geschriebenen Wort — um einen der praktischen Vorschläge Herders anzuführen — ist vor ihm bereits von Gellert gefordert worden. Wir konnten beobachten, wie der Leipziger Student in seiner Weise bemüht war, diese Forderung zu erfüllen.

§ 20. Nicht alle Träger der von dem Stilreformator so überschwenglich gepriesenen Namen haben den jungen Goethe ernstlich beeinflußt, von den „Scribenten" seiner Tage, die Herder „eine Morgenröthe und Vorboten" einer neuen Zeit zu sein scheinen: Chr. F. Weiße, Th. Abbt und Lessing, nur der letztere. Dagegen hat der junge Goethe mit Herder seine helle Freude an der „körnichten Sprache Deutscher Schriftsteller voriger Zeiten" (Suph. I, 372). Er wird wohl seinem Freunde beigestimmt haben, wenn dieser begeistert ausruft: „d a s i s t g a n z a n d e r D e u t s c h !" und sich nach einem Buch seines Jahrhunderts umsieht, „das in Absicht der Schreibart die Würde der Bibelübersetzung des Luthers erreichte" (Suph. I, 373).[106]). In unmittelbarem Anschluß an das Lob der Verdienste Luthers, worin der Verfasser der „Fragmente" Klopstock beistimmt, verkündet er den Preis dieses Dichters: „ „Auch in der Sprache haben wir von Luthern noch lange nicht so viel gelernet, als wir lernen könnten und sollten," so sagt ein Schriftsteller, der bei seinen wenigen Prosaischen Aufsätzen selbst ein Muster nachdrücklicher Prose geworden. Es ist Klopstock, der erste Dichter unseres Volks, der, so wie Alexander Macedonien, die Deutsche Sprache seiner Zeit nothwendig für sich zu enge finden muste: der sich also in ihr eine Schöpfersmacht anmaaßte, diese zur Bewunderung ausübte, und zu noch größerer Bewunderung nicht übertrieb: ein Genie, das auch in der Sprache eine neue Zeit anfängt" (Suph. II, 42).[107]) Bei der Darstellung des Satzbaus im „Werther" werden wir Gelegenheit finden, an einigen syntaktischen Erscheinungen auf den Einfluß Herders und der von ihm als vorbildlich gepriesenen Schriftsteller im besonderen hinzuweisen.

§ 21. Die im Bekanntwerden Goethes mit Herder einsetzende neue Epoche seiner stilistischen Entwicklung bietet für die Untersuchung der Prosa sehr reiches syntaktisches Material. In den Mittelpunkt der Untersuchung stellen wir „Die Leiden des jungen Werthers".

Um das geeignete Objekt der Gegenüberstellung können

wir hier nicht in Verlegenheit kommen. Dieser Roman in Briefen wird mit den wirklichen Briefen des jungen Goethe zu vergleichen sein, die Aufschluß über das menschliche Erleben geben, das im Roman seine künstlerische Gestaltung erfahren hat. Dieser Vergleich gewinnt um so mehr an Interesse, als G. von Loeper[108]) zu der Annahme neigt, der Dichter habe seine 1772 aus Wetzlar an Merck gerichteten echten Briefe von seinem Freunde zurückgefordert, um sie zum Anfange des zweiten Teils seines Romans zu verwenden, nachher habe er sie vernichtet. Wie weit diese Vermutung durch einen Vergleich des Satzbaus der erhaltenen wirklichen Briefe aus jener Zeit mit dem der Wertherbriefe stilistisch zu stützen ist, soll diese Untersuchung zeitigen. Wir werden also, soweit es möglich ist, den jeweiligen syntaktischen Phänomenen des „Werther" Parallelen aus den Wetzlarer und Frankfurter Briefen des Dichters bis in die Zeit der Abfassung des Romans (1. Februar bis Anfang Mai 1774)[109]) voranstellen und untersuchen, ob und wie weit Korrespondenz und Dichtung hinsichtlich ihres Satzbaus einander nahe kommen. Material aus Briefen, die vor der Wetzlarer Zeit und nach der Beendigung des Romans geschrieben sind, werden wir heranziehen, wenn wir im „Werther" auf syntaktische Bildungen treffen, die der Briefprosa des jungen Goethe von seinem Straßburger Aufenthalt bis zu seinem Eintritt in Weimar allgemein geläufig sind. Erinnert sei daran, daß der Roman in seinem rein sprachlichen Gewande, in Mundart, Lautlehre und Flexion viel auffallende Vergleichspunkte speziell mit den Wetzlarer und den anschließenden Frankfurter Briefen bietet. Das gilt auch für die Wortwahl und die Gestaltung des Ausdrucks; man denke nur an die typischen Merkmale des Geniestils: an Kraftwörter, Provinzialismen und Archaismen[110]). Ein Wort noch über den Dialog im „Werther"! Wir werden festzustellen haben, ob er im Satzbau mit der Briefprosa des Romans und dem Bericht des „Herausgebers" zu vergleichen ist, und ob Parallelen zu dem Dialog der Prosadramen jener Zeit gezogen werden können.

Eine zweite Schwierigkeit tritt der Darstellung des Satz-

baus im „Werther“ und in den entsprechenden echten Briefen entgegen: Das überströmende Lebensgefühl ihres Verfassers findet in den beiden Dokumenten seinen bald unmittelbaren, bald bewußt künstlerisch gestalteten Niederschlag. Der Eindruck, den das rauschende, leidenschaftlich bewegte Leben in der empfänglichen Seele des Jünglings hinterläßt, erfährt seinen Ausdruck in dem ungelenkten Fluß der Rede. Die großen, weiten Perioden und die auf knappste Formen gebrachten Äußerungen der Sprache des Gefühls sind im syntaktischen Zusammenhang nicht überall scharf gegeneinander abzugrenzen. Die Redeteile gehen bisweilen ineinander über, und die ganz unbekümmert gesetzte Interpunktion [111]) gibt kaum einen Anhalt, im Strom der Sprache die festen Punkte zu finden, von denen aus ein klarer Überblick über die Zusammengehörigkeit der Teile zu gewinnen ist. Nicht immer läßt sich aus dem sprachlichen Bilde deutlich erkennen, wo die Sinneseinschnitte in der Aufeinanderfolge der Gedanken und Vorstellungen zu suchen sind. So schließt ein Abschiedsbrief Goethes an Charlotte Buff: „Ich binn nun allein, und darf weinen, ich lasse euch glücklich, und gehe nicht aus euern Herzen. Und sehe euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer“ (II, 297 $_{19}$ ff.). Der Briefschreiber will damit sagen: Wenn ich Euch morgen nicht wiedersehe, so wird es überhaupt nie mehr geschehen. Unübersichtlich gegliedert, wie an dieser Briefstelle, ist auch das Satzbild einer Partie des „Werther“: „und nun fügte sie noch all dazu, was weiter würde geträtscht werden, was die schlechten Kerls alle darüber triumphiren würden. Wie man nunmehro meinen Uebermuth und Geringschäzzung andrer, das sie mir schon lange vorwerfen, gestraft, erniedrigt ausschreien würde“ (IV, 284 $_{11}$ ff.). Hier ist gemeint, daß man ausschreien würde, wie Werthers Übermut und seine Geringschätzung anderer, die ihm schon lange zum Vorwurf gemacht werden (gelegentlich seines Auftretens in der Gesellschaft des Grafen), gestraft und erniedrigt wurden. Goethe hat bei der zweiten Ausgabe seines Romans im Jahre 1787 selbst Anstoß an dem Wortlaut dieser Stelle genommen und ihn in dem interpretierten Sinne geändert: 19, 105 $_{24-27}$.

Fast sieht es so aus, als ob durch solche Erscheinungen der Satzbau der Briefe und des „Werther“ der wissenschaftlichen Erfassung sich erwehren wollte, und wir werden uns bewußt, daß eine rein grammatisch-syntaktische Interpretation allein es nicht immer ermöglichen wird, den Satzbau dieser Dokumente in seinen letzten Zusammenhängen aufzudecken.

§ 22. Die Wiedergabe von Aufforderungen, Eindrücken und Stimmungen des Briefschreibers in sprachlich knappsten Formen ist dem Stil unbefangener Briefe allgemein geläufig und spielt — wie wir festgestellt haben — auch in der Korrespondenz des jungen Goethe eine höchst bedeutsame Rolle. In der höheren Prosa, in Rousseaus „Nouvelle Héloïse“ [112]), ebenso wie in den Schriften des jungen Herder [113]) und nicht zuletzt in Goethes „Werther“ wird das Auftreten des kurzen und des grammatisch unvollkommenen Satzes der Ausdruck des Stilgefühls einer anbrechenden neuen Geistesepoche. Der Erörterung der mannigfachen Formen dieser Erscheinung wenden wir uns zu Beginn unserer Untersuchung des Satzbaus im „Werther“ und in den gleichzeitigen echten Briefen zu.

Häufig halten — wie früher vor allem in den Briefen an Behrisch — emphatische Wendungen an den Empfänger des Briefes oder leidenschaftliche Ausrufe eines Namens den Redefluß auf:

Briefe: „Lotte“, „Lieber“, „Bruder“, „Kestner“, „seht Kestner“, „o Lotte“, „mein Lieber“, „liebe Lotte“, „lieber Freund“, „Lotte, liebe Lotte“ u. a.

Werther: „Wilhelm“, „Lieber“, „Bester“, „Lotte“, „sieh Albert“, „o Lotte“, „o Geliebte“, „mein Lieber“, „mein Bester“, „mein Theuerster“, „lieber Schaz“ (an Wilhelm), „liebe Lotte“, „o du Engel“, „o mein Freund“, „o mein Bruder“, „ja lieber Wilhelm“, „Albert, Albert“ u. a.

Den in den Briefen des jungen Goethe gebräuchlichen feststehenden Wendungen des Briefstils sind Gruß-, Wunsch- und Dankformeln wie „Adieu“, „Leb wohl“, „Gute Nacht“, „Gott seegne euch“, „Danck euch Kestner für eure Zwey liebe Brief“ u. a. zuzurechnen, die aber im „Werther“ nur sparsam verwandt werden:

„Adieu“ (IV, 243 21) Ebenso: IV, 269 12; 279 32; 286 3; 289 18.
„Leb wohl!“ (IV, 226 13) Ebenso: IV, 307 6-7; 326 5. Ähnlich: IV, 268 10; 323 14; 325 32; 326 2.
„Gute Nacht!“ (IV, 250 7)
„Gott segne euch“ (IV, 280 23; 326 1)
Vgl. auch: Gottfr. II, 211 19 = Götz III, 239 10.
„Und so wohne Gottes Seegen über dir!“ (IV, 326 7) Ähnlich: IV, 307 7.
„Danke für deine beyden Briefe“ (IV, 285 17).

Häufungen und Wiederholungen dieser Ausdrücke und der jetzt zu besprechenden Formen des unvollständigen Satzes werden in einem besonderen Abschnitt noch zu erörtern sein.

Wie bereits in den früheren Briefen spielen gewisse Vertraulichkeitsphrasen und Lieblingsausdrücke die Rolle von Satzeinleitungen. Aus den uns hier interessierenden Briefen und dem „Werther“ seien folgende Belege aufgeführt:

B. „Und unter uns“ (III, 40 17)
„Denn unter uns“ (III, 75 29)
„Kurz“ (IV, 138 24)
„kurz und gut“ (III, 62 5)
„Gewiß“ (III, 9 16)
„Genug“ (II, 294 23) Ebenso: II, 15 13; 110 9; 295 7, 27; III, 22 30; IV, 6 31.
W. „Unter uns“ (IV, 256 6)
„Denn, unter uns“ (IV, 231 30)
„Kurz“ (IV, 221 12) Ebenso: IV, 225 28; 236 4; 251 1.
„Kurz und gut“ (IV, 231 12)
„Gewiß“ (IV, 220 30; 246 13)
„Genug“ (IV, 238 11) Ebenso: IV, 231 21; 255 1; 285 7; als selbständiger Ausruf: IV, 257 4.

Die Sprache des Sturms und Drangs schwelgt ganz bewußt in Kraftwörtern und vulgären Wendungen, die den burschikosen Ton der früheren Briefe und der Jugendlustspiele noch übertreffen:

B. „Nun zum teufel“ (IV, 8 24).
„hohle sie der Teufel ihr Bruder“ (III, 8 18). Ähnlich: III, 55 6 f.; IV, 138 23 f.; V, 252 4.
W. „Teufel!“ (IV, 281 9)
„Hol sie der Teufel, sagt ich“ (IV, 283 1).
Vgl. auch: IV, 282 2 f.

In dem Briefbeleg III, 8 18 sowohl als an beiden Werther-

stellen wird diese Verwünschung aus dem gleichen Anlaß hervorgeschleudert, aus Ärger über das Betragen eitler, dünkelhafter Menschen. —

Gottfr.: „Du Teufel“ (II, 205 19). = Götz III, 233 15.
Götz: „Der Teufel hohl den Assessor Sapupi“ (III, 220 27 f.).
„Den soll der Teufel hohlen“ (III, 221 29).

Stereotype Beteuerungsformeln begegnen uns in großer Zahl:

B: „Gott!“ (V, 301 16)
„Groser Gott“ (V, 15 19)
„lieber Gott“ (III, 9 25)
Ähnlich: IV, 3 19; V, 25 12 f.
„Bey Gott“ (III, 3 30) Ebenso III, 25 29; 72 12; V, 14 13; 300 22.
„Gott weis“ (III, 8 23 f.), im syntaktischen Zusammenhang: II, 297 12; III, 14 28; V, 30 1 f.
„Gott sey Danck“ (III, 42 16) Ebenso: V, 19 24; 254 4 f.

Die in den Briefen meist isoliert oder, wie das „Gott sey Dank“, parenthetisch stehenden Beteuerungen erscheinen auch im „Werther“.

Isoliert treten auf:

„Gott!“ (IV, 304 13)
„Und Gott“ (IV, 269 31)
„Guter Gott!“ (IV, 279 1)
„Weis Gott“ (IV, 295 2)

Als Parenthesen begegnen uns:

„Gott weis“ (IV, 281 24; 291 3)
„Gott sey Danck“ (IV, 242 14)

Im syntaktischen Zusammenhang stehen:

„Gott weis warum ...“ (IV, 220 f.)
„Weis der große Gott, wie ...“ (IV, 294 28)

Im Dialog kommen vor:

„Gott“ (IV, 273 5)
„Um Gottes willen“ (IV, 256 4; 302 11 f.)
„Gott sey Dank, daß ...“ (IV, 299 31)

Neben diesen Ausrufen stereotyper Natur fallen — besonders im „Werther“ — Beteuerungen auf, die trotz ihres rein religiösen Charakters sich von dem erbaulichen Ton Gellerts freihalten:

B.: „Gott im Himmel man sagt von dir: du kehrest alles zum besten“ (IV, 143 1 f.).

W.: „O Gott, der du..." (IV, 288 30)
„Guter Gott von deinem Himmel... du..." (IV, 243 17)
„Gott im Himmel! Hast du..." (IV, 300 14)
„Und du Geist des Himmels..." (IV, 325 15 f.)
„du Allliebender" (IV, 301 8)
„Und du, lieber himmlischer Vater,..." (IV, 301 22)
Vgl. ferner: IV, 274 9; 301 5, 12; 302 16.

Die der Sprache der Lutherbibel geläufige Wendung, „gutes Muts" ist besonders für den Dialog des „Gottfried von Berlichingen" charakteristisch. Diese Aufmunterung findet sich ferner, leicht variiert, in den Briefen und im „Werther". Auch in späteren Werken bewahrt der Ausdruck häufig die der Sprache des jungen Goethe eigentümliche starke Flexion des Adjektivs [114]).

Gottfr.: „Sey gutes Muths" (II, 219 10 = Götz III, 246 18).
„Seyd gutes Muths" (II, 229 29). > „Glück macht Muth" (Götz III, 256 7).
„Seyd frisches Muth's" (II, 156 11). > „Seyd guten Muths" (Götz III, 185 25).[115])
Götz: „Sey gutes Muths" (III, 258 15).
B.: „Immer fröliges Muths liebe Lotte" (II, 298 2).
„Guthes muths denn Gustgen" (V, 301 23 f.).
W.: „Doch gutes Muths!" (IV, 274 2 = 19, 89 6)

Aus den zahlreich in den Briefen und im Roman auftretenden einfachen Interjektionen wie: „o", „wehe", „ha", „pfuy", „gut", „was", „sieh" u. a. sei vor allem auf das den Ton des „Werther" so bezeichnende „ach" verwiesen, das im Roman einen die übrigen Interjektionen weit überragenden Platz einnimmt. Häufig begegnen wir diesen Ausrufen auch in geminierter oder erweiterter Gestalt: „und ach", „aber ach", „wehe, wehe", „wehe dem, der...", „weh denen... die..." u. a.

Eigentlich unvollkommene Sätze, die in der Form kurzer Wortverbindungen einfache Aussagen, Ausrufe und Aufforderungen wiedergeben und im syntaktischen Zusammenhang selbständig, satzeinleitend, parenthetisch oder als Nachtrag auftreten, kommen dem Briefstil ganz allgemein zu, um wieviel mehr diesen so unbekümmert hingeworfenen Zeilen des Jünglings! Die Sprache des Kunstwerks aber verdankt nicht

zuletzt diesen Satzformen den Reiz ihrer Frische und Lebendigkeit:

Ausrufe des Bedauerns und der Anteilnahme:

B.: „Der unglückliche Jerusalem. Die Nachricht war mir schröcklich... Der unglückliche. Aber... Der arme iunge!" (III, 8 11 ff.) Vgl. auch: II, 20 9.
W.: „Unglücklicher! Bist du nicht ein Thor?" (IV, 268 15)
„Die arme Leonore! Und doch war ich unschuldig!" (IV, 220 18)
Vgl. ferner: IV, 272 4-6; 300 16 f.

Reflexionen über vergangene Tage:

B.: „Sonntag! Wie ruhig werdet ihr bey Lotten gesessen haben" (III, 42 1 f.).
W.: „Gestern! Es hätte der lezte Augenblick meines Lebens seyn sollen" (IV, 322 5 f.). Vgl. auch: IV, 279 1-2.

Naturschilderungen:

B.: „Ein herrlicher Morgen, der Nebel ist gefallen alles frisch und herrlich umher!" (V, 302 f.)
W.: „Es war der liebwürdigste Sonnenaufgang. Der tröpfelnde Wald und das erfrischte Feld umher!" (IV, 240 18 f.)
Vgl. auch: IV, 266 19 f.

Charakteristik von Personen:

B.: „Ihr Mann ist iust einer der Menschen wie ich sie haben muss, die Erfahrung des Lebens, die schönen Kenntnisse und Wissenschafften ohne Pedanterey und die gute offne Seele" (IV, 23 15-17).
W.: „Es ist der pünktlichste Narre, den's nur geben kann. Schritt vor Schritt und umständlich wie eine Baase" (IV, 275 18 f.).
Vgl. auch: IV, 224 29—225 1.

Plaudereien über Dinge des täglichen Lebens:

B.: „gegen den blauen Ausschlag hab ich einzuwenden, dass er zu hart ist dass er gar nicht steht. Entweder das grüne das hier beyliegt oder Paille —... Schreiben Sie mir die Entschliessung. Nur kein Blau" (III, 4 24 ff.).
W.: „Auch hab ich mir einen (Frack) machen lassen, ganz wie den vorigen, Kragen und Aufschlag und auch wieder so gelbe West und Hosen dazu" (IV, 290 24-26).
Vgl. ferner: B.: II, 293 8; III, 22 29 f.; 24 18 f.; 30 26; 55 16 f.,
W.: IV, 224 33; 240 8; 248 6; 285 5; 286 12; 290 11 f.; 303 11 f.; 327 3; 328 12.

Beispiele für grammatisch unvollständige Sätze aus Gesprächen im „Werther“:

„Der jüngere (Nußbaum) aber dorthinten ist so alt als meine Frau, im Oktober funfzig Jahre“ (IV, 244 19 f.).
„Um Gottes willen, sagte mir Lotte heute, ich bitte Sie! keine Scene wie die von gestern Abend!“ (IV, 256 4 f.)
Vgl. ferner: IV, 224 21; 284 7 f.

Häufig treten elliptische Sätze auf, die einen oder mehrere Nebensätze von sich abhängig machen:

B.: „Armer Mensch an dem der Kopf alles ist!“ (II, 293 13)
„Adieu ihr Menschen die ich so liebe /: dass ich auch der träumenden Darstellung des Unglücks unsers Freundes, die Fülle meiner Liebe borgen und anpassen musste:/“ (IV, 17 20-22)
Vgl. ferner: III, 18 8; 27 30-33; 30 13 f.
W.: „Armer Thor, der du alles so gering achtest, weil du so klein bist“ (IV, 265 21 f.).
„Ein fürchterliches Schauspiel. Vom Fels herunter die wühlenden Fluthen in dem Mondlichte wirbeln zu sehn, über Aecker und Wiesen und...“ (IV, 303 9 ff.) Vgl. ferner: IV, 278 15-17; 308 31-33.

Auffallend ist der der lateinischen Syntax entsprechende Akkusativ in Ausrufsätzen, der vielleicht durch Ersparung des Verbums zu deuten ist [116]).

B.: „O den trefflichen Menschen!“ (III, 36 19)
„Ein grosses weites Haus, das Dach in vollen Flammen. Und das glühende Balkenwerck, Und die fliegenden Funcken, und den Sturm in Glut und Wolcken“ (III, 27 5-7).
Vgl. auch: III, 53 6.
W.: „Allen Segen des Himmels über dich!“ (IV, 307 7)
„Wie ausgetrocknet meine Sinnen werden, nicht Einen Augenblick der Fülle des Herzens, nicht Eine selige thränenreiche Stunde“ (IV, 279 4-6).
Vgl. ferner: IV, 302 1; 321 23.
Gottfr.: „Und den letzten einzigen Trost, Marie deine Gegenwart. Ich muss dich weg bitten. Das ist mehr Quaal als alles“ (II, 260 3-5). >
Götz: „Auch deine Gegenwart Marie der letzte Trost ist Quaal“ (III, 277 9).
„Erbarmer, erbarme dich seiner. Nur einen liebevollen Blick in sein Herz“ (II, 260 16 f.). Ähnlich in Götz: III, 277 26 f.

In der Form von Infinitivsätzen werden Ausrufe getan:

B.: „So auf einmal das alles zu verlassen, das alles wo meine Glückseeligkeit von vier Monaten lag“ (III, 4 9-11).
„Von der Lotte wegzugehn. Ich begreifs noch nicht wies möglich war“ (III, 37 7 f.). Vgl. auch III, 12 5-7.
W.: „Dich zu verlassen, den ich so liebe, von dem ich unzertrennlich war, und froh zu seyn! (IV, 220 14 f.)
Vgl. ferner: IV, 237 12-14; 257 12-14; 284 17-19; 327 19 f.
Gottfr.: „Ich bitte dich geh. Elend! Elend! ganz allein. Zu sterben von niemanden gepflegt von niemanden beweint. Schon die Freudenfeste nach seinem Todt vorsummen hören“ (II, 260 1-3). >
Götz: „Geh liebe Seele, überlaß mich meinem Elend!“ (III, 277 8)

Die Sprache der Leidenschaft läßt sich nicht am einzelnen Wort genügen; sie ergießt sich — wie in Rousseaus „Nouvelle Héloïse“ [117]) — in Wiederholungen und Variationen, Steigerungen und Häufungen des Ausdrucks:

B.: „Adieu! Adieu!“ (IV, 23 19 f.; 137 5)
„glaub mir, glaub an mich“ (IV, 147 8 f.).
„Die angenehmste Gegend, Leute die mich lieben, ein Zirckel von Freuden!“ (II, 24 5 ff.)
Vgl. ferner: II, 24 14 f.; 298 5; III, 6 29 f.; 8 31; 44 28 f.; IV, 129 7 f.; 134 27; 146 29—147 1; 159 25; V, 30 3.
W.: „Gedult! Gedult!“ (IV, 274 12)
„Leb wohl, Engel des Himmels, leb wohl, Lotte!“ (IV, 281 5 f.)
„Ach diese Lücke! Diese entsetzliche Lücke, die ich hier in meinem Busen fühle!“ (IV, 293 17 f.)
„Heut! O Schicksaal! O Menschheit!“ (IV, 298 21)
„Jezt noch mein, dein! dein! o Geliebte, und einen Augenblick — getrennt, geschieden — vielleicht auf ewig. — Nein, Lotte, nein —... Todt, Lotte! Eingescharrt der kalten Erde, so eng, so finster!“ (IV, 321 22 ff.)
Vgl. ferner: IV, 252 10; 276 29-33; 279 4-6; 322 4; 328 7.
Im Dialog: „Weise! rief er, sehr weise!... Politisch! sehr politisch!“ (IV, 308 13-15)
„Nur einen Augenblick ruhigen Sinn, Werther, sagte sie... Warum denn mich! Werther! Just mich! Das Eigenthum eines andern. Just das! (IV, 308 7 ff.)
Vgl. ferner: IV, 248 31 f.; 261 21; 320 27 f., 30.

§ 23. Bei der Frage nach der Verteilung des sprachlichen Materials im einfachen Satz haben wir bei der Betrachtung der Briefe vor der Straßburger Zeit unser Augenmerk vor allem auf den Anfang und das Ende des Satzes gerichtet. In weit höherem Maße werden wir dies noch in den späteren Briefen und im „Werther" zu tun haben. Lenken doch bereits die ersten Zeilen Werthers die Aufmerksamkeit des Lesers, der sich der Melodie dieser Sprache hingibt, auf diese für den Rhythmus der Prosa besonders empfänglichen Stellen. Ganz im Sinne der Herderschen Lehre von der Inversion pflegen eindringlich betonte Glieder gern an die Spitze des Satzes zu treten:

B.: „Gepackt ists Lotte, und der Tag bricht an" (II, 297 $_{26}$).
„Heut gehn ab liebe Mama, die freymüthigen Briefe" (IV, 139 $_{16}$).
„Keinen Bruder hab ich erschlagen!" (III, 47 $_{25}$ f.)
Vgl. ferner: II, 293 $_{26}$; III, 7 $_{30}$; 10 $_{15}$ f.; 36 $_{5}$; 37 $_{28}$; 43 $_{20}$; 49 $_{20}$; 52 $_{10}$; IV, 3 $_{18}$; 13 $_{13}$; 17 $_{6}$; 26 $_{17}$ f.; 29 $_{20}$; 146 $_{6}$ f.; V, 304 $_{14}$.
W.: „Da tritt herein die übergnädige Dame von S.." (IV, 281 $_{24}$ f.)
„Alberten war das zu allgemein gesprochen" (IV, 262 $_{3}$).
„das TausendGüldenkraut hat ein schön Blümgen... Keines kann ich finden" (IV, 299 $_{12}$ f.).
Vgl. auch: IV, 223 $_{33}$—224 $_{1}$.
Baukunst: „ächte Menschen ermordet der böse Genius..." (III, 103 $_{3}$ f.)

Durch Wiederholung oder Steigerung werden die Glieder am Satzanfang nachdrücklich betont:

B.: „Gerne gar gerne mögt ich Herrn v Hoh[enfeld] sprechen" (IV, 146 $_{22}$).
„Ich fühl es lieber Freund, und fühle dass mann um kein Haar glücklicher ist wenn man erlangt was man wünschte" (II, 24 $_{12\text{-}14}$). Vgl. auch: IV, 142 $_{8}$ f.
W.: „Zum leztenmale denn, zum leztenmale schlag ich diese Augen auf" (IV, 321 $_{11}$ f.).
„Aber auf mich! Mich! Mich!..., fielen sie nicht" (IV, 249 f.)
„Ich soll, ich soll nicht zu mir selbst kommen" (IV, 298 $_{19}$).
Vgl. ferner: IV, 243 $_{11}$ f.; 307 $_{24}$ f.; 322 $_{6\text{-}8}$.

Die durch die Inversion bereits geleistete Hervorhebung all dieser Satzglieder wird durch die Geminatio stilistisch

noch unterstrichen. Zum primären Mittel eindringlicher Betonung erhebt sich diese Stilfigur bei dem Teil, der für gewöhnlich den Satz eröffnet, dem Subjekt:

B.: „Sie — Sie wissen am besten was Ihr Herz für mich spricht" (III, 12 $_{9}$ f.).
„Eine, Eine Minute, und all all das sollte getilgt, erklärt seyn" (IV, 146 $_{31}$ f.).
W.: „Alles, alles verschlingt sich in dieser Aussicht" (IV, 253 $_{17}$).
„Und ich — und ich gehe ohne Hoffnung, ohne Zweck heraus" (IV, 300 $_{21}$).
Vgl. ferner: IV, 265 $_{18}$; 290 $_{11}$.

Das Attribut, das einem in der Mitte des Satzes befindlichen Subjekt unmittelbar voraufgeht, wird in der Form der Geminatio Satzauftakt:

„All! All! so sind all die Wünsche und Hoffnungen meines Lebens erfüllt!" (IV, 327 $_{18}$ f.)

Um des Nachdrucks willen wird ein einleitender, attributiv. verstärkter Satzteil im Innern oder am Ausgang des Satzes durch ein Pronomen wiederholt:

B.: „Ein edles Herz und ein durchdringender Kopf, wie leicht von auserordentlichen Empfindungen, gehen sie zu solchen Entschliessungen über, und das Leben — was brauch, was kann ich I h n e n davon sagen" (III, 12 f.).
„Und meine Papageyen die ich erzogen habe, die schwätzen mit mir,..." (III, 51 $_{16}$ f.)
Vgl. auch: IV, 139 $_{26}$ f.
W.: „Diese blaßrothe Schleife, die du am Busen hattest, als ich dich zum erstenmale unter deinen Kindern fand. O küsse sie tausendmal..." (IV, 327 $_{31}$ ff.)
„und so eine Liebe was verdient die nicht —" (IV, 289 $_{15}$ f.)
Vgl. auch: IV, 308 $_{2\text{-}4}$.

Betrachten wir nunmehr den Satzschluß, so fällt hier eine Erscheinung auf, die — von wenigen Ausnahmen abgesehen — erst seit der durch Herder veranlaßten erneuten Beschäftigung Goethes mit der Bibel eine Rolle im Satzbau seiner Prosa spielt: Hinter das Verbum des Satzes treten Prädikatsbestimmungen und bisweilen auch präpositionale Attribute, die nach der gewöhnlichen Wortfolge unserer Sprache vor das Verbum (in Nebensätzen) und zwischen seine Glieder (in

Haupt- und Nebensätzen) rücken. Ein paar Beispiele mögen das Gesagte beleben: Auf das Bibelwort: „du breitest aus den Himmel wie einen Teppich“ (Ps. 104, 2) spielt Werther an, wenn er seinen Brief vom 15. Nov. schließt: „sollte mir's vor dem Augenblicke bange seyn, da ihm der nicht entgieng, der die Himmel zusammenrollt wie ein Tuch“ (IV, 297 $_{19\text{-}12}$). Hieran interessiert in unserm Zusammenhang weniger die Veränderung des Bildes als vielmehr die Beibehaltung der soeben besprochenen Wortfolge. Vgl. auch: Matth. 18, 3 mit IV, 243 $_{12}$ f.

Mit den Worten aus Ephes. 6, 3: „Auf daß dir's wohl gehe und lange lebest auf Erden“, läßt Goethe seinen Gottfried in Heilbronn klagen: „Ist das die Belohnung der Treue, der kindlichsten Ergebenheit —! Auf dass dir's wohlgehe, und du lang lebest auf Erden“ (II, 221 $_{11\text{-}13}$ = Götz III, 248 $_{17\text{-}19}$).

Die geschilderte Eigentümlichkeit ist umso instruktiver für die Untersuchung des Goethischen Prosastils, als hier wiederum die gleiche syntaktische Erscheinung verschiedene Wirkungen hervorbringt. Wo uns die beschriebene Satzbildung in den Briefen des jungen Goethe begegnet, werden wir sie als eine beim unbefangenen Briefschreiben sich leicht einstellende Wortfolge erklären können; im Dialog der Prosadramen will sie die gesprochene Sprache, vor allem im Munde einfacher Leute aus dem Volke, wiedergeben. Ihr Auftreten in der Ossian-Übersetzung beabsichtigt, das rhythmische Element der Prosa hervorzukehren. In einer vierten Rolle endlich verkörpert sie ein Mittel parodistischer Darstellung. Das geschieht in der ergötzlichen „Judenpredigt“ des Leipziger Studenten, in der sie die eigentümliche jüdische Sprechweise nachahmt: „do will ich äch aber beweise daß geschrieben stäht: daß wer haben äh König, äh Käsr, äh Zepter äh Kron ... do werd äh groser Mann, ... gegange komme übers grose grause rothe Meer, und werd in der Hand habe äh Horn, ...“ u. s. f. (I, 249 $_{3}$ ff.).

In den Leipziger Briefen bin ich der geschilderten Wortstellung nur selten begegnet, und zwar unter Umständen, die

dieser Erscheinung den Charakter des Auffälligen nehmen: „Der Herr Lange ist der Mutter und der Tochter ums Tohr begegnet, mit dem Grafen, an dem sie ihn gleich kannten“ (I, 182 $_{19\text{-}21}$). Die Nachsetzung des Satzgliedes „mit dem Grafen“ kann durch die Fülle der Prädikatsbestimmungen im Satze veranlaßt sein, dazu tritt der von „Graf“ abhängige Relativsatz, der — wie überhaupt Länge und jede Belastung des betreffenden Satzteils — die Nachstellung begünstigt. Diese Argumente sind auch bei der Bewertung der übrigen Beispiele aus den Leipziger Briefen und dem ersten nachweisbaren aus Frankfurt datierten Brief (an Langer) in Anschlag zu bringen: I, 182 $_{27}$ f.; 183 $_{11}$ f.; Z. 8 $_{22}$ f.

Goethe scheint anfänglich sogar eine Scheu vor der geschilderten Wortstellung empfunden zu haben. Denn wir können — nach Geigers Beschreibung einer Textstelle [118]) — feststellen, daß der junge Student die ursprüngliche Wortfolge: „Verwirrung zu verbergen vor ihrer Mutter“ ändert in „Verwirrung vor ihrer Mutter zu verbergen“ (I, 169 $_{13}$ f.).

In den Frankfurter Briefen des Rekonvaleszenten stoßen wir noch ein paarmal auf die Nachstellung der Prädikatsbestimmungen: „Nein, wenn ich komme, will ich kommen, bei Ihnen zu bleiben eine hübsche Zeit“ (I, 327 $_{3}$ f.). „Ich hab' ihn mit allem versehen, was er braucht an Kenntnissen und Instrumenten“ (I, 327 $_{17}$ f.). „Wenn ich nun ... Ihre Freundschafft sehe, und Ihre Sorge für einen Unwürdigen“ (I, 337 $_{4\text{-}6}$). Im ersten Fall wird die Zeitbestimmung ans Ende des Satzes gerückt, übrigens die Bestimmung, der mit Vorliebe dieser Platz eingeräumt wird. Im zweiten Fall handelt es sich um einen fingierten Dialog. Der dritte ist ein Beispiel für die schon beachtete Nachsetzung belasteter Glieder. Die außer diesen im ersten Bande des „Jungen Goethe“ sich befindlichen wenigen Belege stehen in den „Labores juveniles“ und sind ohne Einfluß auf die Stilentwicklung des Dichters geblieben: I, 6 $_{27}$ f. (= Jes. Sir. 23, 3); 6 $_{31}$ f. (= Spr. Sal. 3, 11); 56 $_{19}$ f. (= Just. lib. 38 cap. 8).

Die Prosa des „Werther“ hat — wie wir sehen werden — teil an all den von uns aufgestellten stilistisch verschiedenen

Tönungen des syntaktisch gleichen Phänomens, abgesehen von der erwähnten einmaligen parodistischen Anwendung. Aus dem lässigen Satzbau der Briefe seien folgende Beispiele genannt [119]):

„Heut vor zwey Jahren sas ich bey dir fast den ganzen Tag“ (IV, 136 $_{2}$ f.).
„Was ein mädgen ist von gutem Gefühl müssen dergleichen Sachen zu wieder seyn wie ein stinckig Ey“ (III, 19 $_{17\text{-}19}$).
Vgl. ferner in Hauptsätzen: III, 32 $_{29}$; 42 $_{20,\ 21}$; 46 $_{16}$; 47 $_{16}$ f.; 55 $_{25}$ f.; 56 $_{6}$; IV, 3 $_{12}$; 20 $_{21}$ f., $_{26}$; 23 $_{12}$ f.; 134 $_{29}$; 140 $_{19}$; in Nebensätzen: III, 32 $_{30}$; 47 $_{28}$; 50 $_{29}$; IV, 6 $_{8}$; 135 $_{6}$ f.

W.: „der Gärtner ist mir zugethan, nur seit den paar Tagen“ (I, 222 $_{1}$ f.).
„Morgens um sechse tritt der Bediente herein mit dem Lichte“ (IV, 328 $_{10}$).
„auch für's jüngste (Kind) gab ich ihr einen (Kreuzer), ihm einen Weck mitzubringen zur Suppe“ (IV, 230 $_{23}$ f.).
Vgl. ferner: IV, 242 $_{4}$ f., $_{7}$; 270 $_{13}$ f.; 281 $_{17}$ f.

Im Dialog findet die Nachstellung von Prädikatsbestimmungen statt:

„Ich will meinem Hans ... ein Süppchen kochen zum Abende“ (IV, 230 $_{8}$ f.).
„Er hatte das Fieber kriegt unterwegs“ (IV, 289 $_{28}$ f.).
„O Albert, sagte sie, ich weis, du vergißt nicht die Abende, da wir zusammen saßen an dem kleinen runden Tischgen“ (IV, 271 f.).
Vgl. ferner: IV, 230 $_{5}$ f.; 232 $_{26\text{-}28}$; 246 $_{22}$; 261 $_{28}$ f.

Gottfr.: „aber ein grosser Herr könnt mir geben die Meng und die Füll“ (II, 142 $_{16}$ f.).
„Wenn wir die Pferde striegeln, muss ich Ihnen pfeifen, allerley Weisen“ (II, 145 $_{10}$ f.). > Götz: „Dafür pfeif ich ihnen auch, wenn wir die Pferde striegeln, allerley Weisen“ (III, 176 $_{11}$ f.).

Götz: „Ihr seyd den Kerls begegnet draus“ (III, 174 $_{3}$).

Erwin: „ich glaubte an Engel und Geister mehr, als iemals, in diesem Augenblick“ (V, 51 $_{9}$ f.).

Stella: „Freylich sieht's kurios aus, dass der Herr Hauptmann mit dem Frauenzimmer fort will von der gnädigen Frau“ (V, 114 $_{14\text{-}16}$).

Claud: „Das ist ein schurkischer Streich, darüber du Ohrfeigen verdient hättest von einem Hundsfutt!“ (V, 178 f.)
Vgl. ferner: V, 151 $_{9\text{-}11}$; 179 $_{2}$ f.

Rhythmisch zu bewerten ist diese Wortstellung in gefühlsbetonter, leidenschaftlich erregter und poetisch gehobener Sprache:

B.: „Denn um ihrentwillen werd ich sie alle lieben mein lebenlang. und ihre Gesichter werden mir alle seyn wie die Erscheinungen der Götter“ (III, 32 $_{30\text{-}32}$).
Vgl. ferner: III, 8 $_{21}$ f.; 12 $_{18}$; 28 $_{9\text{-}10}$; 41 $_{17}$ f.

W.: „Die Sonne geht herrlich unter über der schneeglänzenden Gegend“ (IV, 279 $_{29}$ f.).
„ach könntest du das wieder ausdrücken, ..., daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes“ (IV, 222 $_{25}$ ff.).
Vgl. ferner in Hauptsätzen: IV, 265 $_{15}$ f.; 270 $_{4}$; 273 $_{20}$; 290 $_{4}$; 298 $_{22}$; 320 $_{5}$; in Nebensätzen: IV, 247 $_{27,\ 29,\ 30}$ f.; 252 $_{15}$ f.; 256 $_{2}$; 303 $_{26}$.

Ossian-Übersetzung: „Wie verändert seyd ihr, meine Freunde, seit den festlichen Tagen auf Selma! da wir buhlten um die Ehre des Gesangs, wie Frühlingslüfte den Hügel hin wechselnd beugen das schwach lispelnde Gras“ (IV, 313 $_{17}$ ff.).
Vgl. auch: IV, 320 $_{1}$ f.; dazu IV, 293 $_{8}$ f.

Gottfr.: „Die Schwachen werden regieren, mit List“ (II, 265 $_{23}$ f.).
Ähnlich: Götz III, 282 $_{2}$ f.

Clavigo: „meine Seele geht mir auf, in Hofnung!“ (IV, 185 $_{5}$)
Vgl. auch IV, 217 $_{1\text{-}3}$.

Erwin: „sie ist immer gegenwärtig vor meiner Seele. Die liebliche Gestalt schwebt vor mir Tag und Nacht“ (V, 54 $_{5}$ f.).

Stella: „Ich würde zu Grunde gehn in diesen Augenblicken!“ (V, 98 $_{9}$ f.)
„Gott im Himmel, der du uns Engel sendest in der Noth“ (V, 127 $_{4}$).

Claud.: „Ach, diesen Morgen, als ich die Blümgen brach am Bach herauf, der ... (V, 140 $_{16}$ f.)

Das Streben nach Verschwendung im Ausdruck, das sich in der emphatischen Häufung satzeinleitender Glieder zeigt, bekundet auch die Behandlung des Satzschlusses. Durch ein voraufgehendes Pronomen wird der am Ende des Satzes stehende Teil angekündigt:

B.: „hab ich sie nicht bey mir so stehn sie doch vor mir immer die lieben all“ (III, 53 $_{4}$ f.).
„ich möchte gern wieder was für sie, was von ihr in Händen haben, ein sinnliches Zeichen wodurch ...“ (III, 16 $_{9}$ f.)
Vgl. ferner: III, 34 $_{20}$; IV, 19 $_{3}$ f.

W.: „du solltest sie sehn, diese Augen“ (IV, 249 $_{27}$).
„Bald war sie im Begriff..., ihm alles zu entdecken, die Geschichte des gestrigen Abends, ihre Schuld und ihre Ahndungen“ (IV, 325 $_{1-3}$).
Vgl. ferner: IV, 265 $_{15}$ f.; 272 $_{20}$; 292 $_{28}$ f.; 322 $_{31}$ f.

Geminatio, Variatio oder Steigerung eines Ausdrucks lassen den Satz voll ausklingen:

B.: „Die Welt ist so schön! so schön!“ (II, 23 $_{3}$)
„Ich verstehe kein Wort davon beste Tante — nicht ein Wort —“ (V, 27 $_{29}$)
„es geht uns bunt sehr bunt —“ (V, 27 $_{30}$)
Vgl. ferner: II, 24 $_{3}$ f.; III 8 $_{17}$ f.; IV, 8 $_{13-15}$; V, 29 $_{28}$ f.
W.: „kann ich den Himmel in diesen Worten aussprechen? — daß sie mich liebt. Mich liebt!“ (IV, 251 $_{20-22}$)
„so muß ich fort! Muß hinaus!“ (IV, 268 $_{32}$)
„Ja es wird mir gewiß, Lieber! gewiß und immer gewisser, daß an dem Daseyn eines Geschöpfs so wenig gelegen ist, ganz wenig“ (IV, 293 $_{22}$ f.).
Vgl. ferner: IV, 287 $_{13}$ f., $_{28}$; 302 $_{1}$, $_{5}$ f.; 320 $_{28}$ f.; 321 $_{33}$—322 $_{1}$; 322 $_{33}$ f.; 325 $_{19}$ f.
Oss.: „Morgen wird der Wandrer kommen, kommen“ (IV, 319 f.).

Diesen Formen der Schlußbelastung nähert sich rein äußerlich die Wiederholung des den Satzaccent tragenden Gliedes, das als selbständiger Ausruf dem Satz unmittelbar folgt. Da wir hierin eine syntaktische Erscheinung zu sehen glauben, die dem Kapitel der Satzverknüpfung angehört, werden wir diese Eigentümlichkeit erst an der entsprechenden Stelle unserer Untersuchung erörtern.

Zwei gleichartige Satzteile, Subjekte, Attribute, vor allem aber Prädikatsbestimmungen, werden entgegen der gewöhnlichen Verteilung der Glieder im Satze durch das Dazwischentreten anderer Satzteile, vor allem des Verbums oder eines Teils des Verbums, voneinander getrennt. Diese Wortfolge ist in den Briefen des jungen Goethe erst nach seiner Rückkehr aus Leipzig zu beobachten:

„mir kömmt es einfältig vor, und ärgerlich“ (I, 341 $_{26}$ f.).
„Ich habe... viel von Lotten und euch geredet und meinen lieben Bubens“ (III, 11 $_{26}$ f.).
„wir sehen sie als alte gute Freunde wieder auftreten. Besonders da übrigens das Costüm neu ist, der König in Preussen vorkommt und der Teufel“ (III, 30 $_{29-31}$).
Vgl. ferner: I, 337 $_{5}$ f., $_{32}$ f.; II, 3 $_{17}$ f.; III, 15 $_{25}$ f.; 17 $_{8}$; 18 $_{19}$; 44 $_{25}$; IV, 6 $_{18}$; 27 $_{5}$ f.; V, 20 $_{13}$ f.; 289 $_{16}$ f.; 291 $_{7}$.
W.: „das harmloseste Geschäft und das nöthigste“ (IV, 223 $_{11}$).
„ich wollte dir schreiben und dem Minister“ (IV, 267 $_{9}$ f.).
„der Alte folgte der Leiche und die Söhne“ (IV, 329 $_{14}$ f.).
Vgl. ferner: IV, 228 $_{8}$ f.; 244 $_{28}$ f.; 254 $_{6}$; 280 $_{18}$ f.; 304 $_{1}$.

Dieser Wortfolge eines natürlichen und ungezwungenen Brieftons entspricht im Dialog die Redeweise der einfachen Umgangssprache:

W.: „Ich... bin in die Stadt gegangen..., um weis Brod zu holen, und Zucker, und ein irden Breypfännchen“ (IV, 230 $_{1}$ ff.).
Gottfr.: „Wolltet ihr nicht ein Paar ausschicken, meinen Knaben zu suchen und meine Knechte“ (II, 236 $_{26}$ f.).
Gött. H. u. W.: „ach dass Eskulap noch lebte,..., der die Kräuter kannte und ieden Balsam“ (III, 341 $_{29}$ f.).
Clavigo: „Auf einmal war das gutherzige französische Mädchen wieder da, das keine Liebestränke kennt und keine Dolche zur Rache“ (IV, 174 $_{13-15}$).
Stella: „Ich wünschte dass Sie meiner Stella Gesellschafft leisten wollten, und mir!“ (V, 102 $_{18}$ f.)
Claud.: „Dafür will ich Euch auch zugeben, daß wer sich einmal ins Vagieren einläßt, dann kein Ziel mehr hat und keine Grenzen“ (V, 193 $_{15-17}$).
Urfaust: „Ich will's vor Gott verantworten und vor deiner Frauen“ (V, 384 $_{25}$ f.). Vgl. ferner: Götz III, 271 $_{30}$ f.; Claud.: V, 145 $_{8}$.

Sogar in die szenischen Bemerkungen zu den Prosadramen dringt diese Wortstellung:

Götz: „man sieht in der Ferne zwey Dörfer brennen und ein Kloster“ (III, 264 $_{2}$).
Erwin: „dann reißt er die Maske weg, und den Mantel“ (V, 62 $_{22}$ f.).

Emphatischen Charakter trägt die hier erörterte syntaktische Erscheinung:

B.: „Wenn ihr wüsstet wie oft ich bey euch binn und wie nah —“ (III, 7 $_{25}$)
„Danck euch ihr Kinder alle, das ist heilsamer herrlicher Trost, wenn ich euer Andencken seh und eure Freude“ (III, 8 $_{28}$ f.).
Vgl. auch: V, 21 $_{29-31}$.

W.: „Der Ewige trägt euch an seinem Herzen, und mich“ (IV, 326 $_{24}$ f.).
Vgl. ferner: IV, 251 $_{25}$ f.; 255 $_{24}$; 303 $_{7}$.

Gottfr.: (Szene: Das heimliche Gericht): „Sind eure Herzen rein und eure Hände“ (II, 260 $_{26}$). = Götz: III, 278 $_{1}$ f.

Clavigo: „über dein Elend soll noch die Verachtung eines Bruders auf dir schwer werden, und der Fluch eines Vaters“ (IV, 173 $_{6-8}$).

Claud.: „Und wenn deine Nichten erwachen und dein Vater?“ (V, 177 $_{21}$)

Urfaust: „Groser herrlicher Geist. . . ., der du mein Herz kennst und meine Seele“ (V, 437 f.).

Poetischer Wortfolge entspricht die von Gottsched [120]) beanstandete Nachsetzung des Adjektivums, des Indefinitums oder des adjektivisch gebrauchten Partizipiums hinter das zugehörige Substantivum. Diese Stellung findet sich relativ selten in den Briefen des jungen Goethe [121]); am häufigsten begegnen wir ihr noch während der Beschäftigung des Dichters mit dem „Werther“:

B.: „seine göttliche Solen die schönen, goldnen“ (III, 28 $_{8}$ f.).
„Grüsst mir euern Engel und Lengen lieb“ (III, 38 $_{30}$ f.).
„mit Bändern bunt“ (III, 72 $_{4}$ f.)
„die lieben all“ (III, 53 $_{5}$).
„Danck euch ihr Kinder alle“ (III, 8 $_{28}$). [122])

W.: „Da haußen sind auch immer Blumen, gelbe und blaue und rothe“ (IV, 299 $_{9}$ f.).
„die Bäche all“ (IV, 303 $_{7}$).
Vgl. ferner: IV, 265 $_{16}$, $_{17}$ f.

Mahomet: „Sonn, dir glühenden weiht sich das glühende Herz“ (III, 136 $_{13}$).

Stella: „Mein Mann seeliger war bey Jahren“ (V, 75 $_{9}$ f.).
„die Beute all“ (V, 126 $_{12}$).

§ 24. Wie aus der Untersuchung der Satzfolge in den Briefen des Knaben und des jungen Studenten zu ersehen ist, spielt die Häufung unmittelbar aufeinanderfolgender Hauptsätze zuerst in dem Wiesbadener Brief und in den frühen Leipziger Briefen (an die Schwester und an den Jugendfreund Riese) eine führende Rolle, sie ebbt in den späteren Briefen an Cornelie ab, flutet, in elliptischen Formen noch gesteigert, in den leidenschaftlichen Briefen an Behrisch wieder

auf, um dann in den Briefen des nach Frankfurt Zurückgekehrten in der Fülle syntaktischer Möglichkeiten ohne besondere Stilabsicht aufzugehen. Zu neuem Leben ersteht diese Satzfolge erst wieder in den eigentlichen Sturm- und Drangbriefen und in den um die Wertherzeit geschriebenen Zeilen. Wenn wir der im ersten Kapitel unserer Arbeit bereits eingehend geschilderten syntaktischen Erscheinung einen weiteren Abschnitt widmen, geschieht es, um zu erfahren, welche Rolle eine dem unbefangenen Briefstil so geläufige Satzfolge in dem dichterischen Kunstwerk spielt. Jn den wirklichen Briefen findet sie folgende Verwendungsmöglichkeiten:

Schilderung seiner Lebensumstände, Mitteilung der Neuigkeiten, Wiedergabe von Erlebnissen:

„In unsrer Stadt ist ein unerhörter Stern, seit einem halben Jahre haben wir wohl zwanzig Heurathen von Bedeutung. Unsre zwo Nächsten Nachbarinnen haben mit meiner Schwester fast in einer Woche sich vergeben.

Der Türner bläst, die Glocken läuten, die Trommel geht, und dort hinten fängts an zu tagen.

Ich bin auch Zeit her fleisig gewest hab viele kleine Sachen gearbeitet, und ein Lustspiel mit Gesängen ist bald fertig, auch einige ansehnlichere Stücke in Grund gelegt, und nun wird drüber studirt.

Obiges Lustspiel ist ohne grossen Aufwand von Geist und Gefühl, auf den Horizont unsrer Ackteurs und unsrer Bühne gearbeitet“ (III, 74 $_{10}$ ff.).

Vgl. ferner: II, 21 $_{16-20}$; III, 42 $_{16-23}$; IV, 93 $_{23-27}$; V, 291 $_{30}$—292 $_{3}$; 304 $_{24-27}$.

Zerstreute Mitteilungen verschiedenster Art, wie sie dem Briefschreiber gerade einfallen:

III, 43 $_{17-22}$; IV, 139 $_{27}$—140 $_{2}$; V, 292 $_{6-11}$.

Eingehen des Briefschreibers auf die Mitteilungen seines Adressaten:

II, 295 $_{20-34}$.

Grüße, Wünsche, Aufträge und Ratschläge für den Empfänger:

III, 35 $_{16-21}$; IV, 148 $_{23-30}$; 159 $_{28}$—160 $_{1}$; V, 30 $_{23-27}$.

Folgende kurze Briefe des jungen Goethe, die Anfragen, Aufträge und eilige Mitteilungen dem Empfänger — Jo-

hanna Fahlmer, Sophie von La Roche und Hans Buff sind hier an erster Stelle zu nennen — vermitteln, enthalten nur vollständige und elliptische Hauptsätze:

III Nr. 120, 154, 159, 183, 184, 193, 197, IV Nr. 236, 267, 269, 280, V Nr. 293, 295, 313, 329, 362, 375.

Ganz anderer Art als in den Briefen sind die Erscheinungsformen, in denen die beobachtete Satzfolge im „Werther" Verwendung findet. Es wird nicht verwundern, wenn sie in dem knappen, stets nur das Tatsächliche feststellenden Bericht des „Herausgebers" besonders gern gebraucht wird.

Dieser Bericht schließt sich — vor allem in der Schlußpartie — sehr eng an „Kestners Nachrichten über den Tod Jerusalems" an, die streckenweise ganz wörtlich in den Roman übernommen sind, soweit es natürlich die realen Verhältnisse gestatten:

Kestners Nachrichten: „Morgens vor 6 Uhr geht der Bediente zu seinem Herrn ins Zimmer, ihn zu wecken; das Licht war ausgebrannt, es war dunkel, er sieht Jerusalem auf der Erde liegen, bemerkt etwas Nasses, und meynt, er möge sich übergeben haben; wird aber die Pistole auf der Erde, und darauf Blut gewahr, ruft: Mein Gott, Herr Assessor, was haben Sie angefangen; schüttelt ihn, er giebt keine Antwort, und röchelt nur noch. Er läuft zu Medicis und Wundärzten" (97 f.).

W.: „Morgens um sechse tritt der Bediente herein mit dem Lichte, er findet seinen Herrn an der Erde, die Pistole und Blut. Er ruft, er faßt ihn an, keine Antwort, er röchelt nur noch. Er lauft nach den Aerzten, nach Alberten" (IV, 328 $_{10}$ ff.).

Abgesehen von inhaltlichen Änderungen und Kürzungen zeichnet sich die Darstellung im Roman durch das Fehlen jeglicher Nebensätze aus. Sehr aufschlußreich ist für diese Beobachtung auch der Ausgang der Erzählung:

K. N.: „Gegen 12 Uhr starb er. Abends $^3/_4$ 11 ward er auf dem gewöhnlichen Kirchhof begraben, (ohne daß er seciret ist, weil man von dem Reichs-Marschall-Amte Eingriffe in die gesandtschaftlichen Rechte fürchtete) in der Stille mit 12 Laternen und einigen Begleitern; Barbiergesellen haben ihn getragen; das Kreutz ward voraus getragen; kein Geistlicher hat ihn begleitet" (99).

Die gleiche Schilderung im „Werther" vermittelt der „Herausgeber" dem Leser in der Form ununterbrochen aufeinanderfolgender Hauptsätze, die in ihrer Monotonie ernst und wuchtig wirken. Nur einmal wird in dieser Darstellung die Folge der Hauptsätze von einem Relativsatz unterbrochen, in dem zum letztenmal einer Handlung des Lebenden Erwähnung geschieht:

„Um zwölfe Mittags starb er. Die Gegenwart des Amtmanns und seine Anstalten tischten einen Auflauf. Nachts gegen eilfe ließ er ihn an die Stätte begraben, die er sich erwählt hatte, der Alte folgte der Leiche und die Söhne. Albert vermochts nicht. Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet" (IV, 329 $_{11}$ ff.).

Besonders eng an „Kestners Nachrichten" hält sich der Herausgeberbericht noch an folgenden Stellen:

IV. 323 $_{13}$ f. : K. N. 93 $_{1}$ f.
325 $_{25-27}$: K. N. 95 $_{13}$ f.; 93 $_{22-21}$.
326 $_{2}$: K. N. 96 $_{6}$.
326 $_{8-17}$: K. N. 93 $_{20}$; 95 $_{5-11}$; 97 $_{6-9}$.
328 $_{8}$—329 $_{16}$: K. N. 97 $_{2-6}$; 97 $_{22}$—98 $_{8}$.
97 $_{1}$ f.; 98 $_{8-13}$.
97 $_{10-21}$; 98 $_{14}$—99 $_{17}$.

Durchweg nebensatzlose Partien des Textes umfassen die folgenden aus dem Herausgeberbericht mitgeteilten Belege:

IV, 304 $_{27}$—305 $_{2}$; 311 $_{4-8}$; 311 $_{31}$—312 $_{4}$; 323 $_{15-22}$; 328 $_{10-16}$, $_{17-23}$; 328 $_{29}$—329 $_{9}$.

Diese knappe Art der sachlichen Berichterstattung begegnet uns zuweilen auch in den Briefen Werthers:

„Es geht mir nicht allein so. Alle Menschen werden in ihren Hoffnungen getäuscht, in ihren Erwartungen betrogen. Ich besuchte mein gutes Weib unter der Linde. Der älteste Bub lief mir entgegen, sein Freudengeschrey führte die Mutter herbey, die sehr niedergeschlagen aussah" (IV, 289 $_{20}$ ff.).

Vgl. ferner: IV, 270 $_{27-32}$; 298 $_{21-26}$; 301 $_{33}$—302 $_{8}$.

An emphatisch gehobenen Stellen erscheint diese Satzfolge. Werther empfängt Alberts Pistolen:

„Sie sind durch deine Hände gegangen, du hast den Staub davon gepuzt, ich küsse sie tausendmal, du hast sie berührt. Und du Geist des Himmels begünstigst meinen Entschluß! Und du Lotte reichst mir das Werkzeug, du, von deren Hän-

den ich den Tod zu empfangen wünschte, und ach nun empfange" (IV, 325 $_{11}$ ff.).
Vgl. ferner: IV, 265 $_{9-21}$ (aus dem Brief vom 18. August); 327 $_{28-31}$ (Werther übermittelt Lotte seine letzten Wünsche).

Bald asyndetisch, bald polysyndetisch aneinandergereihte Hauptsätze vermitteln uns das Schauspiel des abziehenden Gewitters, das Lotte und Werther am Fenster betrachten (IV, 239 $_{32}$—240 $_{10}$). Ein einziger partizipialer Nebensatz, der Lottes Stellung beschreibt, „auf ihrem Ellenbogen gestüzt", unterbricht die Kette der Hauptsätze. In unmittelbarem Anschluß daran werden sie weitergeführt und schildern Lottes Ergriffenheit, die in dem Ausruf „Klopstock!" ihren sprachlichen Ausdruck findet. Das anschließende Satzgefüge (Hauptsatz mit folgendem Relativsatz) gibt den Eindruck wieder, den dieses Wort in Werther auslöst. Eine reine Hauptsatzfolge beendet die Szene: Dem leidenschaftlichen Gefühlsausdruck Werthers folgt ein kurzer Hymnus auf Klopstock.

Dem oben zitierten Schluß des Romans und dem hier beschriebenen Ausgang einer bedeutsamen Episode ist trotz der Verschiedenheit des Erzählers, des Tons und des Inhalts derselbe syntaktische Aufbau eigen: die unmittelbare Folge mehrerer Hauptsätze. Wir würden diese Eigentümlichkeit nicht beachten, wenn wir sie nur an diesen beiden Beispielen nachweisen könnten. Ihr wiederholtes Auftreten — wenn auch in jeweils verschiedener Ausdrucksabsicht — an inhaltlich bedeutsamen Stellen des Romans rechtfertigt aber m. E. ihre Feststellung als syntaktische und satzrhythmische Eigenart des Wertherstils:

IV, 273 $_{19-24}$ (Schluß des ersten Teils des Romans); 289 $_{15-18}$ (Briefende); 304 $_{16-19}$ (letzte Zeilen Werthers vor dem Herausgeberbericht); 320 $_{4-13}$ (Eindruck der Ossianlektüre auf Werther).

Beachtenswert ist auch die Satzfolge in Dialogpartien des Romans:

„Sie hat einen trocknen Husten, die Knochen stehn ihr zum Gesichte heraus, und kriegt Ohnmachten, ich gebe keinen Kreuzer für ihr Leben, sagt die eine. Der N. N. ist auch so

übel dran, sagte Lotte. Er ist schon geschwollen, sagte die andre" (IV, 293 $_{28}$ ff.).
Vgl. ferner: IV, 289 $_{24-30}$; 299 $_{6-14}$.

Die kritische Betrachtung der Nebensätze in den Briefen des jungen Goethe von Mai 1764 bis Februar 1770 läßt ein deutliches Überwiegen der Hypotaxe über die Parataxe erkennen. Die Dokumente der folgenden Jahre weisen demgegenüber eine veränderte syntaktische Haltung auf: Im Satzbau der Briefe und — soweit überhaupt größere Perioden im Dialog vorkommen — auch in dem der Prosadramen, taucht ein Typus der Satzfolge auf, der für den Periodenbau des „Werther" von ausschlaggebender Bedeutung ist: Einem in der Regel einfach gebauten Hauptsatz, der gelegentlich durch nachfolgende Nebensätze näher bestimmt wird, gehen zwei oder mehrere beigeordnete Nebensätze vorauf, die gern asyndetisch oder polysyndetisch aneinandergereiht sind, und die die einleitende Konjunktion — vorwiegend ein temporales, konditionales oder bloß emphatisches „wenn" — häufig anaphorisch wiederholen. Dieser Typus zeigt eine Reihe von Spielarten, die an einzelnen Beispielen noch zu erörtern sind. Ich führe zunächst einen Beleg aus dem „Werther" auf, der in seiner Einfachheit die Struktur des Typus klar erkennen läßt: „wenn ich zu Lotten komme, und Albert so bey ihr sizt im Gärtgen unter der Laube, und ich nicht weiter kann, so bin ich ausgelassen närrisch, und fange viel Possen, viel verwirrtes Zeug an" (IV, 256 $_{1}$ ff.). Diese Satzfolge ist in dem ersten größeren Werk der Kunstprosa Goethes geradezu d i e Form, in die der Dichter mit den Worten seines empfindsamen Helden seine innigsten und reinsten Gefühle fließen läßt.

Ehe wir diesen Typus, der mit all seinen Variationen am kunstmäßigsten im „Werther" gestaltet ist, genauer analysieren, wollen wir seine Entwicklung innerhalb der Prosa des jungen Goethe kurz skizzieren. Wir begegnen dieser Satzfolge, die wir die „Wertherperiode" nennen wollen, zuerst in den Frankfurter Briefen des Jahres 1764. Infolge der Belastung des Hauptsatzes durch einen oder mehrere f o l g e n d e

Nebensätze stellt diese Periode hier nur eine Variation des geschilderten Typus dar, wenn anders wir sie überhaupt dieser Satzfolge zurechnen wollen [123]). Jedenfalls besitzt sie hier so wenig einen stilistischen Eigenwert wie in den Frankfurter Briefen von 1769, wo sie lediglich der Reihe der längeren, mehr oder minder umständlich gebauten Satzgefüge anzugliedern ist, die den Periodenbau dieser Briefe charakterisieren: „Und wenn Sie an einem hübschen Sommerabend am Fenster stehen, und ein Mensch in seltsamem Aufzug über die Brücke getrabt kömmt, da binn ich's, der irrende Ritter, der von den Abentteuern Rechnung zu geben kömmt, die er bestanden hat" (I, 327 $_{28}$ ff.). Vgl. auch: I, 317 $_{9\text{-}17}$.

Herder hat diese aus dem klassischen Latein der römischen Rhetoren herrührende Satzfolge, die in der übertreibenden Nachahmung durch deutsche Schriftsteller allmählich stilistisch entartete, in seinen Fragmenten als Predigtstil geistlicher Redner gebrandmarkt: „Wie oft hört man einen Gedanken nach diesem Zuschnitt: „Wenn wir um uns umherschauen — wenn wir — wenn wir — weil es — — so werden wir gewahr, daß die Menschen Sünder sind:" dies ist die gewöhnliche Homiletische Schlachtordnung, die Bindewörter und Beiwörter und Hülfswörter und Synonymen und Periodische Theile in Ueberfluß hat um den Mangel an Gedanken zu verbergen; die das Ohr übertäubet, um nicht die Leere des Verstandes zu zeigen; dies ist der fließende Vortrag, der vor dem Essen heilsamen Appetit, und nach dem Essen einen sanften Schlaf machet" (Suph. I, 507).

In den ersten Eingaben des Anwalts Goethe findet sich gelegentlich diese von Herder an den Pranger gestellte Periode, die an dieser Stelle aus der Anlehnung an die Tradition des Kanzleistils sich erklärt: „wenn besagte Schrifft nicht ein Haar mehr vorbringt, als der Procurator schon gethan hat, wenn ihre beglaubte tieffe Rechtsgelehrsamkeit großsprechende, flache, compendiarische Schulweisheit ist, wenn statt dem practischen Geist, der in ihr herrschen sollte. die gemeinsten Grundsätze einer unverdauten Proceß Lehre hier und da aufgeflickt erscheinen und sie dabey andern Unwissenheit und Dummheit vorwerffen will, sie ist mit einem Nasenrümpfen genug abgefertiget" (II, 272 $_{7}$ ff.). Vgl. auch: II, 266 $_{5\text{-}10}$.

In einem Brief an Kestner aus dem Januar 1773 parodiert Goethe eine solche Kanzleiperiode: III, 22 f.

Nach der Bekanntschaft mit Herder wendet sich der junge Goethe von neuem Klopstock zu. Hat die Frankfurter Jugenddichtung unter dem gewaltigen Eindruck des „Messias" gestanden, so weist die kühne Sprache der Oden der Sturm- und Dranglyrik des jungen Goethe die Pfade. In der Odendichtung Klopstocks tritt ihm die von Herder so geschmähte Satzfolge entgegen, die — rein syntaktisch betrachtet — vollkommen der Kanzleiperiode entspricht, deren rhetorischer Charakter aber, der sich aus ihrer Herkunft erklärt, in der poetischen Sprache zu rhythmischer und stilistischer Neubelebung gelangt. Ein Beispiel für viele:

„Meine Selma, wenn aber der Tod uns Liebende trennet?
Wenn dein Geschick dich zuerst zu den Unsterblichen ruft?
Ach, so werd' ich um dich mein ganzes Leben durchweinen,
Jeden nächtlichen Tag, jede noch trübere Nacht!..." (Selmar und Selma, Vers 1—4. Bd. I, S. 58)

Vgl. auch besonders: Ode an den Herrn Ebert 35—57 > An Ebert 35—50 (I, 40 f.), An Fanny 1—24 (I, 63 f.), ferner: Der Abschied 1—13 (I, 65), Thuiskon 1—7 (I, 171 f.), Die Sommernacht 1—8 (I, 179 f.).

Es ist interessant zu beobachten, wie trotz der vielen sprachlichen Anregungen, die Goethes Odendichtung in dieser Zeit von Klopstock erfährt, gerade diese von ihm so begünstigte Satzfolge recht stiefmütterlich aufgenommen wird. Die wenigen Belege für ihr Vorkommen bekunden, daß hier diese Periode nicht wie in Klopstocks Oden eine durch den Zwang des Versmaßes und durch rhetorische Stilfiguren festgefügte symmetrische Struktur aufweist, sondern in ungleich gebauten Sätzen und freien, ständig wechselnden Wortfolgen dahinströmt:

„Wenn die Räder rasselten Rad an Rad
Rasch ums Ziel weg
Hoch flog siegdurchglühter Jünglinge Peitschenknall
Und sich Staub wälzt

Wie von Gebürg herab sich
Kieselwetter ins Tahl wälzt
Glühte deine Seel Gefahren Pindar
Muth Pindar — Glühte —" (Wanderers Sturmlied II, 127_{17} ff.).
Vgl. ferner: Elisium II, 299—301, Prometheus (Drama) III, 323_{4-15}.

Weit eher an Klopstock gemahnt diesen Freien Rhythmen gegenüber der harmonisch gegliederte Aufbau der Periode im „Werther" mit den asyndetisch oder polysyndetisch einander folgenden parallel laufenden Vordersätzen, die durch Anapher und Epiphora kunstvoll verbunden sind.

In den Briefen des jungen Goethe stellt diese Periode meist nur eine der möglichen Formen dar, die in Worte gekleideten Gedanken des Briefschreibers syntaktisch zusammenzufassen, und besitzt wie in den oben erörterten Fällen aus den Frankfurter Briefen keinen stilistisch betonten Charakter:

Vgl. z. B. III, $31_{21-25.\ 29-32}$; 40_{12-16}; IV, 29_{12-18}; 132_{24-28}.

Demgegenüber ist in anderen Briefen ein ausgeprägt emphatischer Ton aus dieser Periode zu hören:

„Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah und der Fluss in der Dämmerung so graulich und still floss, und lincker Hand die schweere Finsterniss des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunckeln Felsen durchs Gebüsch die leuchtenden Vögelgen still und geheimnissvoll zogen; da wurds in meinem Herzen so still wie in der Gegend und die ganze Beschweerlichkeit des Tags war vergessen wie ein Traum" (II, 5_{22} ff.).

Wie ein Vorklang zum „Werther" muten uns diese Zeilen an, wenn wir hieran eine in der Stimmung verwandte Partie des Romans anschließen:

„Wenn ich sonst vom Fels über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und alles um mich her keimen und quellen sah, wenn ich jene Berge, vom Fuße bis auf zum Gipfel, mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, all jene Thäler in ihren mannichfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahin gleitete, und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte, wenn ich denn die Vögel um mich, den Wald beleben

hörte, und die Millionen Mückenschwärme im lezten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr lezter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreyte und das Gewebere um mich her, mich auf den Boden aufmerksam machte und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir alles das innere glühende heilige Leben der Natur eröfnete, wie umfaßt ich das all mit warmen Herzen, verlohr mich in der unendlichen Fülle, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich alllebend in meiner Seele" (IV, 264 f.).

Seine höchste Steigerung erfährt der Bau dieser Satzfolge in dem Brief vom 10. Mai, wo er die Ausdrucksform der sehnenden Hingabe Werthers an das All wird (IV, 222_{11-28}). Der mit diesen Zeilen oft verglichene „Ganymed" gestaltet die gleiche Gefühlsstimmung in einem von der Wertherperiode völlig verschiedenen syntaktischen Aufbau (IV, 40 f.).

Vgl. noch folgende Beispiele: B.: Z. 26_{2-5}; II, 6_{3-8}; 294_{2-8}; III, 8_{21-23}; 9_{8-12}; W.: IV, 242_{4-12}; 252_{5-8}; $268_{22-29,\ 30-32}$.

Die Wertherperiode weist mancherlei Variationen auf. Von den einander beigeordneten Vordersätzen werden gelegentlich einzelne Nebensätze, meist Relativsätze oder bekleidete Infinitive, abhängig gemacht, die aber den parallelen Aufbau des Satzgefüges nicht verschleiern:

„Wenn ich die Einschränkung so ansehe, in welche die thätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind, wenn ich sehe, wie alle Würksamkeit dahinaus läuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sizt mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemahlt. Das alles, Wilhelm, macht mich stumm" (IV, 226_{17} ff.).
Vgl. ferner: IV, 225_{1-6}; 227_{14-21}; 229_{1-4}; 243_{5-12}; 248_{32}—249_{7}; 271_{19-24}; 292_{28}—293_{15}; 294_{4-13}.

Oft fehlt den voraufgehenden Nebensätzen der abschließende Nachsatz des Satzgefüges und ein selbständiger Hauptsatz nimmt den abgeschnittenen Gedankenfaden wieder auf und spinnt ihn zu Ende:

„Und wenn ich für Müdigkeit und Durst manchsmal unterwegs liegen bleibe, manchmal in der tiefen Nacht, wenn der hohe Vollmond über mir steht, im einsamen Walde auf einem krummgewachsnen Baum mich sezze, um meinen verwundeten Solen nur einige Linderung zu verschaffen, und dann in einer ermattenden Ruhe in dem Dämmerscheine hinschlummre! O Wilhelm! Die einsame Wohnung einer Zelle, das härine Gewand, und der Stachelgürtel, wären Labsale, nach denen meine Seele schmachtet“ (IV, 269 $_{4}$ ff.).

Vgl. ferner: IV, 247 $_{25}$—248 $_{1}$; 257 $_{22-32}$; 295 $_{20-31}$; 303 $_{13-16}$; 309 $_{27}$—310 $_{2}$.

Außer dem „wenn“ eröffnen gelegentlich andere Konjunktionen die Wertherperiode:

„wie“: IV, 235 $_{30}$—236 $_{4}$; 237 $_{26-31}$; 272 $_{19-24}$; 321 $_{30}$—322 $_{2}$ und einige unter den vorhergehenden Gesichtspunkten aufgeführte Fälle;
„als“: IV, 324 $_{17-21}$;
„da“: IV, 283 $_{8-13}$;
„weil“: IV, 277 $_{8-11}$.

Wie bei so manchen der bisher erörterten syntaktischen Bildungen in der Prosa des jungen Goethe stellt auch hier der „Werther“ den formalen Höhepunkt der betreffenden Erscheinungen dar, die ihre Vorläufer und ihre Nachfolger haben. So erscheint die besprochene Wertherperiode außer in den Briefen auch schon in den Zeilen „Ariannes an Wetty“ (II, 53 $_{26-32}$), am Schluß der „Baukunst“ (III, 109 $_{14}$ ff.) und in dem „Brief des Pastors“ (III, 116 $_{30-34}$ und 121 $_{21-31}$). Er klingt in einer Partie des ersten Buchs von „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung“ (51, 28 $_{19-27}$) nach, worüber im letzten Kapitel unserer Arbeit noch zu handeln sein wird. Im Drama hören wir die gleiche Satzfolge in den mit verhaltener Leidenschaftlichkeit gesprochenen Sätzen Bruder Martins (Gottfr. II, 148-149 = Götz III, 179-180) und in Gottfrieds Tischrede (II, 218), später leuchtet der Glanz der Wertherperiode noch einmal aus Stellas und Ceziliens gefühlsbetonten Worten (V, 71 $_{2-7}$; 85 $_{8-13}$; 89 f.) und aus Pedros Geständnis seiner Liebe zu Claudine (V, 140 $_{16-21}$).

Parallele Struktur weist noch ein anderer Typus der Satzfolge auf, der gleichfalls Zeuge für die Vorherrschaft der

Parataxe im „Werther“ ist. Diese syntaktische Figur zeigt hinter einem Haupt- oder Nebensatz eine Reihe abhängiger einander beigeordneter Sätze, von denen der eine und der andere gelegentlich selbst einen Nebensatz regiert, ohne dadurch den symmetrischen Aufbau des Satzgefüges zu gefährden:

B.: „Lieber du redest mit mir als einem Unglaubigen der begreifen will, der bewiesen haben will, der nicht erfahren hat“ (IV, 15 $_{21-23}$). „Darüber lasst euch wohl seyn, dass ich fast so glücklich binn als Leute die sich lieben wie ihr, dass eben so viel Hoffnung in mir ist als in liebenden, dass ich so gar Zeit her einige Gedichte gefühlt und was mehr ist dergleichen“ (III, 27 f.).

Vgl. ferner: IV, 15 $_{27}$—16 $_{3}$; 19 $_{3-6}$; 20 $_{1}$ f.; 135 $_{4-8}$; 142 $_{15-19}$; 144 $_{18-23}$.

W.: „Und warum sollte ich mich schämen, in dem schröcklichen Augenblicke, da mein ganzes Wesen zwischen Seyn und Nichtseyn zittert, da die Vergangenheit wie ein Bliz über dem finstern Abgrunde der Zukunft leuchtet, und alles um mich her versinkt, und mit mir die Welt untergeht“ (IV, 297 $_{1}$ ff.). „Bin ich nicht noch eben derselbe, der ehemals in aller Fülle der Empfindung herumschwebte, dem auf jedem Tritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte, eine ganze Welt liebevoll zu umfassen“ (IV, 295 $_{11}$ ff.).

Vgl. ferner: IV, 237 $_{19-22}$; 239 $_{7-10}$; 241 $_{11-16}$; 244 $_{6-13}$; 245 $_{18-22}$; 249 $_{13-16}$; 251 $_{32}$—252 $_{1}$; 262 $_{5-15}$; 274 $_{19-23}$; 275 $_{9-12}$; 276 $_{17-20}$; 278 $_{7-10}$; 282 $_{12-17}$; 284 $_{13-15}$; 287 $_{26-28}$; 291 $_{25-28}$; 306 $_{12-16}$.

§ 25. Unter den mannigfachen Möglichkeiten der Satzverknüpfung, zu deren Darstellung wir nunmehr übergehen, ist besonders für den „Werther“ eine Art der Wiederholung charakteristisch: Ein im Satze stark betontes Wort wird nach Abschluß des Satzes als Ausruf nachgetragen, bestätigend wiederholt oder durch eine Form der Verneinung abgelehnt. Es zieht häufig Reflexionen über die ihm innewohnende Ausdruckskraft oder über das Gesagte überhaupt nach sich, die in Interjektionen, Ellipsen und vollkommenen Sätzen getan werden. Der einmal oder häufiger wieder aufgenommene Ausdruck wird somit gleichsam zum Leitmotiv der ganzen Rede gemacht. Auf diesem Wege, Sätze zu verbinden, folgt Goethe Lessings Spuren, in dessen Prosadramen, vor allem in der

„Emilia Galotti“ [124]) diese Erscheinung des Satzbaus ein auffälliges Charakteristikum seines Dialogstils bedeutet. Ich führe eine längere Partie aus der „Orsina-Szene“ der „Emilia Galotti“ an, in der der Dialog von einzelnen Worten geleitet wird, die wie Blinkfeuer die Richtung des Gedankengangs bezeichnen:

Marinelli: „Sie irren sich, gnädige Gräfin. Der Prinz erwartet Sie nicht. Der Prinz kann Sie hier nicht sprechen, — will Sie nicht sprechen.

Orsina: Und wäre doch hier? und wäre doch auf meinen Brief hier?

M.: Nicht auf Ihren Brief —

O.: Den er ja erhalten, sagen Sie —

M.: Erhalten, aber nicht gelesen.

O.: Nicht gelesen? — Nicht gelesen? — Nicht einmal gelesen?

M.: Aus Zerstreuung, weiß ich, — Nicht aus Verachtung.

O.: Verachtung? — Wer denkt daran? — Wem brauchen Sie das zu sagen? — Sie sind ein unverschämter Tröster, Marinelli! Verachtung! Verachtung! Mich verachtet man auch! mich! — Freilich liebt er mich nicht mehr. Das ist ausgemacht. Und an die Stelle der Liebe trat in seiner Seele etwas anders. Das ist natürlich. Aber warum denn eben Verachtung? Es braucht ja nur Gleichgültigkeit zu sein. Nicht wahr, Marinelli?

M.: Allerdings, allerdings.

O.: Allerdings? — O des weisen Mannes, den man sagen lassen kann, was man will! — Gleichgültigkeit! Gleichgültigkeit an die Stelle der Liebe? — Das heißt, nichts an die Stelle von etwas. Denn lernen Sie, nachplauderndes Hofmännchen, lernen Sie von einem Weibe, daß Gleichgültigkeit ein leeres Wort, ein bloßer Schall ist, dem nichts, gar nichts entspricht. Gleichgültig ist die Seele nur gegen das, woran sie nicht denkt; nur gegen ein Ding, das für sie kein Ding ist. Und nur gleichgültig für ein Ding, das kein Ding ist, — das ist so viel, als gar nicht gleichgültig —“ (2, 143 $_{3}$ ff.).

Die große Kunst der Dialogführung Lessings, die alle Variationen dieser Satzverknüpfung anzuschlagen weiß, hat ihre Wirkung auf den jungen Goethe nicht verfehlt, und es ist bezeichnend genug, daß „Emilia Galotti“, die nach Goethes Worten „nur gedacht“ ist, d a s Werk des so Urteilenden sprachlich beeinflußt, das nur gefühlt ist. In den Briefen ist die dargestellte Erscheinung nicht so durchgebildet wie im

„Werther“. Ob auch hier in allen Fällen auf Lessingschen Einfluß zurückgegangen werden darf, bleibt immerhin zweifelhaft, da der Stil unbefangener Briefe — besonders an emphatisch gehobenen Stellen — von sich aus schon zu Wiederholungen neigt. Die Fülle der Beispiele, die aus Werthers Zeilen und den darin mitgeteilten Gesprächen fließt, wird sich aus beiden Quellen, aus dem Briefstil und — in stärkerem Maße noch — aus der Einwirkung Lessings herleiten lassen. Die Belege für die besprochene syntaktische Fügung ordne ich nach den Arten ihres Vorkommens:

Nachtrag des einzelnen Wortes oder der Wortverbindung als Ausruf:

B.: „Ihre Hand hab ich tausendmal geküsst. Ihre Hand wars selbst! die Hand!“ (III, 54 $_{14}$ f.)
Vgl. auch: III, 72 $_{11\text{-}13}$.

W.: „Und daran seyd ihr all Schuld, die ihr ... mir so viel von Aktivität vorgesungen habt. Aktivität!“ (IV, 276 $_{23}$ f.)
„Doch gutes Muths! Ein leichter Sinn trägt alles! Ein leichter Sinn! das macht mich zu lachen, wie das Wort in meine Feder kommt“ (IV, 274 $_{2\text{-}4}$).
Vgl. ferner: Entwurf für die Leiden des jungen Werthers: IV, 219 $_{15\text{-}17}$ > Werther: IV, 327 $_{31\text{-}33}$; Werther: IV, 250 $_{6}$ f.; 254 $_{29}$—255 $_{1}$; 269 $_{3}$ f.; 291 $_{12}$ f.; 294 $_{11\text{-}13}$; 296 $_{4\text{-}6}$; 298 $_{16}$ f.; 301 $_{3\text{-}5}$; 308 $_{9}$ f.

Affirmation der Aussage:

B.: „Sein gutes Herz — Ja die guten Herzen!“ (III, 8 $_{7}$)

W.: „O wenn ich Fürst wäre! Ich wollt die Pfarrern, den Schulzen und die Kammer — Fürst! — Ja wenn ich Fürst wäre, was kümmerten mich die Bäume in meinem Lande“ (IV, 292 $_{9}$ ff.).
Vgl. auch: IV, 290 $_{6}$.

Negation der Aussage — auch als Parenthese innerhalb des einfachen Satzes:

B.: „Lotte wie war mirs bey deinen reden ums Herz, da ich wusste es ist das letztemal dass ich Sie sehe. Nicht das letztemal, und doch geh ich morgen fort“ (II, 297 $_{12}$ ff.).
Vgl. auch: II, 296 $_{18}$.

W.: „Thun Sie's nicht! sagte sie, denken Sie an Lotten! — Denken! sagt' ich, brauchen Sie mir das zu heissen? Ich denke! — Ich denke nicht! Sie sind immer vor meiner Seelen“ (IV, 296 $_{6}$ ff.).

Vgl. auch: IV, 295 5-11.

„Was soll der gütige Blick, mit dem sie mich oft — oft? nein nicht oft, aber doch manchmal ansieht“ (IV, 297 17 f.).

Vgl. auch: IV, 231 28 f.

Häufigere Wiederholung eines oder mehrerer Ausdrücke:

B.: „Lotte hat nicht von mir geträumt. Das nehm ich sehr übel, und will dass sie diese Nacht von mir träumen soll, diese Nacht, und solls Ihnen noch dazu nicht sagen. Die Stelle hat mich in Ihrem Briefe geärgert als ich ihn wiederlas. Nicht einmal von mir geträumt, eine Ehre die wir den gleichgültigsten Dingen widerfahren lassen, die des Tags uns umgeben. Und — ob ich um sie gewesen binn mit Leib und Seel! und von ihr geträumt habe Tag und Nacht“ (III, 3 22 ff.).

Vgl. ferner: II, 297 12-22; III, 8 11-21; IV, 16 4-8; 22 3-11.

W.: „Wenn man mich nun gar fragt, wie sie mir gefällt — Gefällt! das Wort haß ich in Tod. Was muß das für ein Kerl seyn, dem Lotte gefällt, dem sie nicht alle Sinnen, alle Empfindungen ausfüllt. Gefällt! Neulich fragte mich einer, wie mir Ossian gefiele“ (IV, 250 11 ff.).

Vgl. ferner: IV, 294 28-32; 297 23-27; 302 20-22.

„Und was ist das? daß Albert dein Mann ist! Mann? — das wäre denn für diese Welt — und für diese Welt Sünde, daß ich dich liebe, daß ich dich aus seinen Armen in die meinigen reissen möchte? Sünde? Gut! und ich strafe mich davor: Ich hab sie in ihrer ganzen Himmelswonne geschmeckt diese Sünde, habe Lebensbalsam und Kraft in mein Herz gesaugt, du bist von dem Augenblicke mein! Mein, o Lotte“ (IV, 322 28 ff.).

Vgl. auch: IV, 259 32—260 11.

Wiederholung eines ganzen Satzes:

B.: „O Lotte was ich ein Kind bin! Wie mich's gleichsam überraschte da mir die Meyern sagte: dass du noch an mich denckst. Sagen mir das nicht Kestners Briefe, sagt mirs nicht mein Herz, und doch war mirs so ganz neu, da mir das liebe Weibgen, mit der wahren Stimme des Anteils sagte: dass du noch an mich denckst“ (IV, 23 2 ff.).

W.: Die Zeilen vom 8. Juli beginnen mit der fast wörtlichen Übernahme einer Redewendung aus einem wirklichen Brief, die am Anfang der zuletzt mitgeteilten Briefstelle steht: „Was man ein Kind ist! Was man nach so einem Blicke geizt! Was man ein Kind ist!“ (IV, 249 23 f.) und schließen: „O was ich ein Kind bin!“ (IV, 250 7 f.)

„Ich muß fort! ich danke dir, Wilhelm, daß du meinen wankenden Entschluß bestimmt hast. Schon vierzehn Tage geh

ich mit dem Gedanken um, sie zu verlassen. Ich muß. Sie ist wieder in der Stadt bey einer Freundinn. Und Albert — und — ich muß fort“ (IV, 269 13 ff).

E. Schmidt [125]) stellt diese Wendung in Parallele zu dem „il faut partir“ in den St. Preuxschen Briefen. Doch vgl. auch den Wetzlarer Brief:

„Fort ist er... Sagen sie meinen Buben er ist fort“ (II, 297 15: 22).

Vgl. ferner: W.: „Ich werde sie sehen“ (IV, 253 14: 16).

„Sey ruhig! ich bitte dich, sey ruhig!“ (IV, 328 5)

„ich will sterben“ (IV, 309 19: 27: 310 2: 4).

„siehst du, mit mir ist's aus —“ (IV, 301 33: „Und mit mir ist's aus!“ 304 16)

„O vergieb mir! vergieb mir!... Sie liebt mich! Sie liebt mich... Vergieb mir, vergieb mir“ (IV, 322 5: 8: 11).

„Und doch war ich unschuldig!... Und doch — bin ich ganz unschuldig?“ (IV, 220 18: 21 f.)

Unmittelbare Wiederholung eines ganzen Satzes:

B.: „Sie sinds, sie sinds!“ (II, 24 12)

„Es wird, es wird“ (II, 294 21 f.).

W.: „Du fühlst nicht! Du fühlst nicht! daß...“ (IV, 300 25 f.)

„Sie liebt mich! Sie liebt mich“ (IV, 322 8).

Vgl. ferner: IV, 308 15 f.; 322 5, 11.

Der Einfluß Lessings führt bis zum wörtlichen Anklang:

Emilia Galotti (aus der oben zitierten Partie): „Denn lernen Sie,..., lernen Sie von einem Weibe, daß Gleichgültigkeit ein leeres Wort, ein bloßer Schall ist, dem nichts, gar nichts entspricht“ (2, 143 28 ff.).

W.: „Vergehen! — Was heißt das? das ist wieder ein Wort! ein leerer Schall ohne Gefühl für mein Herz“ (IV, 321 25-27).

Daß der sprachliche Einfluß Lessings nicht erst mit dem Erscheinen des „Werther“ wirksam wird, beweist das Vorkommen der soeben besprochenen syntaktischen Fügung auch in dem „Fragment eines Romans in Briefen“.

Arianne an Wetty:

„Es ist bitter, sehr bitter, meine zärtliche Freundinn, eine so liebliche Aussicht empfindungsvoller Hoffnungen so verfinstert zu sehen. Verfinstert? O da wäre noch Hoffnung dass es wieder Tag werden könnte. Verschwunden! Unwiederbringlicher verschwunden als die Jahre der Jugend, und die Blüten der Schönheit“ (II, 52 25 ff.).

Es liegt auf der Hand, daß das dem Dialogstil Lessings entlehnte Phänomen auch in den Prosadramen Goethes anzutreffen ist. In erhöhtem Maße wird die in Sprache und Stil dem „Werther" so verwandte „Stella" davon betroffen. Nur wenige Beispiele sollen zum Vergleich herangezogen werden: Aus einem Monolog Stellas:

„Stella, du bist ein Kind. Und warum soll ich nicht lieben? — Ich brauche viel, viel, um dies Herz auszufüllen! — Viel? Arme Stella! Viel? —" (V, 85 3-5)

Über verlorene Liebe reflektieren Lessings und Goethes Gestalten:

Orsina: „Gleichgültigkeit! Gleichgültigkeit an die Stelle der Liebe? — das heißt, nichts an die Stelle von etwas" (2, 143 26-28).

Madame Sommer: „Ach ia, gnädige Frau, ich fühl's! Geschäfftigkeit und Wohlthätigkeit sind eine Gabe des Himmels, ein Ersaz für unglückliche liebende Herzen.

Stella: Ersaz? Entschädigung wohl, nicht Ersaz — Etwas anstatt des Verlohrnen, nicht das Verlohrne selbst mehr — Verlohrne Liebe, wo ist da Ersaz für?" (V, 89 20 ff.)

Auch in anderen Dramen des jungen Goethe finden wir Beispiele für die besprochene Erscheinung.

Claud.: Sebastian: „Stünds bey mir, ich machte auch den Medicus, und ließ Euch ein Bissgen zur Ader; nur aus Curiosität, das edle Blut zu sehn." Crugantino: „Edles Blut, Herr? Edles Blut? Eure Habichtsnase sieht freylich in eine alte Familie; aber mein Blut darf sich gegen dem Eurigen nicht schämen. Edles Blut?" (V, 191 6 ff.)

Wie Stella ihrer Freude über die Rückkehr Fernandos in jubelnden Worten Ausdruck verleiht, die in dem häufig wiederholten Ausruf: „er ist wieder da!" gipfeln (V, 94 4-12), so tönt aus Gretchens irren Phantasien immer wieder die bange Frage: „Wo ist er?" (V, 441 12-15)

Die dramatisch bewegte Sprache des jungen Goethe verrät sich nicht allein in der besprochenen Form der leitmotivischen Satzverbindung; sie findet ferner — wie schon in früheren Briefen — lebhaften Ausdruck in nicht zu Ende geführten Sätzen.

Mitten im Satz wird abgebrochen:

B.: „ich wollt aber auch in die finstersten Hölen meines Verdrusses — Nein Lotte Sie bleiben mir" (III, 6 1-3).
Vgl. ferner: II, 23 2; III, 5 29; 15 23; 16 11; 29 3; 37 10; 42 6; 51 34; 59 4, 15; 65 8; 73 31.

W.: „während unsrer Spaziergänge glaubt ich in Lottens schwarzen Augen — Ich bin ein Thor, verzeih mir's" (IV, 249 25-27).
Vgl. ferner: IV, 220 25; 231 13; 237 14; 243 21; 252 8-10; 257 14; 258 21; 290 6; 292 10; 294 3; 301 33; 303 34.

Nach einem Nebensatz hört das Satzgefüge unvollendet auf:

B.: „Wenn der Mensch gebohren wäre reine Freuden zu geniessen — — Der Brief meines Vaters ist da" (III, 9 23-25).
Vgl. ferner: II, 294 9; III, 73 23; IV, 10 20.

W.: „Ach sie wußte nicht als sie ihre Hand aus der meinigen zog — sie giengen die Allee hinaus" (IV, 273 18 f.).
Vgl. ferner: IV, 257 17; 281 4; 289 4.

Häufig wird bereits nach einem Wort oder nach einer kurzen Wortverbindung abgebrochen:

B.: „Aber in einem Justiz Collegio — Ich habe mich von ieher gehütet ein Spiel zu spielen da ich der unerfahrenste am Tisch war — Also — doch möcht ich wissen ob..." (III, 73 30 ff.)
Vgl. ferner: II, 21 21; 23 12; III, 8 21; 10 11; IV, 3 23; 8 29; 13 16; 17 8.

W.: „Vielleicht hat sie sich nach mir umgesehen. Vielleicht — Gute Nacht!" (IV, 250 6 f.)
„Und nun — Ach ihre Jahre,..., führten sie früher an's Grab als mich" (IV, 225 21-23).
Vgl. ferner: IV, 231 12; 254 3; 258 29; 268 8; 269 18; 270 5; 279 32; 294 11; 298 14; 302 9, 16; 304 8; 326 30.

Beispiele aus dem Dialog im „Werther":
IV, 263 26; 271 34; 282 18 f.; 299 22 f.; 300 4.

§ 26. Wilhelm Scherer erörtert in seinem Aufsatz „Sophie von La Roche und ihre Enkelin" die bereits erwähnte Hypothese G. v. Loepers, daß Goethe bei der Ausarbeitung seines Romans echte Briefe benutzt habe: „Daher die Farbe des Lebens, welche die wundervollen Wertherschen Briefe, soweit sie nicht tragisch sind, auszeichnet. Sie sind nicht aus der Erinnerung geschrieben: es sind wirkliche Tagebuchblätter, in erfüllten seligen Momenten hingeworfen und dann wohl nur

stilistisch überarbeitet. Das genaue Maß des Erlebten wird sich allerdings nie feststellen lassen." (Aufsätze über Goethe, 2. Aufl., Berlin 1900, S. 78.) Wenn wir nun von unserer Untersuchung des Satzbaus aus, der ja nur eine Seite des Stils ist, Stellung zu der hier aufgeworfenen Frage nehmen, kann es nur mit großer Zurückhaltung geschehen. An sich stützt das Auftreten der gleichen syntaktischen Erscheinungen in beiden Dokumenten die aufgestellte Hypothese nicht, solange wir wörtlicher Anklänge entbehren. Wir sind ihnen begegnet, und ihre Zahl läßt sich noch vermehren, wenn wir das Gebiet der Wortwahl hierin mit einbeziehen:

B.: „Wollte ich sässe noch zu Lottens Füssen, und die Jungen krabelten auf mir herum" (III, 5_{11} f.).

W.: „O säs ich zu Ihren Füssen in dem lieben vertraulichen Zimmergen, und unsere kleinen Lieben wälzten sich miteinander um mich herum" (IV, 279_{26} f.).

B.: „wenn meine Buben noch über einander k[r]abeln wie iunge Katzen" (III, 23_{3} f.).

W.: „Vorgestern kam der Medikus... und fand mich auf der Erde unter Lottens Kindern, wie einige auf mir herumkrabelten" (IV, 242_{24-26}).

B.: „Auch wird ihre Silhouette auf den ersten Ostertag, wird hoffentlich seyn euer Hochzeittag, oder wohl gar schon übermorgen aus meiner Stube geschafft..." (III, 34_{28-30}).

„Gott seegn euch denn ihr habt mich überrascht. Auf den Charfreytag wollt ich heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie noch und soll denn auch hängen biss ich sterbe" (III, 35_{24} ff.).

Vgl. ferner: IV, 11_{33} f.; 135_{9}.

W.: „Gott segne euch meine Lieben, geb euch all die guten Tage, die er mir abzieht.

Ich danke dir Albert, daß du mich betrogen hast, ich wartete auf Nachricht, wann euer Hochzeittag seyn würde, und hatte mir vorgenommen, feyerlichst an demselben Lottens Schattenriß von der Wand zu nehmen und sie unter andere Papiere zu begraben. Nun seyd ihr ein Paar, und ihr Bild ist noch hier! Nun so solls bleiben!" (IV, 280 f.)

Für den Anfang dieser Stelle vgl. auch Gottfrieds Glückwünsche zur Hochzeit seiner Schwester:

„Gott seegn euch. Geb euch glückliche Tage, und behalte die die er euch abzieht für eure Kinder" (II, 211_{19} f. = Götz III, 239_{10} f.).

Im Anschluß an Luk. 2, 35:

B.: „Diese Worte sind mir wie Schwerdter durch die Seele gangen" (II, 293_{20} f.).

W.: „Jedes Wort, das sie sprach, gieng mir wie Schwerdter durch's Herz" (IV, 284_{11} f.).

Vgl. ferner: B.: III, 73_{23}; W.: IV, 253_{20} f. — B.: III, 5_{30-33}; W.: IV, 267_{24-27} [126]).

Was den Satzbau des „Werther" vor dem der Briefe auszeichnet, ist die eindringlichere Betonung des stilistischen Elements in den syntaktischen Gebilden, der häufigeren und sorgfältigeren Anwendung von Geminatio, Anapher, Epiphora, Parallelismus, der stärkeren Neigung zu Steigerung und Häufung. In den Briefen dagegen begegnen uns syntaktische Gebilde, die wir im „Werther" vergebens suchen. Ich erinnere an eine Art von Wunschsätzen, die der Umgangssprache entnommen sind:

B.: „kurz und gut, zum Schneider mit, dass der aber fein säuberlich verfahre" (III, 62_{5} f.).

„dass nur niemand Lotten was davon schreibt" (III, 57_{18}).

Vgl. ferner: III, 59_{29} f.; V, 9_{3} f.; 16_{7} f.; 18_{13}.

Götz: „Daß du dich nit unterstehst zu verrathen, wem wir dienen" (III, 173_{32} f.).

Vgl. ferner: Gottfr.: II, 255_{16} f.; Götz: III, 261_{26}.

Ebenso sind die dem Briefempfänger im Partizipium des Perfekts erteilten Aufträge der Prosa des „Werther" fremd:

B.: „Das Billet keinem Menschen gezeigt!" (IV, 148_{1})

Vgl. ferner: IV, 144_{12} = VI, 390_{27} f.; V, 252_{11} f.; 290_{22}.

Götz: „Was sich widersetzt niedergestochen" (III, 261_{25}). [127])

Auf der andern Seite sind dem Roman syntaktische Fügungen eigen, die wir geradezu als Charakteristika des Wertherstils proklamieren dürfen, die in den Briefen nur in bescheidenem Maße auftreten. Um auf eine Erscheinung noch einmal zurückzukommen: die in den Briefen nur vereinzelt auftauchende Wertherperiode nimmt im Roman allein den Umfang von 219 Zeilen gegenüber den 3189 Zeilen des ganzen Werks ein, beansprucht also reichlich $6\,^4/_5$ % des gesamten Textes [128]).

Auf Grund unserer Beobachtungen kommen wir zu dem Urteil: Sollten den Zeilen Werthers wirkliche Briefe zugrunde liegen — und das scheint für einige Partien des Romans zweifellos der Fall zu sein — so muß die stilistische Überarbeitung jedenfalls auf dem Gebiete des Satzbaus intensiverer Natur gewesen sein, als die Forschung bisher anzunehmen geneigt war.

§ 27. Eine Untersuchung der Änderungen im Satzbau, die Goethe für die neue Ausgabe des „Werther" vom Jahre 1787 vorgenommen hat, sieht ihre Aufgabe in einer kritischen Darstellung der Stilunterschiede, die bei einem Vergleich der beiden Fassungen des Romans an den Tag treten. Das gesamte Material der sprachlichen Änderungen in seiner Ganzheit zu erörtern, hat Martin Lauterbach in seiner Untersuchung unternommen. Er hat in seiner Arbeit erstens die Wortgestalt, dann den Wortbestand und Wortgebrauch und schließlich die Syntax der beiden Fassungen miteinander verglichen, kurz, er hat versucht, vom rein grammatikalisch-syntaktischen Standpunkt aus zu den sprachlichen und stilistischen Fragen der Überarbeitung Stellung zu nehmen. Wie aber die Einteilung des uns vornehmlich interessierenden III. Kapitels in 1. Rektion, 2. Grammatische Kongruenz, 3. Stilbesserungen, 4. Satzbau zeigt, verläßt der Verfasser im letzten Teil die einmal eingeschlagene Bahn und sucht etwas gewaltsam in dem Syntaxkapitel all diejenigen sprachlichen Erscheinungen zu vereinigen, die ihrer Erfassung bisher entgangen waren. Demgegenüber will vorliegende Untersuchung einen andern Weg gehen. Wir unternehmen es, das syntaktische Material nach Prinzipien und Tendenzen zu gliedern, die uns für die Überarbeitung des Romans bedeutsam erscheinen. In welcher Weise bei der Aufzeigung der Formen und Richtungen der syntaktischen Wandlungen die gewählten Belegstellen den jeweiligen Kategorien eingeordnet werden, muß sehr stark subjektivem Ermessen überlassen bleiben, da der Einzelfall in der Regel für eine Fülle von Erscheinungen Beispiele gibt. Bei der kritischen Besprechung der Vergleiche

muß und wird der Hauptaccent auf die gerade zu erörternde Eigentümlichkeit gelegt werden, um das jeweils Belangvolle möglichst rein herauszukristallisieren.

§ 28. Der Sturm- und Drangstil bekundet durch das häufige Auftreten niederer Wörter, vulgärer Wendungen und drastischer Bilder seinen fühlbarsten Ausdruck in den „Leiden des jungen Werthers". Bei der Umgießung des Romans hat Goethe die unmittelbaren Äußerungen einer gewollt derben Sprache zwar nicht ganz beseitigt, aber doch zu mildern gesucht. In dem Bestreben, den Stil und die Sprache seines Werks zu veredeln, hat der Dichter das eindringliche, kühne Bild und den wilden, jungenhaften Ausdruck einer gemäßigten und gewählten Diktion aufgeopfert [129]). Auf dem Felde des Satzbaus geht das Streben nach Milderung des Sturm- und Drangstils dahin, der gesprochenen Sprache entnommene Freiheiten aufzuheben und sie der Schriftsprache anzupassen:

Dieser Tendenz fällt die für den „Werther" so charakteristische Nachstellung der Prädikatsbestimmungen zum Opfer, soweit sie ein Mittel bedeutet, die sorglose Sprache des Umgangs wiederzugeben:

„doch könnts auch nichts schaden zuweilen" (IV, 246 $_{22}$). >
„doch könnte es auch zuweilen nicht schaden" (19, 46 $_{11}$).
„wenn Sie nun mein seyn wollen fürs Deutsche, so gehn Sie und bitten sich's aus von meinem Herrn" (IV, 236 $_{31-33}$). >
„wenn Sie nun mein sein wollen für's Deutsche, so gehn Sie und bitten sich's von meinem Herrn aus" (19, 32 $_{4-6}$).
Vgl. ferner: IV, 230 $_{5}$ f. > 19, 19 $_{21}$ f.; IV, 289 $_{28}$ f. > 19, 114 $_{13}$ f.

Gelegentlich wird diese Wortstellung wie im Vordersatz der zuletzt wiedergegebenen Textstelle beibehalten:

Vgl. auch IV, 230 $_{8}$ f. = 19, 19 $_{25}$ f.

Unverändert bleibt diese Wortfolge auch an emphatischen Stellen des Dialogs:

IV, 261 $_{28}$ f. = 19, 67 $_{12}$ f.; IV, 272 $_{1}$ f. = 19, 84 $_{10}$ f.

Wenn die Nachstellung von Prädikatsbestimmungen ein Ausdruck des lässigen Briefstils ist, wird sie meist beseitigt:

„Nun war ich bey ihm zu Tische gestern" (IV, 281 $_{17}$ f.) >
„Nun war ich gestern bei ihm zu Tafel" (19, 101 $_{14}$).

Vgl. ferner: IV, 230 $_{23}$ f. > 19, 20 $_{16}$; IV, 242 $_{6}$ f. > 19, 39 $_{25}$ f.; IV, 244 $_{9}$ > 19, 42 $_{23}$ f.; IV, 270 $_{13}$ f. > 19, 81 $_{27}$ f.

Aus der Ossian-Übersetzung im „Werther", in der diese Wortstellung entgegen der Straßburger Version aus rhythmischen Gründen und in Anlehnung an den Wertherstil erst nachträglich eingeführt ist, wird sie bei der zweiten Ausgabe des Romans wieder entfernt.

Daß diese Wortfolge, die in vielen Fällen der englischen Vorlage entspricht, nicht aus der Anpassung an Macphersons Text sich erklärt, ist daraus zu schließen, daß die erste Fassung der Ossian-Übertragung sich im allgemeinen viel enger an den englischen Text anschließt als die zweite. Ferner läßt sich beobachten, daß in einem Falle, in dem die englische Wortfolge sich mit der deutschen deckt, die Nachstellung einer Prädikatsbestimmung trotzdem später vollzogen wird:

Macpherson: „Half-viewless, they walk in mournful conference together" (213).

Goethe: „Halb unsichtbar wandeln sie in traurigem Gespräch neben einander" (II, 90 $_{31}$ f.) > „halb dämmernd, wandeln sie zusammen in trauriger Eintracht" (IV, 319 $_{16}$ f. = 19, 175 $_{5}$ f.).

Ich gebe die Beispiele aus der Ossian-Übertragung hier und an noch zu besprechenden Stellen — soweit Änderungen eingetreten sind — in allen drei Versionen (II, IV und 19) wieder. Besonders aufschlußreich sind die Unterschiede von II und IV. Denn die Ossian-Übersetzung vermag, so eindringlich wie kein anderes Dokument des jungen Goethe, durch die Möglichkeit der Gegenüberstellung des gleichen Materials den Einfluß der Gedanken Herders über Sprache und Stil anschaulich zu machen [130]):

„Ein halbverdorrter Baum, langes Gras das im Winde flüstert, Zeigen dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morars" (II, 87 $_{31-33}$). > „Ein entblätterter Baum, lang Gras, das wispelt im Winde, deutet dem Auge des Jägers..." (IV, 316 $_{27}$ f.) > „ein entblätterter Baum, langes Gras, das im Winde wispelt, deutet..." (19, 171 $_{2-4}$).

In einem zweiten Fall trägt der Jünger Herders kein Bedenken, diese Wortstellung in die Ossianpartie des „Werther"

aufzunehmen, obgleich dadurch die vielgeschmähte Inversion des Subjekts [131]) eintritt, die überhaupt der Prosa des jungen Goethe geläufiger ist, als man im allgemeinen annimmt [132]).

„Aber du wirst fallen wie Morar; und auf deinem Grabe wird der Klagende sitzen" (II, 87 $_{15}$ f.). > „Aber du wirst fallen wie Morar, und wird der traurende sizzen auf deinem Grabe" (IV, 316 $_{10}$ f.).

Der Redaktor nimmt an dieser Kühnheit der Wortstellung Anstoß und beseitigt sie wieder:

„..., und auf deinem Grabe der Trauernde sitzen" (19, 170 $_{12}$ f.).

In einigen Fällen wird wie bei rhythmisch gehobenen Stellen des „Werther" in der Ossian-Übersetzung die in IV eingetretene Umstellung in 19 beibehalten:

„Wenn die Nacht über den Hügel kommt; wenn der Wind über die Haide bläst; dann soll mein Geist im Winde stehn, und meiner Freunde Todt betraur'n" (II, 86 $_{12-14}$). >
„Wenns Nacht wird auf dem Hügel, und der Wind kommt über die Haide, soll mein Geist im Winde stehn und trauren den Tod meiner Freunde" (IV, 315 $_{9-11}$). = 19, 168 $_{25-27}$. (Die hier eingetretenen kleinen Änderungen sind für die erörterte Erscheinung belanglos.)

Vgl. ferner: II, 85 $_{17}$ > IV, 314 $_{15}$ = 19, 167 $_{18}$ f.
II, 85 $_{25}$ > IV, 314 $_{23}$ = 19, 167 $_{28}$ f.
II, 86 $_{10}$ f. > IV, 315 $_{7}$ f. = 19, 168 $_{23}$ f.
II, 88 $_{4}$ f. > IV, 316 $_{32}$ f. = 19, 171 $_{8-10}$.
II, 88 $_{27}$ f. > IV, 317 $_{18}$ = 19, 172 $_{5}$ f.

Das in IV unterdrückte pronominale Subjekt wird in 19 wieder eingesetzt und so der elliptische Satz grammatisch vervollständigt:

„Der Gesang kömmt mit seiner Musick, die Seele zu schmelzen, und zu vergnügen. Er ist wie der sanfte Nebel" (II, 88 $_{25-27}$) > „Klingt nicht Lied und Gesang, die Seele zu schmelzen und zu ergözzen. Sind wie sanfter Nebel" (IV, 317 $_{16-18}$). >
„Klingt... und zu ergetzen? sie sind wie sanfter Nebel" (19, 172 $_{3-5}$).

An die Stelle eines Zustandsverbums in II läßt der Ossian-Übersetzer, der durch Herders Vermittlung das Verbum als den belebenden Faktor in der Sprache ansehen gelernt hat, in IV ein Verbum der Bewegung in der präfixlosen Form

des Partizipiums Perfekti treten. Die zweite Ausgabe des „Werther“ ändert die archaische Form im Sinne der Angleichung an das Schriftdeutsch:

„der Nebel ist weg“ (II, 88 $_{30}$). >
„der Nebel ist gangen“ (IV, 317 $_{20}$). >
„der Nebel ist gegangen“ (19, 172 $_{8}$).

Die der gesprochenen Sprache eigene Unterdrückung des Artikels zwischen Präposition und zugehörigem Substantiv ist den Prosadramen des jungen Goethe ganz geläufig:

Gottfr.: „sonst ging er mit in Stall“ (II, 155 $_{7}$ = Götz III, 185 $_{18}$).
Clavigo: „Und dann geh in Kerker“ (IV, 213 $_{25}$).

Diese Ausdrucksweise der Sprech-Sprache ist auch der ersten Fassung des „Werther“ eigen. Demgegenüber setzt die zweite Fassung den Artikel regelmäßig wieder ein:

„und rückwärts mit dem Thiergen in Stall“ (IV, 285 $_{5}$). >
„... mit dem Thierchen in den Stall!“ (19, 106 $_{25}$)
„Ich wollte in Krieg!“ (IV, 287 $_{33}$) >
„... in den Krieg“ (19, 111 $_{13}$ f.).
Vgl. ferner:
IV, 226 $_{10}$ > 19, 14 $_{3}$ f.; IV, 227 $_{6}$ > 19, 15 $_{12}$;
IV, 240 $_{15}$ > 19, 37 $_{8}$; IV, 244 $_{25}$ > 19, 43 $_{16}$;
IV, 250 $_{12}$ > 19, 51 $_{21}$; IV, 257 $_{25}$ > 19, 63 $_{13}$;
IV, 294 $_{32}$ > 19, 127 $_{17}$; IV, 326 $_{9}$ > 19, 187 $_{7}$.
Vgl. auch: „Dimißion bey Hofe“ (IV, 284 $_{29}$) >
„Entlassung vom Hofe“ (19, 106 $_{14}$)
„Abschied von Hofe“ (IV, 285 $_{18}$) >
„Abschied vom Hofe“ (19, 107 $_{13}$ f.)
„im Ernste“ (IV, 257 $_{26}$) >
„in dem Ernste“ (19, 63 $_{14}$)

Vor dem Adjektivum wird der Artikel eingeschaltet:

„ein ewiges Weben von feinster Empfindung, schärfstem Witze“ (IV, 225 $_{19}$ f.) >
„... von der feinsten Empfindung, dem schärfsten Witze“ (19, 12 f.). Vgl. auch: IV, 286 $_{24}$ f. > 19, 109 $_{11}$.

Der in der von Herder geforderten elidierten Form auftretende Artikel wird im Sinne der Schriftsprache normalisiert oder ganz beseitigt:

„vor'n Kopf“ (IV, 252 $_{22}$) >
„vor den Kopf“ (19, 55 $_{6}$)

„wie's Unkraut“ (IV, 299 $_{8}$) >
„wie Unkraut“ (19, 134 $_{21}$)

Die zweimal im „Werther“ auftretende pleonastische Negation wird ausgemerzt:

„Und ich habe, ... gefunden: daß Mißverständnisse und Trägheit vielleicht mehr Irrungen in der Welt machen, als List und Bosheit nicht thun“ (IV, 221 $_{14\text{-}16}$). >
„... mehr Irrungen in der Welt machen, als List und Bosheit“ (19, 6 $_{22}$ f.).
„... dem Diener verbot, des andern Morgens nicht in's Zimmer zu kommen“ (IV, 309 $_{12}$ f.). >
„... dem Bedienten verbot, den andern Morgen in's Zimmer zu kommen“ (19, 159 $_{3}$ f.).

Die Nachstellung des Adjektivums und Indefinitums hinter das zugehörige Substantivum, eine Freiheit der Wortstellung von poetischem Reiz und rhythmischem Gehalt, wird in drei Fällen aufgehoben:

„all die Kräfte unergründlich ... die Geschlechter der Geschöpfe all“ (IV, 265 $_{16\text{-}18}$). >
„alle die unergründlichen Kräfte; ... die Geschlechter der mannichfaltigen Geschöpfe“ (19, 74 $_{22\text{-}25}$).
Vgl. auch: IV, 303 $_{7}$ > 19, 151 $_{3}$.
Beibehalten wird diese Wortfolge: IV, 299 $_{10}$ = 19, 134 $_{23}$.

Eine weitere, auch in den Briefen des jungen Goethe zu beobachtende Eigentümlichkeit der Wortstellung, die das Hilfsverb in abhängigen Sätzen dem Verbum infinitum voraufschickt, beseitigt der kritische Redaktor an mehreren Stellen:

„Ich, der ich könnte mich vertrauren“ (IV, 291 $_{14}$ f.). >
„Ich, der ich mich vertrauern könnte“ (19, 122 $_{4}$ f.).
Vgl. ferner: IV, 270 $_{10}$ f. > 19, 81 $_{24}$ f.;
IV, 302 $_{32}$ f. > 19, 150 $_{20}$.

Asyndese und Polysyndese, Formen der Aneinanderreihung von Sätzen und Satzteilen, die in ihrer extremen Stellung dem Sturm- und Drangstil gemäß sind, werden bei der Umgestaltung des Romans normalisiert:

Asyndese:

„ist das nicht wahrer, menschlicher, inniger, als wenn ...“ (IV, 287 $_{18}$) >

„das ist so wahr, menschlich, innig, eng und geheimnißvoll“ (19, 110 15 f.).
Vgl. ferner: IV, 236 33 > 19, 32 6; IV, 254 4 f. > 19, 57 12; IV, 319, 26 f. > 19, 175 17; IV, 272 27-29 > 19, 85 15 f.

Polysyndese:

„Ach die Liebe und Freude und Wärme und Wonne, die . . .“ (IV, 294 21 f.) >
„Ach die Liebe, Freude, Wärme und Wonne“ (19, 127 1).
„Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, und meine Leidenschaften waren nie weit von Wahnsinn, und beydes reut mich nicht“ (IV, 260 6-8). >
„Ich bin . . . gewesen, meine Leidenschaften . . . Wahnsinn, und beides reut mich nicht“ (19, 67 1-3).
Vgl. ferner:
IV, 228 9 > 19, 17 1;
IV, 228 18 > 19, 17 12; IV, 232 4 > 19, 24 27;
IV, 235 19 > 19, 30 4; IV, 240 26 > 19, 37 23;
IV, 241 14 > 19, 38 22; IV, 241 33 > 19, 39 17;
IV, 242 6 > 19, 39 25; IV, 242 28 > 19, 40 22;
IV, 244 11 > 19, 42 27; IV, 247 27 f. > 19, 48 2 f.;
IV, 252 22 > 19, 55 7; IV, 259 3 > 19, 65 11;
IV, 265 18 > 19, 74 25; IV, 278 4 > 19, 95 10;
IV, 282 25 > 19, 103 10; IV, 291 34 > 19, 122 28;
IV, 293 13 > 19, 125 5; IV, 303 29 > 19, 152 2.

§ 29. In großer Ausdehnung beherrscht das Streben nach Klarheit und Einfachheit des syntaktischen Aufbaus die Umarbeitung des Romans.

Umständliche Sätze werden durch Fortlassung und Veränderung von Gliedern vereinfacht:

„es wurde schon arrangirt daß ihrem Tänzer inzwischen die Unterhaltung meiner Tänzerinn aufgetragen ward“ (IV, 236 f.) > „wir machten aus, daß ihr Tänzer inzwischen meine Tänzerin unterhalten sollte“ (19, 32 7-9).
Vgl. ferner: IV, 256 15-17 > 19, 61 9-11;
IV, 285 25-27 > 19, 107 22-24.

Vereinfachung und Konzentration sind die Hilfen, die syntaktischen Verwicklungen sichtbarer herauszuarbeiten und der Einsicht in die Sinnzusammenhänge entgegenzukommen:

„Wenn Ulyß von dem ungemessenen Meere, und von der unendlichen Erde spricht, ist das nicht wahrer, menschlicher, inniger, als wenn jezo jeder Schulknabe sich wunder weise

dünkt, wenn er nachsagen kann, daß sie rund sey“ (IV, 287 16 ff.). >
„Wenn Ulyß . . . spricht, das ist so wahr, menschlich, innig, eng und geheimnißvoll. Was hilft mich's, daß ich jetzt mit jedem Schulknaben nachsagen kann, daß sie rund sei?“ (19, 110 14 ff.)

Neben der Bereicherung an gedanklichem Inhalt erfährt diese Partie eine syntaktische Umbildung. Die Periode, die dem Hauptsatz einen Nebensatz vorausschickt und drei einander untergeordnete Nebensätze folgen läßt, wird in zwei Hauptsätze zerlegt, von denen der eine einen, der andere zwei Nebensätze regiert. In der neuen Gestalt gerät die schleppende Satzfolge der ersten Fassung in lebhaftere Bewegung.

Eine syntaktische Vereinfachung längerer Partien bei teilweiser Änderung des Inhalts findet noch an folgenden Stellen statt:

IV, 237 19-25 > 19, 33 2-7;
IV, 305 28-30 > 19, 153 9-11;
IV, 309 1-5 > 19, 158 17-22.

Die Umformung eines Nebensatzes in einen Hauptsatz veranschauliche eine Ossianstelle:

„Ach welcher Jammer Daura, ringsher um deine Füsse quillt deines Bruders Blut“ (II, 90 11-13). >
„Welch war dein Jammer, o Daura, da zu deinen Füssen floß deines Bruders Blut“ (IV, 318 32 f.). >
„Zu deinen Füßen floß deines Bruders Blut, welch war dein Jammer, o Daura!“ (19, 174 10-12)

Verwandlung der Nebensätze in Hauptsätze findet im „Werther“ statt:

IV, 248 16 > 19, 49 1 f.;
IV, 262 30 > 19, 70 27;
IV, 285 19 > 19, 107 14.

Der Nebensatz büßt sein eigenes Dasein ein und wird ein Glied des ihn regierenden Satzes:

„Genug daß in mir die Quelle alles Elendes verborgen ist, wie es ehemals die Quelle aller Seligkeiten war“ (IV, 295 9-11). > „Genug daß . . . ist, wie ehemals die Quelle aller Seligkeiten“ (19, 128 5-7).
Vgl. ferner: IV, 237 23-25 > 19, 33 5 f.;
IV, 309 4 f. > 19, 158 20; IV, 283 6 f. > 19, 103 25-28.

Die Umsetzung der indirekten in die direkte Rede erhöht die Lebendigkeit des Vortrags:

„Ich unterbrach ihren Strom von Erzählungen mit der Frage: was denn das für eine Zeit wäre, von der er so rühmte, daß er so glücklich, so wohl darinn gewesen wäre“ (IV, 300 $_{4-6}$). >
„Ich unterbrach den Strom ihrer Worte mit der Frage: Was war denn das für eine Zeit, von der er rühmt, daß er so glücklich, so wohl darin gewesen sei?“ (19, 136 $_{2}$ ff.)

Im umgekehrten Fall wird durch die Beseitigung einer direkten Rede das Satzgefüge wohl vereinfacht, die fest zupackende Wendung des Geniestils aber muß einer kühlen, unpersönlichen Diktion weichen:

„Ich bitte dich, lieber Wilhelm! Es war gewiß nicht auf dich geredt, wenn ich schrieb: schafft mir die Kerls vom Hals, die sagen, ich sollte mich resignieren“ (IV, 256 $_{10-12}$). >
„. . . es war gewiß nicht auf dich geredet, wenn ich die Menschen unerträglich schalt, die von uns Ergebung in unvermeidliche Schicksale fordern“ (19, 61 $_{2}$ ff.).

Die Attraktion eines Nebensatzes an einen Relativsatz wird getilgt:

„eine unglückliche Leidenschaft zu ihr, die er nährte, verbarg, entdeckte, und aus dem Dienst geschickt wurde, hat ihn rasend gemacht“ (IV, 301 $_{26-28}$). >
„eine Leidenschaft zu ihr, die er nährte, verbarg, entdeckte und worüber er aus dem Dienst geschickt wurde, hat . . .“ (19, 138 $_{15-17}$)

§ 30. Die Tendenz, dem Stil und der Sprache des „Werther“ eine klare und eindrucksvolle Prägung zu verleihen, empfängt durch das Streben nach Verschärfung und Zuspitzung der syntaktischen Beziehungen noch eine Steigerung.

Ein der gesprochenen Sprache nachgebildeter, knapp gehaltener Satz wird im Sinne einer Angleichung an die Schriftsprache voller ausgeführt:

„So ein Ding war's auch allein, um meine Nußbäume abzuhauen“ (IV, 291 $_{28}$ f.). >
„So einer Creatur war es auch allein möglich, meine . . .“ (19, 122 $_{21-23}$)

Die feinere Nüanzierung von Einzelzügen der Darstellung

erweitert kurz gestaltete Partien der ersten Fassung um neue Glieder und Sätze:

„Und da verließ ich sie mit dem Versichern: sie selbigen Tags noch zu sehn, und hab mein Versprechen gehalten“ (IV, 240 $_{26}$ f.). >
„Da verließ ich sie mit der Bitte: sie selbigen Tags noch sehen zu dürfen, sie gestand mir's zu und ich bin gekommen“ (19, 37 $_{23-25}$).
Vgl. auch: IV, 245 $_{11}$ f. > 19, 44 $_{12-14}$.

Anschließend an den Ausbau kurzer Partien soll die Ausfüllung grammatisch unvollständiger Formen der zusammengesetzten Zeiten besprochen werden. Das zur Bildung dieser Tempora notwendige Hilfsverbum wird in der ersten Fassung des „Werther“ aus satzmelodischen Gründen gern unterdrückt. Der Ausgabe von 1787 wird diese Freiheit, die dem Prosastil des jungen Goethe allgemein geläufig ist, ein paarmal genommen:

„Ich sah das Gebürge vor mir liegen, das so tausendmal der Gegenstand meiner Wünsche gewesen“ (IV, 286 $_{18}$ f.). >
„. . . gewesen war“ (19, 109 $_{4}$).
Vgl. ferner: IV, 257 $_{25}$ > 19, 63 $_{13}$;
IV, 290 $_{16}$ > 19, 115 $_{10}$;
IV, 326 $_{12}$ > 19, 187 $_{11}$.

Durch hypotaktische Angliederung werden syntaktische Gebilde, die in der ersten Gestalt des Romans als nachgestellte Prädikatsbestimmungen, Infinitive oder beigeordnete Nebensätze auftreten, fester im Satzgefüge verankert:

„Sie ist schon vergeben, antwortete jene, an einen sehr braven Mann, der weggereist ist, seine Sachen in Ordnung zu bringen nach seines Vaters Tod“ (IV, 232 $_{26-28}$). >
„. . . bringen, weil sein Vater gestorben ist“ (19, 26 $_{1}$).
„Er sagte, das wäre sehr übel von Lotten gewesen, man solle die Kinder nichts weis machen, dergleichen gäbe zu unzähligen Irrthümern und Aberglauben Anlaß, man müßte die Kinder frühzeitig davor bewahren“ (IV, 249 $_{13}$ ff.). >
„Er sagte das sei sehr übel . . . zu unzähligen Irrthümern und Aberglauben Anlaß, wovor man die Kinder frühzeitig bewahren müsse“ (19, 50 $_{10}$ ff.).
„Kaum waren wir da angelangt, als Lotte beschäftigt war, einen Kreis von Stühlen zu stellen, die Gesellschaft zu sezzen,

und den Vortrag zu einem Spiele zu thun“ (IV, 239 $_{7}$ ff.). >
„Kaum ... stellen, und als sich die Gesellschaft auf ihre Bitte gesetzt hatte, den Vortrag zu einem Spiele zu thun“ (19, 35 $_{11}$ ff.).
Vgl. auch: IV, 235 $_{6-8}$ > 19, 29 $_{10-13}$.

Durch eine neue Verteilung des sprachlichen Materials innerhalb der Teile eines Satzgefüges wird die Periode schärfer gegliedert:

„Man möchte sich dem Teufel ergeben, Wilhelm, über all die Hunde, die Gott auf Erden duldet, ohne Sinn und Gefühl an dem wenigen, was drauf noch was werth ist“ (IV, 290 f.). >
„Man möchte rasend werden, Wilhelm, daß es Menschen geben soll ohne Sinn und Gefühl an dem Wenigen, was auf Erden noch einen Werth hat“ (19, 121 $_{13-15}$).

Der in der ersten Fassung des Romans herrschenden lässigen Verknüpfung der Satzteile und Sätze mittels der oft allzu lockeren Kopula „und“ werden durch peinliche Beachtung der grammatisch-logischen Beziehungen straffe Zügel angelegt:

„ich wollte dir schreiben und dem Minister, und um die Stelle bey der Gesandtschaft anhalten“ (IV, 267 $_{9}$ f.). >
„ich wollte dir schreiben und dem Minister, um die Stelle bei der Gesandtschaft anzuhalten“ (19, 77 $_{14-16}$).

Durch Einfügung einzelner Partikeln wird die Abhängigkeit der Sätze voneinander genauer bestimmt oder das Gesagte nachdrücklich bekräftigt:

„Sie war im Begriffe zu antworten, als wir uns scheiden mußten die grosse Achte zu machen“ (IV, 238 $_{2}$ f.). >
„Sie ... mußten, um die große Achte zu machen“ (19, 33 $_{19-21}$).
„des Amtmanns Kinder wären schon ungezogen genug“ (IV, 243 $_{2}$). >
„des Amtmanns Kinder wären so schon ungezogen genug“ (19, 41 $_{3}$ f.).
Vgl. ferner:
IV, 231 $_{29}$ > 19, 24 $_{18}$ f.; IV, 254 $_{5}$ > 19, 57 $_{13}$;
IV, 276 $_{2}$ > 19, 92 $_{10}$; IV, 276 $_{34}$ > 19, 93 $_{21}$.

Die zwischen den Satzteilen erforderliche grammatische Kongruenz, die der Dichter des „Werther“ nicht immer peinlich beobachtet, wird bei der zweiten Ausgabe des Romans in den weitaus meisten Fällen hergestellt [133]):

„Wie man nunmehro meinen Uebermuth und Geringschäzzung andrer, das sie mir schon lange vorwerfen, ...“ (IV, 284 $_{15-17}$) >
„Wie man sich nunmehr über die Strafe meines Übermuths und meiner Geringschätzung anderer, die sie mir ...“ (19, 105 $_{24}$ ff.) [134])
„Vor wenig Tagen traf ich einen jungen V.. an, ein offner Junge, ...“ (IV, 225 $_{25}$) >
„... einen jungen V.. an, einen offnen Jungen“ (19, 13 $_{7}$ f.).

An einer anderen Stelle bleibt bei der Apposition der Kasus des Beziehungswortes auch nach der Überarbeitung des Romans unbeachtet:

„Ich war vorige Woche mit ihr den Pfarrer von St... zu besuchen, ein Oertgen, das ...“ (IV, 243 $_{29}$ f.) = 19, 42 $_{8-10}$.

§ 31. Eine geordnete Gliederung des Satzbildes läßt den der Sprache innewohnenden Rhythmus lebhafter schwingen.

Die Sprache der ersten Fassung ist mit Formwörtchen, die den Stil und den Wohlklang der Erzählung beeinträchtigen, reichlich durchsetzt. Die häufige Verwendung dieser Partikeln dient kaum einer bestimmten Modifizierung des Sinngehalts, sie entspringt vielmehr der Manier der gesprochenen Sprache. In der Überarbeitung findet mit zunehmender Rhythmisierung notwendig eine Ausmerzung dieser schwachtonigen Wortkörper statt, insbesondere um die lässige Wiederholung der gleichen Partikeln in enger Nachbarschaft aufzuheben.

„wie mir die Nation von Herzen zuwider ist, wollt ich eben mich empfehlen, und wartete nur, bis ..., als eben meine Fräulein B.. hereintrat“ (IV, 281 $_{28}$ ff.). >
„wie ... ist, wollte ich mich eben empfehlen ..., als meine Fräulein B.. hereintrat“ (19, 101 f.).
„Die Kleinen ..., erzählten ihm: daß, wenn Morgen und wieder Morgen, und noch ein Tag wäre, daß sie die Christgeschenke bey Lotten holten, und ...“ (IV, 310 $_{28}$ ff.) >
„Die Kleinen ..., erzählten ihm: daß, wenn morgen, ... wäre, sie die Christgeschenke bei Lotten holten, und ...“ (19, 161 $_{12}$ ff.)

Vgl. ferner: IV, 224 $_{27}$ > 19, 11 $_{23}$ f.;
IV, 245 $_{4}$ > 19, 44 $_{4}$; IV, 247 $_{32}$ > 19, 48 $_{8}$;
IV, 251 $_{25}$ > 19, 53 $_{25}$; IV, 288 $_{15}$ > 19, 112 $_{6}$;
IV, 300 $_{6}$ > 19, 136 $_{4}$.

Das präpositionale Attribut wird von dem einfacheren, klangschöneren Genetivattribut verdrängt:

„Freude und Leid in der Welt“ (IV, 245 $_{20}$) >
„Freude und Leid der Welt“ (19, 44 $_{23}$)

Besonders eng und fest werden die Textglieder mittels der Anapher aneinandergeschlossen, von der der Dichter in der zweiten Fassung intensiveren Gebrauch macht als in der ersten:

„Ich ward über die Wahrheit, die Güte, . . ., so entzückt“ (IV, 248 $_{25}$ f.). >
„Ich ward über die Wahrheit, über die Güte, . . .“ (19, 49 $_{13}$ f.)
Vgl. ferner: IV, 234 $_{18}$ f. > 19, 28 $_{16}$ f.;
IV, 241 $_{15}$ > 19, 38 $_{23}$ f.;
IV, 246 $_{23}$ f. > 19, 46 $_{12}$ f.;
IV, 259 $_{1}$ > 19, 65 $_{9}$ f.;
IV, 276 $_{16}$ f. > 19, 92 $_{27}$ f.

Ossian: „Bring vor meine Seele iene schröckliche Nacht da alle meine Kinder fielen; Arindal der mächtige fiel; Daura die liebe dahinsanck.“ (II, 89 $_{8\text{-}10}$) >
„Erinnere mich der schröcklichen Nacht, da meine Kinder umkamen, Arindal der mächtige fiel, Daura, die liebe, vergieng.“ (IV, 317 $_{32\text{-}34}$) >
„Erinnere mich der schrecklichen Nacht, da meine Kinder umkamen, da Arindal, der Mächtige, fiel, Daura, . . .“ (19, 172 $_{23\text{-}25}$)

Die eifrige Pflege stilistischer Figuren gibt dem Dichter eine Handhabe, die syntaktischen Zusammenhänge zu glätten und reicher auszubauen. Die rhythmische Neuprägung solcher Partien läßt sich am augenfälligsten an der Zweigliedrigkeit des Ausdrucks und an dem Parallelismus feststellen. Zu dem einzelnen Satzteil tritt ein zweiter grammatisch gleichen Charakters, und der einfache Satz wird mittels eines inhaltlich oder formal entsprechenden Nachsatzes zum Parallelismus umgeformt:

„Damals sehnt ich mich . . . hinaus in die unbekannte Welt, wo ich für mein Herz alle die Nahrung, alle den Genuß hoffte,

dessen Ermangeln ich so oft in meinem Busen fühlte.“ (IV, 286 $_{12}$ ff.) >
„Damals sehnte ich mich . . . Welt, wo ich für mein Herz so viele Nahrung, so vielen Genuß hoffte, meinen strebenden, sehnenden Busen auszufüllen und zu befriedigen“ (19, 108 $_{21}$ ff.).
„Siehe mein Lieber, das ist doch eben das Gefühl der herrlichen Altväter!“ (IV, 287 $_{15}$ f.) >
„Sieh, mein Lieber, so beschränkt und so glücklich waren die herrlichen Altväter! so kindisch ihr Gefühl, ihre Dichtung!“ (19, 110 $_{12\text{-}14}$)
Vgl. ferner: IV, 240 $_{4}$ f. > 19, 36 $_{21\text{-}24}$;
IV, 253 $_{27}$ > 19, 56 $_{26}$; IV, 312 $_{32}$ f. > 19, 165 $_{10}$ f.

Ist die parallele Gliederung in der ersten Fassung schon angedeutet oder bereits ausgeführt, so wird sie in der zweiten vollendet und erhöht:

„ein Mädchen von schöner mittlerer Taille“ (IV, 233 $_{9}$ f.) >
„ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe“ (19, 26 $_{21}$ f.).
„Ich hatte noch Abends gehört, der Fluß sey übergetreten und die Bäche all, . . .“ (IV, 303 $_{6}$ f.) >
„ich hatte gehört, der Fluß sei übergetreten, alle Bäche geschwollen . . .“ (19, 151 $_{2}$ f.).
Vgl. ferner: IV, 241 $_{34}$—242 $_{2}$ > 19, 39 $_{18\text{-}20}$;
IV, 240 $_{25}$ f. > 19, 37 $_{22}$ f.; IV, 243 $_{27\text{-}29}$ > 19, 42 $_{6\text{-}8}$;
IV, 251 $_{27}$ f. > 19, 54 $_{1}$ f.; IV, 269 $_{15}$: $_{17}$: $_{18}$ f. > 19, 80 $_{18}$: $_{21}$: $_{22}$;
IV, 277 $_{28\text{-}30}$ > 19, 94 $_{26\text{-}28}$.

Ossian: „Ueber die grünen Hügel fliegt die unbeständige Sonne. Roth durch das steinige Thal kommt nieder der Strom von dem Hügel“ (II, 87 $_{3\text{-}5}$). >
„Fliehend bescheint den Hügel die unbeständge Sonne. So röthlich fließt der Strohm des Bergs im Thale hin“ (IV, 315 $_{32}$ f.). >
„Fliehend bescheint den Hügel die unbeständige Sonne. Röthlich fließt der Strom des Bergs im Thale hin“ (19, 169 $_{25\text{-}27}$).
Vgl. ferner: II, 87 $_{28}$ f. > IV, 316 $_{24}$ = 19, 170 $_{27}$;
II, 88 $_{16}$ f. > IV, 317 $_{7\text{-}9}$ = 19, 171 $_{21\text{-}23}$.

Der Parallelismus wird zum Trikolon erweitert:

„eine gute Freundinn, die nur etwas zu fragen kam und die Lotte nicht wegließ, machte die Unterhaltung bey Tische erträglich“ (IV, 325 $_{6\text{-}8}$). >
„eine gute Freundin, die nur etwas zu fragen kam, gleich gehen wollte — und blieb, machte . . .“ (19, 185 $_{16}$ f.)
Vgl. auch: IV, 254 $_{19\text{-}21}$ > 19, 58 $_{11\text{-}16}$.

Das Bestreben, die angedeutete Parallelstellung von Satzteilen und ganzen Sätzen zu vervollständigen, führt bisweilen zu einer genauen Beachtung der Symmetrie bei der Auswahl und Anordnung der korrespondierenden Glieder:

„Du kennst von Alters her meine Art, mich anzubauen, irgend mir an einem vertraulichen Orte ein Hüttchen aufzuschlagen, ..." (IV, 227 $_{25}$ f.) >

„... meine Art, mich anzubauen, mir irgend an einem vertraulichen Ort ein Hüttchen aufzuschlagen, ..." (19, 16 $_{8-10}$)

Vgl. ferner: IV, 243 $_{7-10}$ > 19, 41 $_{9-12}$;
IV, 263 $_{15-17}$ > 19, 71 $_{21-24}$;
IV, 264 $_{29-32}$ > 19, 73 $_{25}$—74 $_{1}$;
IV, 272 $_{27-29}$ > 19, 85 $_{15}$ f.

Eine sehr weitgehende Beachtung schenkt der Dichter dem Satzanfang. Diese für den Rhythmus so bedeutsame Stelle wird in der ersten Gestalt des Romans durch eine Anhäufung tonschwachen Materials gelegentlich vernachlässigt. Die Überarbeitung setzt daher für den Sinn entscheidende und klangtragende Worte an die Spitze des Satzes:

„Ohngefähr um diese Zeit hatte sich der Entschluß, diese Welt zu verlassen, in der Seele des armen Jungen näher bestimmt. Es war von je her seine Lieblingsidee gewesen, mit der er sich, besonders seit der Rückkehr zu Lotten, immer getragen" (IV, 305 $_{27}$ ff.). >

„Der Entschluß, die Welt zu verlassen, hatte in dieser Zeit, unter solchen Umständen in Werthers Seele immer mehr Kraft gewonnen. Seit der Rückkehr zu Lotten war es immer seine letzte Aussicht und Hoffnung gewesen" (19, 153 $_{7}$ ff.).

Vgl. ferner:
IV, 227 $_{27}$ f. > 19, 16 $_{11}$ f.; IV, 228 $_{22}$ > 19, 17 $_{16}$ f.;
IV, 263 $_{11}$ f. > 19, 71 $_{18}$; IV, 319 $_{26}$ f. > 19, 175 $_{17}$ f.

Welche Sorgfalt gerade dem Satzanfang zuteil wird, zeigt besonders eindringlich ein Vergleich der Änderungen in den drei Ossianfassungen.

Ich stelle hier den englischen Text voran, um zu zeigen, wie sich der Übersetzer immer mehr von der Wortfolge seiner Vorlage frei macht, die alle Sätze gleichmäßig mit dem Subjekt beginnen läßt:

„Minona came forth in her beauty; with downcast look and tearful eye. Her hair flew slowly on the blast, that rushed

unfrequent from the hill. The souls of the heroes were sad when she raised the tuneful voice" (208).

„Minona trat hervor in ihrer Schönheit, mit niedergeschlagenem Blick und weinendem Auge. Schweer flossen ihr die Locken am Wind, der nur manchmal vom Hügel her sties. Die Seelen der Helden wurden trüb, da sie die liebliche Stimme erhub" (II, 84 $_{22}$ ff.). >

„Da trat Minona hervor in ihrer Schönheit, mit niedergeschlagenem Blick und thränenvollem Auge. Ihr Haar floß schwer im unsteten Winde der von dem Hügel hersties. — Düster wards in der Seele der Helden als sie ..." (IV, 313 $_{21}$ ff.) >

„Da trat ... Auge, schwer floß ihr Haar im unstäten Winde, der ..." (19, 166 $_{12}$ ff.)

„Thou didst promise with night to be here" (209).

„Du versprachst mit der Nacht hier zu seyn" (II, 85 $_{12}$). >

„Mit der Nacht versprachst du hier zu seyn" (IV, 314 $_{10}$). >

„Mit einbrechender Nacht versprachst du hier zu sein" (19, 167 $_{11}$ f.).

§ 32. Die kritische Betrachtung der syntaktischen Änderungen, die Goethe für die zweite Ausgabe von „Werthers Leiden" vorgenommen hat, bekundet, daß der der ersten Gestalt des Romans eigene Satzbau in seinem Wesen nicht verletzt wird. Die weiten Perioden mit ihrer parallelen Ordnung der abhängigen Sätze, die Kühnheiten der Wortstellung, von rhythmischen Momenten geleitet oder den Fügungen des gesprochenen Wortes untertan, werden kaum angetastet. Die Umgießung gibt dem Roman keinen neuen Stilgehalt, sie ist rein mildernder, dämpfender Natur. Eine grammatisch-syntaktische Überarbeitung, keine eigentlich stilistische Umarbeitung trennt den Satzbau der beiden Fassungen voneinander. Der Gärtner jätet das Unkraut der Sturm- und Dranggewächse und beschneidet allzu wilde Schößlinge. Der Garten in seiner eigenen Anlage und seinem reichen Wachstum bleibt unberührt.

§ 33. Die Jugendprosa des Leipziger Studenten, die ihren kühnsten Gipfel in den Briefen an Behrisch erklimmt, erleidet — wie wir an dem Satzbau der späteren Prosadoku-

mente beobachtet haben — nach der Bekanntschaft mit Herders Schriften und dem persönlichen Umgang mit dem Pfadfinder des Sturms und Drangs einen auffallenden Wandel des Stils. Dieser Prozeß vollzieht sich mit einer Raschheit und Eindringlichkeit, die von der Empfänglichkeit des Jüngers für die neuen Ideen und seiner Gabe, sie selbst praktisch im sprachlichen Ausdruck zu verwirklichen, ein beredtes Zeugnis ablegt. Wenn Goethe damals erklärt: „Dreingreiffen, packen ist das Wesen ieder meisterschafft" (D. j. G. II, 294 $_{9}$ f.), so brauchen wir nur an den „Werther" zu denken, um die Erfüllung einer genialen Kunstlehre zu sehen. Goethes Eintritt in Weimar bringt den Sturm- und Drangstil seiner Werke nicht zum plötzlichen Abschluß. Wie des Dichters Beteiligung am wildgenialen Treiben des jungen Fürsten die eigene Sturm- und Drangzeit wieder aufleben läßt, so treten Nachwehen des Geniestils noch in den Produkten seines künstlerischen Schaffens während der ersten Weimarer Jahre auf. Mit dem Erwachen des neuen Lebensgefühls machen sich auch Vorzeichen eines neuen Stilideals bemerkbar, das erst unter italienischem Himmel in voller Klarheit geschaut wird. Diese allmähliche Stilumwandlung läßt sich durch die einzelnen Phasen des Schaffens an „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung" beobachten.

Im Rahmen vorliegender Untersuchung kann es nur unsere Aufgabe sein, an dem Verebben einiger Erscheinungen des Satzbaus, die wir als Charakteristika des Sturm- und Drangstils erkannten, diese Entwicklung zu verfolgen. Ihrer ganzen Anlage und Auffassung entsprechend, darf die Untersuchung sich nicht auf das Hauptwerk der genannten Periode beschränken, sondern muß auf die übrigen Prosadokumente ausgedehnt werden, die während der Arbeit am „Wilhelm Meister" entstehen. Diese Werke sollen auch — in jeweilig geeigneter Weise — das Material der Gegenüberstellung abgeben, das wir für unsere vergleichende Darstellung benötigen. Dabei dürfen wir nicht übersehen, daß wir in „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung" keine bis zur Schlackenlosigkeit durchgeglühte „Erste Fassung" des Romans haben, sondern einen nicht immer sorgfältig ausgefeilten Entwurf, dessen hier und da auftretende Unstimmigkeiten auf Hörfehler des Originaldiktats oder auf die Schreibweise und die Versehen der Abschreiberinnen zurückzuführen sind [135]).

Die nicht ganz durchsichtige Genesis dieses Werkes ist von Hans Berendt in einer speziellen Untersuchung, die sich leider nur auf Gustav Billeters „Mitteilungen über die wiedergefundene erste Fassung von Wilhelm Meisters Lehrjahren" aufbaut, behandelt worden. Soweit Berendt seine Hypothesen stilistisch zu stützen sucht, werden wir uns zu den von ihm aufgestellten Behauptungen äußern müssen, zumal wir auf ein weit umfangreicheres sprachliches Material zurückgreifen können, als es Berendt zur Verfügung stand. Als eins der wichtigsten Probleme der Entstehungsgeschichte des „Wilhelm Meister" muß — besonders auch im Rahmen unserer Untersuchung — die Frage nach den Anfängen des Romans gelten. Berendt [136]) glaubt, die ersten neun Kapitel als „Puppenspielaufzeichnungen" in das Jahr 1773 setzen zu dürfen, vornehmlich gestützt auf den Brief Goethes an Kestner aus dem Juni dieses Jahres: „Und so träum ich denn und gängle durchs Leben, führe garstige Prozesse schreibe Dramata, und Romanen und dergleichen." (D. j. G. III, 47 $_{21}$ f.) [137]) Berendt [138]) weist ferner darauf hin, daß das Anfangskapitel des Romans in seiner sprachlichen Ausdrucksform eine Sonderstellung vor den folgenden Teilen der „Puppenspielaufzeichnungen" einnimmt.

§ 34. Das Gespräch zwischen Benedikt Meister und dessen Mutter erinnert auffallend an den Dialog der Prosafassung von „Erwin und Elmire", die 1773 begonnen wurde. So macht Berendt besonders auf eine Form des Verneinungssatzes, die archaische, der Volkssprache aber auch heute noch eigentümliche doppelte Verneinung an Stelle der einfachen aufmerksam, die Gottsched damals verurteilte [139]).

S.: „kein Geld krieg' ich doch nicht von ihm" (51, 6 $_{10}$ f.).
Erwin: „Keine Schulden hatte er nicht" (V, 44 $_{8}$).

Diese pleonastische Form des Verneinungssatzes ist, wie aus den Belegen, die Bohner[140]) zusammengestellt hat, hervorgeht, der Sprache des jungen Goethe durchaus nicht fremd. Sie ist ein paarmal in den Jugendlustspielen, den Knittelversdramen („Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" und „Urfaust") und einmal im Dialog des „Werther" anzutreffen:

„Jetzt thut er niemand nichts" (IV, 299 $_{33}$).

Die von Bohner mitgeteilten Beispiele aus den Dokumenten des jungen Goethe lassen sich noch um folgende Belege vermehren:

Die Mitschuldigen: „Ist denn kein Buckel nicht für meinen Hunger da?" (I, 415 $_{18}$ = VI, 111 $_{18}$)

Gottfr.: „Die vierte (Nacht) hört ich nichts mehr nicht mehr" (II, 242 $_{32}$ f.).

R.-E.: „von keiner Ermäßigung der Fall sich nicht ereignen kann" (IV, 342 $_{20}$).

Daß andererseits die doppelte Negation der Volkssprache vollkommen in den Prosadramen der ersten Weimarer Jahre fehlt, stimmt gut zu der Hypothese Berendts. Für den Vergleich nicht herangezogen werden können die brieflichen Belege, die wir nach Bohners Mitteilungen und unserer eigenen Materialsammlung erst seit dem 25. 3. 1775 feststellen können. Nach Bohners Veröffentlichungen entfallen allein zwölf Belege auf die Zeit vom 25. 3. 1775 bis 22. 8. 1786. Das verhältnismäßig häufige Auftreten dieser Negation in den Briefen der ersten Weimarer Jahre und das bis auf den oben interpretierten einen Fall gänzliche Fehlen in der „Theatralischen Sendung" zeigen uns, wie sehr der Stil der Kunstprosa sich bereits vom Briefstil unterscheidet. Auf diesen höchst bedeutsamen Vorgang in der Stilentwicklung Goethes werden wir noch öfter Gelegenheit haben, aufmerksam zu machen. Ein einziges Mal nur ist die pleonastische Form des Verneinungssatzes in dem andern großen Prosawerk der Zeit, den „Briefen aus der Schweiz, Zweite Abteilung" zu entdecken:

„Die Erzählerin versicherte... daß sie keine erbärmlichere Geschichte niemals gehört habe" (19, 285 $_{15\text{-}17}$).

Dieser Fall stellt insofern keine Ausnahme von dem Verhalten Goethes dar, als er in der Entstehung dieses Werks aus vorhandenen und verlorenen echten Reisebriefen und -aufzeichnungen eine genügende Erklärung findet. Bemerkenswert ist, daß in der durch Goethes Hände gegangenen Handschrift H^2, die bei der Drucklegung nicht mehr in seinem Besitz war, die doppelte Verneinung vereinfacht wurde:

„... keine erbärmlichere Geschichte iemals gehört habe."

Ebenfalls pleonastisch steht die Negationspartikel in Vergleichungssätzen der Ungleichheit, die in der modernen Schriftsprache affirmativ gehalten sind. Dafür bietet der erzählende Text des ersten Kapitels der „Sendung" ein Beispiel:

„wo sie hoffte, daß sie gescheuter sein sollten, als sie bei ihrem Leben nicht hatte sehen können" (51, 4 $_{4\text{-}6}$).

Diesem Beleg können wir andere aus der Zeit vor der Abfassung des „Werther" gegenüberstellen:

Brief a. d. Anf. d. J. 1770: „Ihre Liebe zu mir soll sie Ihnen schätzbaarer machen, als sie an sich nicht sind" (Z. 23 $_{27}$ f.).

Brief d. Pastors: „ich sollte mehr Menschen verdammen als ich nicht thäte" (III, 110 $_{31}$ f.).

Vgl. auch „Werther" IV, 221 $_{14\text{-}16}$.

Zwei weitere Beispiele finden sich im „Ur-Meister" — aber im Dialog, in dem, wie wir immer beobachten können, Fügungen der Umgangssprache länger geübt werden als in rein erzählender Sprache:

„mehr Antheil an diesen Gesinnungen zu geben, als er doch wohl nicht haben mag" (52, 56 $_{12}$ f.).

„als Mädchen von sechzehn Jahren war ich klüger, als ich jetzt nicht bin" (52, 246 $_{21\text{-}23}$).

Erwähnt sei noch, daß wir der besprochenen Erscheinung zuerst in den französischen Briefen des Leipziger Studenten begegnen:

„Mais supposons aussi qu'il fut meileur qu'il n'est" (I, 133 $_{27}$).

Vgl. ferner: I, 153 $_{5}$ f.; 165 $_{24}$.

Doch wirkte diese Negation damals weder auf den Stil der deutschen Briefe noch den der Dichtwerke ein; denn das erste nachweisbare Zeugnis in deutscher Sprache ist der oben mitgeteilte Briefbeleg von 1770.

All die bislang aufgeführten Zeugnisse bilden — abgesehen von dem Wertherbeleg — eine Ergänzung zu der von Bohner[141]) zusammengestellten Beispielsammlung. Wir gewinnen den Eindruck, daß diese Negation in den Prosadokumenten der Sturm- und Drangzeit ohne Unterschied der Gattung gebraucht wird. In den ersten Weimarer Jahren ist sie auf den Brief beschränkt, abgesehen von den beiden zitierten Stellen aus Gesprächen in der „Theatralischen Sendung". Auf lange Jahre hin — von 1784-85 ab (= Entstehung des VI. Buchs der „Sendung") bis etwa 1805 — wird diese Negation fast ganz vermieden. Wie bei der zweiten Ausgabe des „Werther" von 1787 der in diesem Roman befindliche Beleg im Sinne einer Angleichung an die Schriftsprache geändert wird, so fällt später von den beiden Beispielen der „Theatralischen Sendung" das eine, das in die „Lehrjahre" übergeht, derselben Tendenz zum Opfer:

„... klüger als ich jetzt bin" (22, 88 $_1$).

§ 35. Mit großer Freiheit wird im Dialog des Anfangskapitels von „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung" die Wortstellung geübt. Hinter das Verbum rücken Satzbestimmungen, die — wie wir bereits im vorherigen Kapitel erörterten — nach der Gewohnheit der Schriftsprache vor das Verbum oder zwischen seine Glieder treten:

S.: „der hat mir am meisten Mühe gemacht mit dem Brustschildchen" (51, 6 $_{19}$ f.).

Lila: „Wenn ich sie herumziehen sehe mit losem Haar" (12, 49 $_1$ f.).

S.: „Das Theater macht mir der Konstabler-Lieutenant fertig, mit seinem Bruder" (51, 7 $_1$ f.).

Claud.: „der in ein Gedränge käm mit seinem Freund" (V, 179 $_2$ f.).

S.: „es ist so hergebracht bei mir" (51, 5 $_7$).

Besonders temporale Bestimmungen legen von dieser Eigentümlichkeit der Wortfolge Zeugnis ab:

S.: „trugt euch mit euern Spiel- und Naschsachen herum die ganze Feiertage" (51, 5 $_{9\text{-}11}$).

Claud.: „Ich, der ich sonst herumschwärme den ganzen Tag" (V, 151 $_9$).

Geschw.: „Er ist so wild den ganzen Tag" (9, 127 $_{23}$ f.).

Jery: „wir haben zu essen und zu trinken das ganze Jahr" (12, 4 f.).

Vgl. auch 12, 9 $_{18}$.

S.: „der mir Interesse schuldig ist von seinem Häuschen so lang" (51, 6 $_8$ f.).

Claud.: „Wir haben auch hier einen neuen Gast, so spät noch" (V, 168 $_{11}$ f.).

S.: „und hat immer richtig eingehalten bis zu seiner zwoten unglücklichen Heurath" (51, 6 $_{12}$ f.).

Claud.: „und sollt ich suchen biss an den Tag" (V, 168 $_{19}$ f.).

Fischerin: „daß sie nur alle, wie sie sind, in die Fischkasten kommen, bis morgen frühe" (12, 94 $_{19}$ f.).

Vgl. ferner: Egmont: 8, 181 $_{10}$ f.

Prosa-Iphig.: 39, 336 $_2$ f.; 380 $_{19\text{-}21}$.

Zum Ausdruck der Emphase dient diese Wortfolge:

Geschw.: „es ist alles Gute über mich gekommen diesen Abend" (9, 122 $_{17}$).

Vgl. ferner: 9, 131 $_{10}$; 134 $_{25}$ f.; 138 $_6$ f.; 139 $_{13}$ f.; 142 $_{20}$ f.

Egmont: „Wär' ich nur ein Bube und könnte immer mit ihm gehen, zu Hofe und überall hin! Könnt ihm die Fahne nachtragen in der Schlacht!" (8, 198 $_{9\text{-}11}$)

Prosa-Iphig.: „Ich wende im Herzen auf und ab ein kühnes Unternehmen" (39, 393 $_{17}$ f.).

Vgl. ferner: 39, 333 $_{13}$; 400 $_{21}$ f.

Die besprochenen syntaktischen Besonderheiten des Anfangskapitels machen die Annahme im höchsten Maße wahrscheinlich, daß wir es hier mit einem einige Jahre vor der Weimarer Zeit liegenden Entwurf des Romanbeginns zu tun haben. Erhärtet wird diese Meinung ferner durch einen stilistischen Vergleich der Anfangspartie mit den folgenden Kapiteln der „Sendung", die Berendt als „Puppenspielaufzeichnungen" auch v o r die Entstehung des „Werther" setzen will. Eine ganz neue Sprachmelodie tönt uns bereits aus dem Eingang des zweiten Kapitels entgegen:

„Der Christabend nahte heran in seiner vollen Feierlichkeit. Die Kinder liefen den ganzen Tag herum und standen am Fenster, in ängstlicher Erwartung, daß es nicht Nacht werden wollte" (51, 8 $_{2\text{-}5}$).

Auffällig ist hier am ersten Satz die für die Sprache des jungen Goethe so charakteristische Nachstellung der Prädikatsbestimmung. Diente diese ungewöhnliche Wortfolge im Anfangskapitel dazu, den Ton der gesprochenen Sprache in der Unterhaltung der Großmutter Wilhelms mit ihrem Sohn zu treffen, so wird sie hier ein Mittel, die Feierlichkeit des Christabends eindringlich zu machen. Der folgende Satz stellt in ruhigem Gleichmaß die im Dialog des vorigen Kapitels nachgetragene Zeitbestimmung zwischen die Glieder des ersten Prädikats, während nach dem zweiten Prädikat eine Umstellung der üblichen Wortfolge eintritt, die hier aber bedingt wird durch die Belastung der betreffenden Satzbestimmung mittels eines abhängigen Satzes. Sonst begegnet uns diese Nachstellung in den „Puppenspielaufzeichnungen" nicht mehr.

Vergleichen wir damit die Verwendung dieses syntaktischen Phänomens in der dem „Werther" voraufgehenden Prosa, die unter unmittelbarem Einfluß der Anregungen Herders und der Bibelsprache Luthers steht! In den Briefen dieser Epoche tritt sie so häufig auf wie in den Briefen der Wertherzeit selber. Wesentlicher ist ein Vergleich mit einem Werk der Kunstprosa, das dem „Werther" voraufgeht, dem Aufsatz „Von Deutscher Baukunst". Hier dient die besprochene syntaktische Erscheinung besonders dazu, den rhetorischen Charakter dieses Dokuments zum Ausdruck zu bringen. Neben zahlreichen Fällen von Nachstellungen belasteter Glieder finden sich Nachsetzungen einfacher Satzteile:

„Dem schwachen Geschmäckler wirds ewig schwindlen an deinem Coloß, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter" (III, 101 $_{26-28}$).

„eile herbey, daß du schauest sein treffliches Werk" (III, 107 $_{7}$).

Vgl. ferner: III, 101 $_{18}$; 106 $_{16, 19}$; 107 $_{28}$; 108 $_{14}$; 109 $_{3, 7}$ f., $_{21}$ f.

Frkf. Gel. Anz.: III, 97 $_{7}$ f., $_{28}$; 99 $_{26}$.

Brief d. Pastors: III, 112 $_{19}$ f.; 116 $_{20, 25}$; 117 $_{5}$.

Die auffallende Vernachlässigung dieser syntaktischen Erscheinung im Dialog sowohl wie im erzählenden Text der „Puppenspielaufzeichnungen" läßt es zweifelhaft erscheinen, daß sie in der uns vorliegenden Form tatsächlich der Zeit v o r der Abfassung des „Werther" angehören. Sie werden vielmehr erst nach Beendigung dieses Romans so aufgezeichnet sein, ob noch vor Goethes Ankunft in Weimar oder später, ist mit Gewißheit nicht auszumachen.

Im zweiten Teil des I. Buchs ist uns die Nachstellung einfacher unbelasteter Prädikatsbestimmungen nur noch zweimal begegnet:

„Werner nahm nun wirklich theil an den Handelsgeschäften" (51, 80 $_{17}$ f.).

„ich sehe mich um im Publico" (51, 86 $_{9}$).

Der Brief Wilhelms an seine Geliebte, der diese Stelle enthält, kann seinem ganzen Aufbau und Ausdruck nach nur als ein Produkt der Kunstprosa gewertet werden und ist den echten Briefen Goethes, sowohl denen aus seinem Sturm und Drang als denen aus der ersten Weimarer Zeit, in keiner Weise vergleichbar. Dafür sprechen vor allem die kunstvolle Anordnung der Satzteile mittels Formen der Zwei- und Dreigliedrigkeit und die wohlorganisierte Verbindung der Sätze durch Parallelismus und Trikolon. Während wir bei den Wertherbriefen die Verbundenheit mit dem wirklichen Leben ihres Verfassers bis in den sprachlichen Ausdruck hinein verfolgen können, finden wir hier die stilistische Trennung zwischen echtem Brief und Kunstprodukt vollzogen. In dem oben erwähnten einmaligen Vorkommen einer syntaktischen Fügung, die dem Briefstil Goethes auch in dieser Zeit noch ganz geläufig ist, erkennen wir einen letzten Rest der einst bei ihm vorhandenen sprachlichen Nähe von wirklichem Brief und Kunstwerk. Bei der Umarbeitung des Romans schwindet diese Spur sorglosen Briefstils:

„ich sehe mich in dem Publico um" (21, 99 $_{1}$ f.).

Für das Vorkommen der erörterten Wortfolge in den Briefen der ersten Weimarer Jahre mögen folgende Belege zeugen:

„Denn ich bin so wohl, dass ich nicht sehen kann das Volck!“ (3, 24 15 f.)
„ich will im Stillen bleiben diesen Tag“ (3, 152 3).
Vgl. ferner: 3, 24 18; 25 6; 28 11; 39 18; 41 6 f.; 44 2; 46 4; 56 13; 66 16; 69 13; 82 15 f.; 98 12 f.; 99 16; 120 13; 123 2 f.; 220 9; 231 13 f.; 233 14 f.; 4, 13 15 f.; 17 11 f.; 43 6; 53 20 f.; 73 24; 5, 4 19; 7 3; 36 1.

Nach 1779 begegnet uns diese Wortfolge in der Korrespondenz Goethes seltener. Das gilt auch von den „Briefen aus der Schweiz, Zweite Abteilung“:

„in der Tiefe schließt ein kleines Fichtenthal an mit schönen Grasplätzen“ (19, 232 25 f.).

Bemerkenswert ist, daß bei dem Abdruck dieses Werks in Schillers „Horen“ der Text der Schriftsprache angeglichen wird:

„... schließt sich ein kleines Fichtenthal mit schönen Grasplätzen an ihn an.“

Im erzählenden Text der späteren Bücher von „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung“ stoßen wir nur noch ein paarmal auf die besprochene Wortfolge, die in den „Lehrjahren“ gemieden wird:

S.: „Einige ... zündeten es an mit großem Jauchzen“ (52, 114 25 ff.). >
L.: „Einige ... zündeten mit großem Jauchzen den Scheiterhaufen an“ (21, 257 5-7).
Vgl. ferner: S.: 51, 104 12 f.; 52, 27 21. (Beide Fälle haben in den „Lehrjahren“ keine Entsprechung.)

Im Dialog bleibt diese Wortstellung in den „Lehrjahren“ erhalten:

S.: „ich muß gleich hinüber auf das Gut“ (52, 72 10 f.) = L. 21, 215 27.
Vgl. auch: S. 51, 113 2 f. (In L. ohne Entsprechung.)

Von den Möglichkeiten der Wortstellung, die wir im II. Kapitel unserer Arbeit eingehend untersuchten, wollen wir hier noch einmal auf die Trennung zusammengehöriger gleichartiger Satzteile durch das Verbum oder einen Teil des Verbums zurückkommen. Bei der Ausbeute des Materials ist wiederum auf solche Fälle Verzicht geleistet worden, bei denen die Trennung sich aus der syntaktischen Belastung

eines der betreffenden Satzglieder herleitet. Die zu erörternde Wortfolge findet in der „Theatralischen Sendung“ hauptsächlich im Dialog des Anfangskapitels Anwendung, den wir hier dem Dialog der Prosadramen gegenüberstellen.

S.: „Kinder müssen Komödien haben und Puppen“ (51, 5 20 f.).
Götz: „sie soll Blutwurzel bringen und Pflaster“ (III, 271 30 f.).
Lila: „Ich habe einen langen und beschwerlichen Weeg vor mir liegen und mancherlei Gefahr“ (H 1 zu 12, 63 14-17).
Fischerin: „ob man viel gefangen hat, oder nichts“ (12, 95 7).
Egmont: „wo man was Gutes hören kann und was Neues“ (8, 181 8 f.).

Im erzählenden Text der „Sendung“ lesen wir:

„ob er Eltern habe und Geschwister?“ (52, 221 14 f.)

Mit Vorliebe werden prädikative Adjektiva voneinander getrennt:

S.: „weil er jung ist und flatterig“ (51, 6 17 f.).
„sieh, wie klein er ist und hübsch“ (51, 6 25).
Claud.: „Reich muß er seyn, und vornehm“ (V, 145 8).
Jery: „die reich ist und gut“ (12, 9 4).
Egmont: „bis wir einig sind und stärker“ (8, 275 11).
„Gott hat mich treu geschaffen und weich“ (8, 285 15 f.).
Prosa-Iphig.: „der treu ist und g'rad“ (39, 403 11).
„daß ... du auch vor vielen glücklich seist und herrlich!“ (39, 331 21 f.) >
„... glücklich und herrlich seyst“ (Lesart d. III. Phase).

Diese Lesart der dritten Gestalt der „Prosa-Iphigenie“ bekundet, daß Goethe im Verlauf der Jahre auch im Drama diese Freiheit der Wortfolge einschränkt.

Die Trennung anderer Satzteile als der soeben besprochenen liegt in den Prosadramen noch an folgenden Stellen vor:

Egmont: 8, 284 3; 303 4.
Szen. Bem. im Egmont: 8, 293 4 f.
Prosa-Iphig.: 39, 333 3; 362 22 f.

Das häufigere Vorkommen dieser Wortfolgen in der Korrespondenz Goethes zeigt wiederum den Stilunterschied zwischen Brief- und Kunstprosa des ersten Weimarer Dezenniums:

„und höre dem Sausen zu und dem spizzen Regen“ (4, 28 15).
„Hier ist ein bös Nest und lärmig“ (4, 17 8 f.).
Vgl. ferner: 3, 50 6 f.; 66 18 f.; 69 16 f.; 201 5 f.
4, 14 3 f.; 36 10; 61 3.

Die nach voraufgehendem Nebensatz gebräuchliche Nachstellung des Subjekts im Hauptsatz unterbleibt häufig in der Prosa des jungen Goethe:

B.: „O wenn ich ietzt nicht Dramas schriebe ich ging zu Grund“ (V, 16 4 f.).
Vgl. ferner: III, 9 8-12; 32 15-17; 51 22-24; 63 23-25; 27 f.
V, 4 5-7; 8 16 f.; 20 21 f.
Baukunst: „Wäre dein Ohr nicht für Wahrheit taub, diese Steine würden sie dir gepredigt haben“ (III, 104 4-6).
Vgl. auch III, 102 19 f.
Zum Schäkespears Tag: II, 139 31 f.
Zwo Bibl. Fragen: III, 131 7.
Werther: IV, 245 24-26; 266 27-29; 272 22-24; 277 8-10; 288 31—289 1; 303 26-28.
Gottfr.: II, 187 17-19; 191 1 f.; 217 25-28; 241 6 f.; 242 4-8.
Götz: III, 219 3-6.
Gottfr.: II, 196 31-34 = Götz III, 224 12-14;
II, 200 16 f. = III, 227 31 f.;
II, 202 24-26 = III, 230 19-21;
II, 245 33—246 1 = III, 267 15 f.

An einer Stelle wird bei der Umarbeitung des „Gottfried“ die Nachstellung im „Götz“ vollzogen:

„Wenn sie einen ansieht es ist als ob man in der Frühlingssonne stünde“ (II, 174 17 f.). >
„Wenn sie einen ansieht, ists als wenn man ...“ (III, 203 51 f.)
Gött. H. u. W.: III, 341 9 f.; 345 28 f.; 346 19-21.
Clavigo: IV, 201 13 f.
Anekdote z. d. Freuden d. jung. Werth.: V, 37 30-32.
Erwin: V, 41 2 f.; 6 f.; 47 31 f.
Stella: V, 76 1-3; 90 11-14; 110 26.
Claud.: V, 134 26 f.; 137 3 f.

Die Dokumente aus der frühen Weimarer Zeit lassen ein allmähliches Zurückgehen dieser Wortfolge erkennbar werden. So entfallen von den fünf Beispielen, die wir in der „Sendung“ antreffen, drei auf das I. Buch. Im Text der Erzählung finden sich:

„Wenn er denn nun in freier nächtlicher Stunde abschüttelnd allen Druck über einen großen Platz wandelte und seine Hände gen Himmel reichte, er fühlte alles hinter und unter sich.“ (51, 78 9-12.)
Vgl. ferner: 51, 92 18-20 = (L. 21, 112 1-3); 232 23-25.
Br. a. d. Schw.: 19, 238 24-26.

Im Dialog begegnet uns die Nachstellung des Subjekts:

„Wäre mein zärtlich geliebter ungerechter Freund nur wenige Meilen von hier, ich würde sagen, ...“ (52, 261 22-24) = (L. 22, 103 4-6.)
Vgl. ferner: 51, 76 22-24.
Geschw.: 9, 125 8-10.
Jery: 12, 8 27—9 2.
Lila: 12, 71 26—72 1.

Der stellenweise recht flüchtige Text der Überlieferung des „Ur-Meister“ verrät sich auch in der Sorglosigkeit gegenüber der grammatischen Kongruenz, die in den „Lehrjahren“ peinlicher beachtet wird:

„die Generalität, die Stabsofficiere und das übrige Gefolge, was zu gleicher Zeit eintraf, machte das Schloß einem Bienenstocke ähnlich“ (52, 140 9-12). >
„die Generalität ... eintraf, die vielen Menschen, die theils zum Besuche, theils geschäftswegen einsprachen, machten das Schloß ... ähnlich“ 21, 282 2-6).

Die folgenden Belege der „Sendung“ haben entweder keine Entsprechung in den „Lehrjahren“, oder werden einer gänzlichen Umbildung unterzogen, bei der die Verstöße gegen die grammatische Kongruenz verschwinden:

„Die Freude und der Zauber ward so groß“ (51, 199 25 f.).
Vgl. ferner: 51, 264 3 f.; 52, 44 19 f.; 110 9 f.
„und so beglückten eine große Anzahl Junger und Alter sich mit wechselseitiger Verehrung“ (52, 89 16-18).
Vgl. auch 52, 22 6-8.
„Abends kam Herr und Frau Melina zuerst“ (51, 265 25).

§ 36. Aus der Reihe der früher analysierten Satzfolgen beansprucht vor allem das Auftreten der Wertherperiode im I. Buch der „Theatralischen Sendung“ unsere Aufmerksamkeit. Jene Form der Satzfolge tritt, wie wir sahen, bereits vor der Arbeit Goethes am „Werther“ auf, bleibt aber auch

nach Beendigung des Romans der Prosa des jungen Goethe eigentümlich. Die „Puppenspielaufzeichnungen" allein bieten uns 7 Beispiele, wobei zu bemerken ist, daß das Eingangskapitel auch hier durch das Fehlen der Periode sich von den folgenden Kapiteln unterscheidet:

> „Wie dann nachher die Jungfrauen sungen: Saul hat Tausend geschlagen, David aber Zehentausend, und der Kopf des Riesen vor dem kleinen Überwinder hergetragen wurde und er davor die schöne Königstochter zur Gemahlin kriegte, verdroß es Wilhelmen doch bei aller Freude, daß der Glücksprinz so zwergenmäßig gebildet wäre" 51, 10 $_{6}$ ff.).
>
> „Aber hundert und hundertmal, wenn er Abends am Fenster stand und in den Garten sah und die Sommersonne, hinter die Berge gewichen, den hauchenden Schein am Horizont heraufdämmerte, die Sterne hervortraten und aus allen Winkeln und Tiefen die Nacht hervordrang und der klingende Ton der Frösche aus der Ferne durch die feierliche Stille schrillte, sagte er sich die Geschichte ihres traurigen Todes vor" (51, 28 $_{19}$ ff.).
>
> Vgl. ferner: 51, 13 $_{16}$—14 $_{3}$; 14 $_{14-19}$; 24 $_{2-6}$; 29 $_{11-18}$; 31 $_{19-25}$.

Das erste der von uns textlich mitgeteilten Beispiele eröffnet an Stelle des für den „Werther" so charakteristischen „wenn" die Periode mit einem „wie denn". Das nächste Beispiel, dem „Werther" der Stimmung nach am stärksten verwandt, verändert die der Wertherperiode eigene Struktur, indem ein Teil des Hauptsatzes dem Satzgefüge voraufgeschickt wird. Zu beachten sind für alle Beispiele aus den „Puppenspielaufzeichnungen" die Einleitungspartikeln. Von diesen nimmt „wenn" nicht mehr den überragenden Platz ein. Es tritt nur einmal auf, während „wie" dreimal, „da", „warum" und „weil" je einmal vorhanden sind. Die einleitenden Konjunktionen stehen selten allein, meist werden sie von einem „aber", „dann", „nun" oder „so" begleitet. Alle diese Merkmale kommen hin und wieder wohl auch in den dem „Werther" voraufgehenden Dokumenten und im „Werther" selbst vor, stellen aber nur gelegentliche Abweichungen von der Norm dar, während sie für die „Puppenspielaufzeichnungen" fast charakteristisch genannt werden können. Diese Wahrnehmungen scheinen also dafür zu sprechen, daß wir in

den hier vorliegenden Beispielen eher Epigonen als Vorläufer der Wertherperiode zu erblicken haben.

Die weitere Entwicklung dieser Periode geht folgenden Weg: Der „Marianeroman" enthält fünf Belege der betreffenden Satzfolge, die mit folgenden Partikeln eingeleitet werden:

> „wenn": 51, 65 $_{10-13}$; 78 $_{20}$—79 $_{1}$, „doch da": 51, 61 $_{2-4}$, „was": 51, 85 $_{23-26}$, „wie": 51, 93 $_{11-17}$.

Von den restlichen 31 Beispielen der folgenden Bücher weisen 11 die Konjunktion „wenn" auf:

> 51, 99 $_{15-19}$; 100 $_{27}$—101 $_{5}$; 107 $_{12-15}$; 112 $_{26}$—113 $_{8}$; 270 $_{14-18}$; 52, 10 $_{5-7}$; 55 $_{5-13}$; 93 $_{4-10}$; 159 $_{16-18}$; 260 $_{21-24}$; 282 $_{8-10}$.

Diesen Beispielen verwandt sind konditionale Perioden ohne einleitende Konjunktionen:

> 51, 113 $_{8-11}$; 135 $_{24}$—136 $_{1}$; 171 $_{24}$—172 $_{4}$; 52, 277 $_{7-11}$.

Die übrigen Belege teilen sich in die Einleitungspartikeln: „als", „da", „daß", „indem", „je", „was", „weil", „wer" und „wie":

> 51, 114 $_{23-27}$; 119 $_{23-26}$; 146 $_{5-16}$; 164 $_{7-10}$; 207 $_{3-7}$; 279 $_{7-21}$;
> 52, 109 $_{2-5}$; 112 $_{2-6}$; 135 $_{5-9}$; 137 $_{9-11, 11-14}$; 166 $_{2-4}$; 197 $_{9-11}$; 207 $_{25-27}$;
> 250 $_{18-20}$; 259 $_{11-15}$; 283 $_{3-5}$.

Beachtenswert an der Entwicklung ist ferner, daß das Gefüge der Vordersätze an Zahl ständig abnimmt, was folgende Tabelle veranschaulichen mag:

Arbeitsphasen [142])	Abschluß der Arbeit	Zahl der Vordersätze: 5 4 3 2	= mehr als 2:2
Buch I:			
Puppenspiel-aufzeichnungen		1 2 2 2 =	5:2
Marianeroman	2. 1. 78	2 3 =	2:3
Buch II:	nach dem 29. 8. 82	1 3 7	
Buch III:	12. 11. 82	3	= 4:10
Buch IV:	12. 11. 83	2 1 =	2:1
Buch V:	16. 10. 84	1 6 =	1:6
Buch VI:	11. 11. 85	8 =	—:8

An all diesen Beobachtungen können wir erkennen, wie diese stilistisch ganz bestimmt modifizierte Satzfolge allmählich ihres besonderen Charakters entkleidet wird und in die Reihe der im Satzbau überhaupt möglichen Perioden übergeht.

Für die Vorherrschaft der Parataxe in „Werthers Leiden" konnten wir neben der soeben besprochenen Periode einen Typus der Satzfolge beobachten, der von dem voraufgehenden regierenden Satz eine Reihe einander beigeordneter Nebensätze abhängig macht. Während sich in der „Theatralischen Sendung" ein allmähliches Zurückgehen der Wertherperiode nachweisen läßt, können wir für diesen Typus der Satzfolge ein stetiges Anwachsen feststellen:

S.: „Nach einigen Tagereisen kam die Gesellschaft in eine mittelmäßige Stadt, wo ihre Verbindung aufhörte, ihr Fuhrmann wieder zurück ging, wo sie ausruhen und ihre Geschäfte betreiben wollten" (51, 196 $_{2}$ ff.).

„Wilhelm that den Vorschlag, den Anführer der Soldaten als den Genius der Zwietracht und der Gewaltthätigkeit zu bezeichnen und zuletzt die Minerva herbeikommen zu lassen, ihm Fesseln anzulegen, Nachricht von der Ankunft des Helden zu geben und dessen Lob zu preisen" (52, 130 $_{10}$ ff.).

Aus der Fülle der Beispiele seien nur solche Fälle aufgeführt, bei denen drei und mehr einander beigeordnete Nebensätze dem regierenden Satz folgen:

51, 13 $_{21}$—14 $_{3}$; 20 $_{15\text{-}18}$; 61 $_{18\text{-}27}$; 105 $_{8\text{-}12}$; 114 $_{2\text{-}7}$; 120 $_{1\text{-}4}$; 122 $_{19\text{-}25}$; 123 $_{20\text{-}28}$; 146 $_{17\text{-}24}$; 170 $_{18\text{-}22}$; 218 $_{25}$—219 $_{2}$; 228 $_{28}$—229 $_{6}$; 235 $_{3\text{-}6}$; 272 $_{9\text{-}11,\ 18\text{-}22}$; 52, 53 $_{12\text{-}17}$; 58 $_{22\text{-}27}$; 101 $_{14}$—102 $_{2}$; 103 $_{11\text{-}13}$; 136 $_{23\text{-}27}$; 161 $_{12\text{-}19}$; 162 $_{2\text{-}10}$; 169 $_{15\text{-}18}$; 176 $_{11\text{-}20}$; 206 $_{7\text{-}10}$; 222 $_{19\text{-}22}$; 244 $_{3\text{-}7}$; 248 $_{16\text{-}20}$; 262 $_{22\text{-}28}$.

§ 37. Als ein rhetorisches Mittel der Satzverknüpfung muß die Wiederholung von Sätzen und Satzteilen angesehen werden, durch die der zu Beginn einer Periode unvollendet ausgesprochene Gedanke nach einer Folge von Sätzen wieder aufgenommen wird, um zum Abschluß gebracht zu werden:

S.: „Ach, wer mir's voraus gesagt hätte, daß die Arme meines Geistes so bald zerschmettert werden sollten, mit denen ich in's Unendliche griff und mit denen ich doch gewiß ein Großes zu umfassen hoffte. Wer mir dieses voraus gesagt hätte, würde mich zur Verzweiflung gebracht haben" (51, 128 $_{14}$ ff.).

Vgl. ferner: 51, 61 $_{7\text{-}15}$; 77 $_{10\text{-}14}$.

Die Wiederaufnahme eines Satzteils durch ein Pronomen und die Wiederholung einer Konjunktion erscheinen bisweilen als bloße Behelfe, eine umständlich aufgebaute Periode zu Ende zu führen:

S.: „sein Weib, anstatt das zu erkennen und wieder auf eine andre Weise förderlich zu sein, war sie die erste, ihn im Unglück aufzureiben" (51, 20 $_{13}$ ff.).

„Ja es ging so weit, daß, wenn sie halbweg in ein Stück verflochten war, daß er, der sonst eine Vorstellung mit Kunst- und Kenneraugen ansah, in die wahre kindliche Täuschung aufgehoben ward" (51, 47 $_{12}$ ff.).

Vgl. ferner: 51, 162 $_{23}$—163 $_{2}$; 173 $_{18\text{-}23}$ (verändert in L. 21, 83 $_{16\text{-}22}$).

Diesem Pleonasmus in der Verknüpfung von Sätzen entgegenzustellen ist das Fehlen des Beziehungswortes an der Verbindungsstelle, das bei relativischen Anknüpfungen sich einstellt:

S.: „er war schlimmer dran als der einem Schatten nachläuft" (51, 65 $_{19}$ f.). Vgl. auch: 52, 201 $_{19}$—202 $_{1}$.

Das Fehlen des Pronomens ist auch in anderen Dokumenten zu entdecken:

Briefe: „Es gehn mir wieder viele Lichter auf, aber nur die mir das Leben lieb machen" (4, 15 $_{20\text{-}22}$).
Vgl. ferner: V, 299 $_{21}$ f.; 308 $_{2\text{-}4}$.
Brief d. Pastors: III, 111 $_{28\text{-}30}$; 116 $_{27\text{-}29}$.
Einfälle und Notizen: V, 451 $_{8}$ f.
Gött. H. und W.: III, 342 $_{1}$ f.
Erwin: V, 49 $_{28\text{-}30}$.
Stella: V, 118 $_{25}$ f.
Urfaust: V, 422 $_{13}$.

In der Wahl der Konjunktionen und Relativpronomina verfährt der Verfasser der „Sendung" sorgloser als der Redaktor der „Lehrjahre":

S.: „das Vorspiel, so er zu Ehren des Fürsten gefertigt" (52, 166 f.).

„Nach einer Pause, daß sie einander ansahen, nahm Serlo das Wort" (52, 249 $_{15}$ f.). >

L.: „... Pause, in der sie einander ansahen, ...“ (22, 90 $_{21}$ f.)
Vgl. auch: S.: 51, 218 $_{25-27}$.

Innerhalb der Satzverbindung treten Verstöße gegen die grammatische Kongruenz auf, die von der stilistischen Unausgeglichenheit der „Sendung“ zeugen:

„Das Knabenalter ist, glaub' ich, darum weniger liebenswürdig als die Kindheit, weil es ein mittler, halber Zustand ist. Das Kindische klebt ihnen noch an, sie noch am Kindischen“ (51, 38 $_2$ ff.).
„Denn das ist gewiß, das Theater tingirt den Schauspieler mit einem gewissen Glanz, der auch sogar im gemeinen Leben nicht ganz von ihnen wegschwindet“ (51, 41 $_9$ ff.) [143]).
Vgl. ferner: 51, 184 $_{18-20}$; 196 $_{2-5}$; 198 $_{18-20}$.

In den „Lehrjahren“ wird innerhalb der Satzverbindung hinsichtlich des grammatischen Genus logische Übereinstimmung erstrebt und die Kongruenz des Numerus zwischen Subjekt und Prädikat hergestellt:

S.: „dieses Mädchen, deren ganzen Wandel er wohl kenne“ (52, 59 $_{21}$). > L.: „diese Person, deren ganzen Wandel ...“ (21, 202 $_6$).
S.: „du sollst es sehen, um der Furcht, des Abscheues, der Liebe und der Leidenschaft willen, die darinne herrscht“ (51, 126 $_{25-27}$). > L.: „..., die darin herrschen“ (21, 42 $_8$).
Vgl. auch: S. 52, 187 $_{4-6}$ > L. 22, 35 $_{7-10}$.

§ 38. Welchen Weg der Prosastil Goethes während des ersten Weimarer Dezenniums geht, haben wir an einigen Beobachtungen am Satzbau zu erkennen versucht. Dabei konnten wir feststellen, wie der Sturm- und Drangstil, der die vor dem Weimarer Aufenthalt geschaffene Prosa beherrscht, nicht jäh aufgegeben wird, aber doch mehr und mehr von seiner Eigenart einbüßt. Von Bedeutung für die Stilentwicklung Goethes ist ferner die Wahrnehmung, daß viele syntaktische Bildungen der gesprochenen Sprache im Dialog der Prosadramen und in Gesprächen des Romans bewahrt bleiben, während sie längst aus dem Text der Erzählung verbannt sind. In größerem Umfange läßt sich eine derartige stilistische Differenzierung innerhalb der Prosagattungen an einem Vergleich von Brief- und Kunstprosa nachweisen. Der Brief Wilhelms an Mariane in seinem kunstvollen Aufbau und seiner stilistisch betonten Ausdrucksgestaltung steht in lebhaftem Kontrast zu den gleichzeitigen Briefen und „Zettelgen“ Goethes an Charlotte von Stein, den unbefangenen Äußerungen der Sprache des Herzens. Mit dem Abbruch der Arbeit an der „Theatralischen Sendung“ findet die von uns bislang beobachtete Stilentwicklung einen vorläufigen äußeren Abschluß.

§ 39. Die Italienfahrt Goethes unterbricht das Schaffen am „Wilhelm Meister“ auf lange Jahre. Erst 1794 wird die Arbeit an dem Roman ernstlich wieder in Angriff genommen. Die Reise nach dem Süden, die für den Dichter zum befreienden Erlebnis wird, bleibt auf die Umbildung des Romans nicht wirkungslos. Durch die freudige Hingabe des Dichters an die Schönheit der Antike und durch die vornehmlich im Gedankenaustausch mit Schiller gepflegte Beschäftigung mit Kunst und Kunsttheorie werden die Eindrücke, die Goethe auf italienischem Boden empfangen hat, vertieft. Den hohen geistigen und künstlerischen Gewinn dieser Einflüsse dokumentiert die großzügig angelegte Umformung des Romans. In dem Bewußtsein seines klassischen Stilideals weist Goethe dem Grundgedanken seines Werks die neue innere Richtung, die er in einer entsprechend veränderten Form des sprachlichen Ausdrucks zu vermitteln sucht.

Der klare Aufbau der „Sendung“ ließ einen im Grunde glatten und ruhigen Verlauf einfacher Geschehnisse erkennen. In den „Lehrjahren“ wird durch Kürzung oder Entfernung vieler Zwischenspiele die äußere Handlung noch ungehemmter entwickelt. Erschwert aber wird der Überblick über die Entfaltung des Geschehens in den „Lehrjahren“ durch den viel weiter gespannten Rahmen des Romanbildes. In der Vertiefung des äußeren Horizonts und in der Bereicherung und Hervorkehrung des Gedanklichen gewinnt der Roman die eigentliche epische Breite, die dem Fragment noch fehlt. An Zahl und Umfang übertreffen die stilistischen und inhalt-

lichen Veränderungen der ersten Bücher bei weitem die der späteren.

Die Handlung wird in den „Lehrjahren“ mit der dramatischen Situation eines erregten Gesprächs zwischen Mariane und ihrer alten Vertrauten Barbara eingeleitet. Die in der „Sendung“ breit ausgemalte Jugend Wilhelms wird nach dem Vorbild von Wielands „Agathon“ in einem zusammengedrängten Bericht des Helden nachgeholt. Aus der Umgießung der Kindheitserlebnisse in die Icherzählung ist eine Reihe stilistischer Veränderungen zu deuten. In diesem Sinne wird die mit großer Wärme geschilderte Weihnachtsbescherung auf eine knappe Notiz beschränkt:

S.: „Der Christabend nahte heran in seiner vollen Feierlichkeit. Die Kinder liefen den ganzen Tag herum und standen am Fenster, in ängstlicher Erwartung, daß es nicht Nacht werden wollte. Endlich rief man sie, und sie traten in die Stube, wo jedem sein wohlerleuchtetes Antheil zu höchsten Erstaunen angewiesen ward. Jeder hatte von dem Seinigen Besitz genommen und war nach einem Zeitlang Angaffen im Begriff, es in eine Ecke und in seine Gewahrsam zu bringen, als ein unerwartetes Schauspiel sich vor ihren Augen aufthat. Eine Thür, die aus einem Nebenzimmer herein ging, öffnete sich“ (51, 8 $_{2}$ ff.). >

L.: „ich weiß, wie sonderbar es mir vorkam, als man uns, nach Empfang der gewöhnlichen Christgeschenke, vor einer Thüre niedersitzen hieß, die aus einem andern Zimmer herein ging. Sie eröffnete sich“ (21, 8 $_{23}$ ff.).

Die Partie, die in Wendungen des Wertherstils die Empfindungen Wilhelms und seiner Geschwister nach der Aufführung des Puppenspiels schildert, wird in der persönlichen Erzählung des Helden mit größerer Schlichtheit und Sachlichkeit vorgetragen: S. 51, 10 $_{20}$ ff. > L. 21, 17 $_{3}$ ff.

Durch die kritische Betrachtung der Änderungen im Satzbau, die Goethe bei der Umarbeitung seines Romans vorgenommen hat, wollen wir erkennen, bis zu welchem Grade ein Wandel des dem „Ur-Meister“ eigentümlichen Stilcharakters sich vollzogen hat. Fries sammelt in seinen „Stilistischen Beobachtungen zu Wilhelm Meister“ die stilistischen Änderungen der Umarbeitung nach folgender Einteilung: I. Syntaktisches, II. Ausdruck, III. Rhythmus, IV. Miscellanea, ohne sie im einzelnen streng durchführen zu können; Exkurse und Nachträge beschließen seine Abhandlung. Demgegenüber schlagen wir hier den schon bei dem Vergleich der Werther-Fassungen begangenen Weg ein, durch eine Aufzeigung der Richtungen der syntaktischen Wandlungen das aus dem gewaltigen Material zu schöpfen, was für die Entwicklung des Satzbaus in der Prosa Goethes uns besonders charakteristisch erscheint.

§ 40. Die Nachwehen des Sturms und Drangs im Stil von „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung“ verraten sich lebhaft durch das Vorkommen niederer Wörter, vulgärer Wendungen und drastischer Bilder. Diese Sprache, geboren aus der Freude am Naturhaften und Elementaren, fließt in ihrer sprudelnden Frische in den Stil der „Sendung“ ein, ohne jedoch, wie in den Dichtungen aus der Geniezeit, mit der Flut alles hinwegreißender Kraftworte weit über die Ufer des Geschmacks zu treten. Bei der Umgestaltung des Theaterromans in den Bildungsroman hat Goethe sich bemüht, den derbdrastischen Charakter der Sprache zu veredeln und zu mäßigen und die der gesprochenen Sprache zukommenden syntaktischen Freiheiten einzudämmen und den Fügungen der Schriftsprache anzugleichen.

In der Umarbeitung des „Wilhelm Meister“ wählt Goethe die Präpositionen mit der peinlichen Sorgfalt aus, die schon im „Werther“ auf den Wechsel dieser Partikel verwendet wurde [144]). So ziehen die „Lehrjahre“ die präpositionale Gebundenheit eines Satzteils der sinnlichen Frische einer freien Rektion vor:

S.: „indem ihm noch immer die Thränen die Backen herunter liefen“ (52, 79 $_{13}$ f.). >

L.: „... an den Backen herunter liefen“ (21, 224 $_{3}$).

Vgl. ferner: S. 52, 128 $_{16}$ f. > L. 21, 271 $_{20}$;
52, 233 $_{13}$ > 22, 75 $_{6}$.

Der Tausch der Präpositionen geschieht im Sinne einer Annäherung an den in der Schriftsprache gültigen Gebrauch dieser Partikel:

S.: „Es ist eine große Wachstapetenfabrik an dem Orte“ (51, 190 $_{22}$ f.). >

L.: „Es ist eine große Fabrik in dem Orte“ (21, 137 $_{3}$).

S.: „Aus seinen stillen Betrachtungen störte ihn der Tobaksdampf“ (51, 194 $_{26}$ f.). >

L.: „In seinen stillen Betrachtungen ...“ (21, 139 $_{6}$).

Vgl. ferner: S. 51, 188 $_{23}$ > L. 21, 148 $_{11}$;
51, 189 $_{20}$ f. > 21, 135 $_{17}$ f.;
51, 199 $_{21}$ > 21, 152 $_{11}$ f.;
52, 73 $_{26}$ f. > 21, 217 $_{5}$ f.;
52, 146 $_{2}$ f. > 21, 289 $_{1}$.

Ich schließe das Kapitel über die Präpositionen mit einem Beispiel, das erläutern soll, wie durch den Wechsel dieses Formwörtchens einer Stimmung die eigene Betontheit genommen wird:

S.: „und doch hatten seine frühsten Jugendträume schon um solche Gegenden geschwebt“ (51, 189 $_{23}$ f.).

Mit diesem Satz endet die Beschreibung einer heroischen Landschaft, die unverändert in die „Lehrjahre“ aufgenommen wird. Das Gaukelnde der Traumbilder gewinnt in der Prägung „um solche Gegenden“ viel stärker seinen gemäßen irrationalen Ausdruck als in der Wendung „in solchen Gegenden“ (L. 21, 135 $_{21}$ f.), die der bewußt formende Kunstverstand dem Dichter eingegeben hat.

Der mehrfache Gebrauch desselben Ausdrucks in kurzer Aufeinanderfolge und die Geminatio, die unmittelbare Wiederholung des gleichen Worts, sind Stiläußerungen einer stürmisch bewegten Erzählung, deren leidenschaftlicher Antrieb in der kühlen Diktion der „Lehrjahre“ gemindert wird:

S.: „Das Kind war eine Zeit her stiller und immer stiller geworden ... Auf einmal schien sie wieder angespannt und angespannter ... Sie weinte und weinte ...“ (52, 96 $_{11}$—98 $_{1}$). >

L.: „Sie kam still ... Auf einmal schien sie wieder angespannt .. Sie weinte ...“ (21, 227 $_{14}$—229 $_{3}$).

Vgl. ferner: S. 52, 218 $_{20}$ > L. 22, 64 $_{7}$;
52, 233 $_{20}$ f. > 22, 75 $_{14}$;
52, 270 $_{16\text{-}18}$ > 22, 128 $_{25}$ f.

Die in Wendungen der gesprochenen Sprache gehaltenen Sätze werden durch Wechsel und Ausrundung des Ausdrucks der Schriftsprache angeglichen:

S.: „Schwerer zu verdauen war die Aufführung der übrigen Schauspieler“ (51, 61 $_{16}$ f.). >

L.: „Nicht eben so leicht konnte er die Aufführung der übrigen Schauspieler ... mit seinen Begriffen vereinigen“ (21, 89 $_{9}$ ff.).

Vgl. ferner: S. 51, 59 $_{5}$ f. > L. 21, 87 $_{7}$ f.;
52, 149 $_{15}$ f. > 21, 293 $_{9}$ f.

Bei dem Umguß des Romans wird die den einzelnen Menschen bewußt angepaßte Sprechweise aufgegeben und der Stilisierung auch dieses Feld geräumt. Serlo macht seinem jungen Freunde Vorhaltungen wegen der Empfehlung Melinas:

S.: „Sie bedenken nicht, daß wir unser Brod verdienen müssen. Ihr Melina mit den Seinigen ist wahrhaftig zu gar nichts zu gebrauchen“ (52, 230 $_{16\text{-}18}$). >

L.: „Unser Schicksal hängt von der Meinung des Publicums ab, und ich fürchte, daß Ihr Herr Melina mit den Seinigen schwerlich bei uns wohl aufgenommen werden dürfte“ (22, 71 $_{13}$ ff.).

Aurelie ist von dem Gegenstand ihres Gesprächs so überwältigt, daß ihr im Augenblick der höchsten Erregung die Stimme versagt. Die „Lehrjahre“ verzichten auf dieses wirkungsvolle Mittel der Charakterisierung und zwingen den jäh aufwallenden Redestrom in ein gemäßigtes Tempo:

S.: „Wir sind kalt, stolz, hoch, klar, klug, wenn wir verdienen Weiber zu heißen, und das alles — —! ich will verzweifeln, recht absichtlich verzweifeln“ (52, 270 f.). >

L.: „Wir ... heißen, und alle diese Vorzüge legen wir euch zu Füßen, sobald wir lieben, sobald wir hoffen, Gegenliebe zu erwerben. O wie hab' ich mein ganzes Dasein so mit Wissen und Willen weggeworfen! Aber nun will ich auch verzweifeln, absichtlich verzweifeln“ (22, 129 $_{9}$ ff.).

Vgl. ferner: S. 51, 126 $_{19}$ f. > L. 21, 41 $_{28}$—42 $_{1}$;
52, 236 $_{27}$ f. > 22, 78 $_{1}$ f.;
52, 258 $_{3}$ > 22, 99 $_{15}$ f.

Für den Geniestil sind unter den Möglichkeiten der Textverknüpfung zwei Formen durch ihre Gegensätzlichkeit besonders charakteristisch: Polysyndese und Asyndese, die bei der Umarbeitung des Romans meist normalisiert werden. Aus der Wortverbindung beseitigt der Redaktor die Polysyndese an folgenden Stellen:

S.: „mit seinem Schäferstab und Hirtentasche und Schleuder“ (51, 9 $_{19}$). >

L.: „mit Schäferstab, Hirtentasche und Schleuder“ (21, 9 $_{17}$ f.).

Vgl. ferner: S. 51, 214 $_{14}$ > L. 21, 154 $_{13}$;
52, 189 $_{5}$ > 22, 37 $_{9}$;
52, 259 $_{27}$ > 22, 101 $_{11}$.

Als Mittel der Satzverbindung wird das Polysyndeton in den „Lehrjahren“ ver e i n facht:

S.: „Ruf' Er Seine Leute zusammen, sagte der Graf, und stell' Er mir sie vor, daß ich sehe, was an ihnen ist, und bring' Er mir Seine Liste von den Stücken“ (52, 85 $_{3}$ ff.). >

L.: „Ruf Er seine Leute zusammen, ... und stell Er sie mir vor, ... Ich will auch zugleich die Liste von den Stücken sehen“ (21, 239 $_{2}$ ff.).

Vgl. ferner: S. 51, 9 $_{9}$ f. > L. 21, 9 $_{8}$ f.;
51, 10 $_{8}$ f. > 21, 23 $_{10-13}$.
51, 17 $_{11-14}$ > 21, 10 $_{5}$ f.;
51, 25 $_{20}$ f. > 21, 28 $_{13}$;
51, 28 $_{23}$ f. > 21, 33 $_{27}$ f.;
51, 86 $_{14}$ f. > 21, 99 $_{6-8}$;
51, 225 $_{9}$ f. > 21, 172 $_{19}$ f.;
52, 250 $_{3-5}$ > 22, 91 $_{3-5}$.

Aus der Wortfolge wird die Asyndese beseitigt:

S.: „wenn sie sich verlassen sieht, verstoßen, verschmäht“ (52, 237 $_{14}$ f.). >

L.: „wenn sie sich verlassen sieht, verstoßen und verschmäht“ (22, 78 $_{15}$ f.).

Vgl. ferner: S. 52, 215 $_{13}$ f. > L. 22, 61 $_{22}$;
52, 232 $_{18}$ > 22, 74 $_{10}$;
52, 259 $_{9}$ f. > 22, 100 $_{21}$ f. u. a.

Asyndetisch aneinandergereihte Sätze werden durch Konjunktionen verbunden:

S.: „Melina befahl sehr strenge, sie sollten sich nunmehro ordentlich halten, ein jeder seine Rollen auf das beste lernen, die Frauen besonders wohnen“ (52, 119 $_{11-13}$). >

L.: „... sie sollten sich nunmehr ordentlich halten, die Frauen sollten besonders wohnen, und jeder nur auf seine Rollen, auf die Kunst sein Augenmerk und seine Neigung richten“ (21, 262 $_{9}$ ff.).

Vgl. ferner: S. 51, 90 $_{7-9}$ > L. 21, 103 $_{5-7}$;
52, 62 $_{18}$ f. > 21, 204 $_{11-13}$.

§ 41. Ein bewußtes Streben nach Klarheit und Anschaulichkeit kennzeichnet die Umarbeitung des Romans. Mit großer Virtuosität bedient sich der Dichter in den „Lehrjahren“ stilistischer Mittel und sprachlicher Künste. Er führt Metaphern, Vergleiche und Bilder äußerlich reicher und innerlich gehaltvoller aus, durchdenkt ganze Szenen neu, stellt sie wirkungsvoller und beobachtet einzelne Situationen genauer, die in der „Sendung“ bloß eine undeutliche Vorstellung erwecken.

Umständliche Sätze und Satzgefüge werden durch Fortlassung und Veränderung von Gliedern vereinfacht:

S.: „... fragte der Graf, indem er nach der Thüre zu sah und noch einen, der ihm nicht vorgestellt worden war, erblickte“ (52, 85 $_{26-28}$). >

L.: „... indem er nach einem Subjecte sah, das ihm noch nicht vorgestellt worden war“ (21, 239 f.).

S.: „weil zwar ein Dorf in der Nähe, aber sehr unbequem liege und man eine böse Höhle vermiede; sie nähmen gewöhnlich bei guten Tagen ihr Futter mit und blieben an dem angezeigten Orte halten“ (52, 186 $_{1}$ ff.). >

L.: „weil das Dorf weit abgelegen sei, und man bei guten Tagen gern diesen Weg nähme“ (22, 34 $_{1-3}$).

Vgl. auch S. 51, 16 $_{6-10}$ > L. 21, 22 $_{7-9}$.

Der Nebensatz wird in der Form einer Prädikatsbestimmung oder eines Attributs ein Glied des ihn regierenden Satzes. Häufig geht er aus inhaltlichen, stilistischen oder erzählungstechnischen Gründen auch ganz verloren [145]):

S.: „die lieblichsten Bilder, die er je in Dichtern von Schäferwelt gelesen hatte“ (51, 58 $_{10-12}$). >

L.: „liebliche dichterische Bilder uralter Schäferwelt“ (21, 86 $_{10}$ f.).

S.: „Er erzählte mir, wie er als zweiter Sohn erst dem Soldatenstande, zu dem er eine unüberwindliche Neigung fühlte, gewidmet gewesen, wie er nachher durch den Tod seines ältern Bruders genöthigt worden, sich den Absichten der Familie zu fügen; er habe reisen, sich mit Dingen beschäftigen müssen, die ihn wenig interessirten“ (52, 262 $_{22}$ ff.). >

L.: „Er erzählte mir die Geschichte seiner Campagne, seiner unüberwindlichen Neigung zum Soldatenstande, seine Familienverhältnisse; er vertraute mir seine gegenwärtigen Beschäftigungen“ (22, 104 $_{11}$ ff.).

Vgl. ferner: S. 52, 74 5-7 > L. 21, 217 12-14;
52, 156 9-11 > 21, 300 25-27;
52, 190 5 f. > 22, 38 1 f.;
52, 190 17 f. > 22, 38 14;
52, 199 15 f. > 22, 44 19;
52, 203 16 f. > 22, 49 11 f.;
52, 257 12 f. > 22, 98 6 f.

Wir stoßen auf Verwandlung der Nebensätze in Hauptsätze [146]:

S.: „da Laertes auch nicht fehl geschossen, zogen sie beide ihre Seitengewehre" (52, 190 18 f.). >

L.: „Laertes hatte auch nicht fehl geschossen, und beide Freunde zogen beherzt ihre Seitengewehre" (22, 38 14-16).

Vgl. ferner: S. 51, 11 5 f. > L. 21, 17 13 f.;
52, 261 10-13 > 22, 102 18-20.

Die geordnete Gliederung des sprachlichen Materials zeitigt in dem syntaktischen Aufbau außer der Übersichtlichkeit und Genauigkeit der Schilderung einen ruhigen epischen Fluß der Erzählung. In diesem Sinne werden komplizierte Satzkonstruktionen aufgelöst und neu organisiert [147]:

S.: „Der Secretär, vor dem sie sich alle fürchteten, vor dem Melina besonders in Ängsten war, er möge als ein Kenner gar bald die schwache Seite des kleinen Haufens entdecken, gar leicht übersehen, daß sie eigentlich keine formirte Truppe seien, indem es fast in jedem vorgegebnen Stücke an den Hauptrollen fehlte, setzte sie gar bald außer aller Verlegenheit, indem er sie mit dem größten Enthusiasmus begrüßte, sich glücklich pries, eine deutsche Gesellschaft so unvermuthet zu finden, mit ihr in Verbindung zu kommen und die vaterländischen Musen in das Schloß seines Herrn einzuführen" (52, 89 f.). >

L.: „Nach einigen Tagen kam der Baron, und Melina empfing ihn nicht ohne Furcht. Der Graf hatte ihn als einen Kenner angekündigt, und es war zu besorgen, er werde gar bald die schwache Seite des kleinen Haufens entdecken, und einsehen, daß er keine formirte Truppe vor sich habe, indem sie kaum Ein Stück gehörig besetzen konnten; allein sowohl der Director als die sämmtlichen Glieder waren bald aus aller Sorge, da sie an dem Baron einen Mann fanden, der mit dem größten Enthusiasmus das vaterländische Theater betrachtete, dem ein jeder Schauspieler und jede Gesellschaft willkommen und erfreulich war. Er begrüßte sie alle mit Feierlichkeit, pries sich

glücklich eine deutsche Bühne so unvermuthet anzutreffen, mit ihr in Verbindung zu kommen, und die vaterländischen Musen in das Schloß seines Verwandten einzuführen" (21, 244 2 ff.).

In der „Sendung" beherrscht ein einziger Hauptsatz das lange, wenig übersichtliche Satzgefüge. In zwei Teile getrennt, legt sich der regierende Satz wie eine Klammer um die ersten sechs Nebensätze, während fünf weitere Nebensätze die Periode beschließen. Welche Ordnung, welchen klaren Aufbau zeigt demgegenüber die Fassung der „Lehrjahre"! Die gewaltsame Anhäufung bei- und untergeordneter Nebensätze wird durch sechs Hauptsätze, die sich zu drei Gedankenkreisen zusammenschließen, gliedernd unterbrochen. In der neuen Ordnung der Satzkörper kommt dem Leser die anfängliche Verlegenheit und die bald eintretende Sorglosigkeit der Schauspielergesellschaft deutlicher zum Bewußtsein. Das angebliche Verständnis des Barons für das Theater wird durch die Ankündigung des Grafen, die in einem selbständigen Hauptsatz geschieht, breit unterstrichen. Sehr eindringlich betont der Verfasser der „Lehrjahre" schließlich den Enthusiasmus des adligen Dilettanten.

Vgl. ferner: S. 51, 181 21—182 2 > L. 21, 54 19-26;
52, 152 21—153 1 > 21, 297 15-21;
52, 184 16-24 > 22, 32 23-28.

§ 42. Der bewußte Formwille des schaffenden Künstlers spricht sich mit besonderem Nachdruck in dem Streben nach Verschärfung und Zuspitzung der syntaktischen Beziehungen aus.

Einfache Sätze und Satzgefüge werden exakter Wägung unterzogen und, wenn als zu leicht befunden, umgebildet und erweitert [148]:

S.: „Der Streich war zu treffend tödtlich" (51, 99 24). >

L.: „Der Streich hatte sein ganzes Dasein an der Wurzel getroffen" (21, 119 12 f.).

S.: „er entwickelte mir seine Seele, seine Geschichte, seine Fähigkeiten, seine Leidenschaften" (52, 263 1 f.). >

L.: „er entwickelte mir sein Innerstes, ließ mich in die verborgensten Winkel seiner Seele sehen; ich lernte seine Fähig-

keiten, seine Leidenschaften kennen“ (22, 104 15 ff.).
Vgl. ferner: S. 51, 189 1 f. > L. 21, 148 17-20;
52, 61 23-28 > 21, 203 14-18;
52, 157 6 f. > 21, 302 7-9;
52, 163 21 f. > 21, 313 12-14;
52, 175 10-12 > 22, 16 18-21.

Das Streben nach geordneter Gliederung des Sprachstoffes führt zum Ausbau grammatisch unfertiger Sätze. Ellipsen und Ausrufe, charakteristische Erscheinungen des Geniestils, die dem neuen Formideal zuwiderlaufen, werden sprachlich ausgefüllt und syntaktisch vervollständigt. In der Hamlet-Analyse heißt es:

S.: „Gelassen in seinem Wesen, in seinem Betragen einfach, weder im Müßiggange behaglich, noch allzu begierig nach Beschäftigung, halb verwöhnt durch ein akademisches Hinschlendern, mehr Fröhlichkeit der Laune als des Herzens, ein guter Gesellschafter, nachgiebig, bescheiden, besorgt und eher eine Beleidigung vergessend, die man ihm, als die man dem Rechten, Guten und Anständigen anthut“ (52, 225 1 ff.). >

L.: „Er war gelassen in seinem Wesen, in seinem Betragen einfach, weder im Müßiggange behaglich, noch allzubegierig nach Beschäftigung. Ein akademisches Hinschlendern schien er auch bei Hofe fortzusetzen. Er besaß mehr Fröhlichkeit der Laune als des Herzens, war ein guter Gesellschafter, nachgiebig, bescheiden, besorgt, und konnte eine Beleidigung vergeben und vergessen; aber niemals konnte er sich mit dem vereinigen, der die Gränzen des Rechten, des Guten, des Anständigen überschritt“ (22, 28 8 ff.).
Vgl. ferner: S. 51, 22 20—23 2 > L. 21, 25 19—26 1;
52, 19 25-27 > 21, 183 9 f.

Anschließend an den Ausbau verkürzter Sätze soll die Ausfüllung grammatisch unvollständiger Formen der zusammengesetzten Zeiten besprochen werden. Das zur Bildung dieser Tempora notwendige Hilfsverbum wird in der „Sendung“ aus satzmelodischen Gründen gern unterdrückt. In den „Lehrjahren“ wird diese Freiheit wesentlich eingeschränkt. Im Text der Erzählung begegnet man folgenden Veränderungen:

S.: „es ward ihm wohl, wie es ihm lange nicht gewesen“ (52, 58 8 f.). >

L.: „... gewesen war“ (21, 196 28).

Vgl. ferner: S. 52, 75 23 f. > L. 21, 219 15;
52, 211 2 > 22, 55 19;
52, 239 1 f. > 22, 80 4 f.

Die direkte Rede weist nachstehende Vervollständigungen verkürzter Verbformen auf:

S.: „ich erinnre mich nicht, daß ein Buch ... so große Würkungen auf mich hervorgebracht als die köstlichen Stücke“ (52, 160 12 ff.). >

L.: „... hervorgebracht hätte, als ...“ (21, 309 14 f.).
Vgl. auch S. 52, 209 13-18 > L. 22, 54 10-14

Am häufigsten begegnet man unvollständigen Formen der zusammengesetzten Zeiten in der indirekten Rede. In dieser Form der Sprache erhalten sich die verkürzten Tempora auch nach der Umarbeitung des Romans relativ am längsten:

S.: „es sollte ... ein Knabe gestäupt werden, der sich verdächtig gemacht, als wenn er habe stehlen wollen, und auch ... wahrscheinlich mit unter den Meuchelmördern gewesen ... man ... wolle ihn aber nur wegen seiner Unfertigkeiten, da er als ein Vagabund einige Tage in der Gegend herumgeschwärmt, sich des Nachts in den Mühlen aufgehalten, endlich eine Leiter an die Gartenmauer angelehnt und herüber gestiegen, einen Denkzettel geben“ (52, 154 14 ff.). >

L.: „... der sich eines nächtlichen Einbruchs verdächtig gemacht habe, und ... wahrscheinlich mit unter den Meuchlern gewesen sei ... man ... wolle ihm aber als einem Vagabunden einen Denkzettel geben ..., weil er einige Tage in der Gegend herumgeschwärmt sei, sich des Nachts in den Mühlen aufgehalten, endlich eine Leiter an eine Gartenmauer angelehnt habe, und herüber gestiegen sei“ (21, 299 10 ff.).
Vgl. ferner: S. 52, 108 24 f. > L. 21, 251 16 f.;
52, 155 16 f. > 21, 300 10-12.

Das abstrakte Nomen wird mittels eines abhängigen Nebensatzes erläuternden Charakters fühlbar dem Verlauf der Erzählung eingegliedert:

S.: „Lassen Sie diesen Vorsatz nicht fahren“ (52, 162 13 f.). >

L.: „Lassen Sie den Vorsatz nicht fahren, in ein thätiges Leben überzugehen“ (21, 311 10-12).
Vgl. ferner: S. 52, 153 15 f. > L. 21, 298 7-9;
52, 238 27—239 2 > 22, 80 1-5.

Innerhalb der Satzfolge wird die Kontinuität in der Form eines verbindenden Ausdrucks oder eines eingeschobenen

Satzes hergestellt. Eine stichwortartig gemachte Inhaltsangabe des soeben Gesagten, eine zur Motivierung des Folgenden notwendige Zwischenhandlung, eine Betonung des zeitlichen Zusammenhangs zweier Situationen sind die Momente, welche die äußeren Umstände der Erzählung innerlich verketten. — Der Graf erwägt das Engagement der Schauspielergesellschaft mit seiner Gemahlin, die es lebhaft befürwortet:

S.: „unser Secretär würde sie schon zustutzen."
(Der Erzähler fährt ganz unvermittelt fort:) „Sie gingen auf ihr Zimmer" (52, 84 f.).

In den „Lehrjahren" wird der Kontakt der Erzählung nicht unterbrochen:

„der Baron würde sie schon zustutzen. Unter diesen Worten gingen sie die Treppe hinauf" (21, 238 f.).
Vgl. ferner: S. 52, 117 $_{18-21}$ > L. 21, 260 $_{18-20}$;
52, 151 $_{18-21}$ > 21, 296 $_{11-15}$;
52, 212 $_{16-19}$ > 22, 57 $_{8-11}$.

Recht sorgfältig und genau wird die zeitliche Folge einzelner Momente in dem Aufbau erregter Szenen beobachtet, um die gewollte Spannung noch zu erhöhen.

S.: „Auf einmal ward die Gesellschaft in ein großes Schröcken gesetzt; denn es fiel im nächsten Busche ein Schuß und noch einer. Als man sich umsah, erblickte man bewaffnete Leute" (52, 190 $_{3}$ ff.). >
L.: „Auf einmal aber fiel im nächsten Busche ein Schuß, und gleich darauf noch einer, und die Gesellschaft fuhr erschreckt aus einander. Bald erblickte man bewaffnete Leute" (22, 37 f.).

Die bestimmte Modifizierung des Sinngehalts bekundet sich in den „Lehrjahren" besonders nachdrücklich durch die Einfügung von Konjunktionen und Adverbien betonender und verschärfender Natur:

S.: „Heftig wie sie ist, thut sie sich einmal von ohngefähr ein Leid" (52, 252 $_{5}$ f.). >
L.: „..., thut sie sich noch einmal von ungefähr ein Leides" (22, 93 $_{8}$ f.).
S.: „du mußt immer noch zweifelhaft sein, ob du auf dem rechten Wege bist" (52, 121 f.). >
L.: „du mußt immer noch in Sorgen sein, ob du denn auch auf dem rechten Wege bist" (21, 265 $_{1-3}$).

Vgl. ferner: S. 51, 30 $_{18}$ > L. 21, 35 $_{27}$;
52, 114 $_{8}$ > 21, 256 $_{14}$;
52, 242 $_{23}$ > 22, 83 $_{25}$.

Die Verknüpfung des Textes durch Partikeln dient dem klaren Aufbau des Satzinhalts. Durch genaue Beobachtung des zeitlichen Verhältnisses, in dem die Akte des Geschehens zueinander stehen und durch die bewußte Betonung von Gegenüberstellung und Steigerung im Verlauf der Erzählung wird der gedankliche Gehalt sinnfälliger vorgestellt:

S.: „Der Alte schwieg, ließ seine Finger über die Saiten schleichen, griff schärfer drein und sang" (52, 64 $_{6}$ f.). >
L.: „Der Alte schwieg, ließ erst seine Finger über die Saiten schleichen, dann griff er sie stärker an, und sang" (21, 205 $_{17}$ f.).
Vgl. ferner: S. 51, 24 $_{13-18}$ > L. 21, 27 $_{10-16}$;
52, 63 $_{3-10}$ > 21, 204 $_{25}$—205 $_{6}$;
52, 127 $_{18-20}$ > 21, 270 $_{19-22}$.

Schließlich sei noch auf die stärkere Hervorkehrung des Antithetischen in den „Lehrjahren" verwiesen:

S.: „der auch die verwandten Ideen der Stelle, der er entwandt ist, mitbringt und durch die neue Verbindung wieder neu und gleichsam individuell wird, als wenn er in dem Augenblicke erfunden worden wäre" (52, 76 f.). >
L.: „wodurch die verwandten Ideen der Lieder, aus denen sie entlehnt sind, zwar erregt werden, jede Stelle aber durch die neue Verbindung neu und individuell wird, als wenn sie in dem Augenblicke erfunden worden wäre" (21, 220 $_{24}$ ff.).
Vgl. ferner: S. 51, 24 $_{10-16}$ > L. 21, 27 $_{7-13}$;
52, 114 $_{5-8}$ > 21, 256 $_{12-14}$.

§ 43. Zu den bislang erörterten Tendenzen der Umarbeitung, die im wesentlichen das geschriebene Wort betreffen, tritt die Absicht, auch das gesprochene und gehörte Element der Sprache auf seine Wirkung zu untersuchen, und das Streben, den der Sprache innewohnenden Rhythmus deutlicher hervorzukehren, als es in der ersten Fassung des Romans geschehen war.

Das Streben nach rhythmischer Prägung macht sich in der Wahl tonstarker Elemente geltend. Der Satzrhythmus wird durch die Umgestaltung der verschiedenen Pronomina

zu Substantiven oder attributiv verstärkten Nominalverbindungen deutlich gehoben [149]):

S.: „So sehr er von der Partei der Christen war, stund er ihr doch bei, den großen Thurn anzuzünden ... Und wie nun Tancred sie durch die Nacht entdeckt, ...“ (51, 28 f.). >

L.: „So sehr ich, wie billig, von der Partei der Christen war, stand ich doch der heidnischen Heldin mit ganzem Herzen bei, als sie unternahm, ... Und wie nun Tancred dem vermeinten Krieger in der Nacht begegnet ...“ (21, 34 $_4$ ff.).

Vgl. ferner: S. 52, 120 $_{11}$ > L. 21, 263 $_9$.
52, 151 $_{25}$ f. > 21, 296 $_{20}$;
52, 175 $_{12}$ f. > 22, 16 $_{22}$;
52, 184 $_7$ > 22, 32 $_{11}$ f.

Besonders gegen das neutrale Pronomen „es“ richtet sich der Widerwille des Dichters. Dieses schwachbetonte Wörtchen wird in seinen unterschiedlichen Funktionen als nom. oder acc. neutr. des Personalpronomens und als phraseologisches oder pleonastisches Wort durch tonstärkere Elemente verdrängt oder, wenn angängig, gänzlich beseitigt [150]):

S.: „Es fielen schon zum voraus große Streitigkeiten vor, wer mit dem anderen fahren, wie man sitzen sollte, und es ward endlich mit Mühe ausgemacht und festgesetzt“ (52, 108 $_{14}$ ff.). >

L.: „Schon zum voraus fielen große Streitigkeiten vor, wer ... Die Ordnung und Eintheilung ward endlich nur mit Mühe ausgemacht und festgesetzt“ (21, 251 $_5$ ff.).

Vgl. ferner: S. 51, 27 $_{13}$ f. > L. 21, 32 $_{13}$;
51, 84 $_{11}$ f. > 21, 97 $_1$ f.;
51, 90 $_{15}$ > 21, 109 $_{24}$;
52, 4 $_{4-7}$ > 21, 234 $_{15-18}$;
52, 120 $_{4-7}$ > 21, 263 $_{1-4}$;
52, 120 $_{12}$ > 21, 263 $_{10}$.

Tonschwache Partikeln werden ausgemerzt:

S.: „Er war bei diesem Anblicke nun wieder verjüngt, alle erduldeten Schmerzen waren ganz aus seiner Seele weggewaschen“ (51, 189 $_{25-27}$). >

L.: „Er fühlte sich bei diesem Anblicke wieder verjüngt; alle erduldeten Schmerzen waren aus seiner Seele weggewaschen“ (21, 135 f.).

Vgl. ferner: S. 51, 191 $_{20}$ f. > L. 21, 137 $_{18}$ f.;
52, 86 $_{11}$ > 21, 240 $_{16}$ f.

Der Verfasser der „Lehrjahre“ bevorzugt die affirmative

Ausdrucksweise vor der negativen und beseitigt die Negationspartikeln:

S.: „es war niemand, der nicht von ganzem Herzen in diese Vorschläge zu willigen schien“ (52, 185 $_{16}$ f.). >

L.: „man willigte in den Vorschlag von ganzem Herzen“ (22, 33 $_{18}$ f.).

Vgl. ferner: S. 52, 143 $_{26-28}$ > L. 21, 286 $_{21}$ f.;
52, 184 $_6$ f. > 22, 32 $_{13}$ f.;
52, 207 $_{23}$ f. > 22, 52 $_{20}$ f.;
52, 246 $_{21-23}$ > 22, 88 $_1$.

Hilfsverba müssen ausdrucksvolleren Zeitwörtern Raum machen, die durch ihre größere klangliche Fülle den Sprachrhythmus steigern [151]):

S.: „Er hatte nichts bei sich“ (52, 114 $_{16}$). >

L.: „Er fand nichts bei sich“ (21, 256 $_{22}$ f.).

S.: „er ... macht mir Bedingungen“ (52, 282 $_{15}$ f.). >

L.: „er ... bietet mir Bedingungen an“ (22, 126 $_2$ f.).

Vgl. ferner: S. 51, 68 $_2$ > L. 21, 45 $_6$;
51, 189 $_{25}$ > 21, 135 f.;
52, 175 $_3$ > 22, 16 $_{11}$;
52, 188 $_2$ f. > 22, 36 $_2$ f.;
52, 227 $_{18}$ > 22, 68 $_{19}$.

An die Stelle der ungefügen Bildungen der zusammengesetzten Zeiten treten die klangschöneren Formen der einfachen Zeiten. Das Futurum exactum wird durch das Plusquamperfectum, das Plusquamperfectum durch das Imperfectum, das Perfectum durch das Imperfectum oder Präsens und das Imperfectum durch das Präsens ersetzt:

S.: „Er hatte ihm daselbst gezeigt, wie er es wollte eingerichtet haben“ (52, 120 $_{11}$ f.). >

L.: „Daselbst zeigte der einsichtsvolle Hausherr, wie er alles wolle eingerichtet haben“ (21, 263 $_9$ f.).

Vgl. ferner: S. 52, 116 $_{20}$ f. > L. 21, 259 $_3$;
52, 197 $_{2-4}$ > 22, 42 $_2$;
52, 206 $_{5-8}$ > 22, 51 $_{6-8}$;
52, 239 $_{23}$ > 22, 80 $_{25}$.

Den in einfacher Kontinuität des Gedankengangs geführten Gesprächen der „Sendung“ wird durch die Einfügung anaphorischer Bindungen der Sätze ein stark rhetorischer Ausdruck verliehen:

S.: „Ich habe oft die Tonkünstler gegen die Schauspieler gehalten. Jene können sich nicht mehr ergötzen, als wenn sie gemeinschaftlich ihre Übungen vornehmen. Wie sehr bemühen sie sich nicht, ihre Instrumente überein zu stimmen, die Stärke und Schwäche des Tons so auszudrücken, wie es der Stimme gemäß ist, die man ihnen zugetheilt hat“ (52, 180 17 ff.). >

L.: „Wie viel mehr Lob verdienen die Tonkünstler, wie sehr ergötzen sie sich, wie genau sind sie, wenn sie gemeinschaftlich ihre Übungen vornehmen! Wie sind sie bemüht, ihre Instrumente übereinzustimmen, wie genau halten sie Tact, wie zart wissen sie die Stärke und Schwäche des Tons auszudrücken!“ (22, 21 21 ff.)

Vgl. ferner: S. 52, 61 13-15 > L. 21, 203 3-5;
52, 177 24 f. > 22, 18 21 f.

Die durch den Gebrauch der Anapher bekundete Vorliebe für die Zweigliedrigkeit des Ausdrucks erweitert den einfachen Satzteil um einen zweiten gleichen Charakters [152]):

S.: „die lieblichsten Bilder“ (51, 58 10 f.). >

L.: „liebliche dichterische Bilder“ (21, 86 10).

S.: „ein jeder seine Rollen auf das beste lernen“ (52, 119 12 f.) >.

L.: „jeder nur auf seine Rollen, auf die Kunst sein Augenmerk und seine Neigung richten“ (21, 262 11 f.).

Vgl. ferner: S. 51, 9 2. 12. > L. 21, 9 4 f., 11 f.;
51, 21 16 > 21, 24 27 f.;
52, 4 4 f. > 21, 234 15 f.;
52, 67 16 > 21, 208 2 f.;
52, 74 17 > 21, 218 5;
52, 203 16 f. > 22, 49 11 f.

Der einfache Satz der „Sendung“ wird mittels eines durch entsprechende Synonyma aufgebauten, asyndetisch angereihten Nachsatzes zum Parallelismus erweitert:

S.: „der Abend drohte herein zu brechen“ (52, 197 6) >

L.: „Der Abend kam herbei, die Nacht drohte hereinzubrechen“ (22, 42 4 f.).

Vgl. auch S. 52, 237 4-6 > L. 22, 78 6-8.

Der in der „Sendung“ angedeutete oder ausgeführte Parallelismus wird in den „Lehrjahren“ vervollständigt und weiter ausgebaut:

S.: „es sei leichter ein Trauerspiel als ein Lustspiel zu machen und vorzustellen“ (51, 34 21-23) >

L.: „. . ., eine Tragödie zu schreiben und vorzustellen, als im Lustspiele vollkommen zu sein“ (21, 40 16 f.).

S.: „Die tiefsten Abgründe sind Ihnen nicht verborgen, und die feinsten Schattirungen sind Ihnen bemerkbar“ (52, 253 10-12). >

L.: „die tiefsten Abgründe der Erfindung sind Ihnen nicht verborgen, und die feinsten Züge der Ausführung sind Ihnen bemerkbar“ (22, 94 11-13).

Vgl. ferner: S. 51, 58 28—59 1 > L. 21, 87 1 f.;
51, 84 6-10 > 21, 96 15-19;
51, 208 9 f. > 21, 142 21 f.;
52, 269 23 f. > 22, 128 3-5.

Der einfache und der zweigliedrige Ausdruck, der einzelne Satz und der Parallelismus erfahren eine weitere Steigegerung in der Erhöhung zur Dreigipfligkeit:

S.: „sie kann ein für allemal keine Mannsperson wissen, er sei wer er wolle, der nicht wenigstens eine Zeitlang sich ihr ergeben, ihr angehangen und sich mit Sehnsucht um sie bemüht hätte“ (52, 143 26—144 2). >

L.: „Mann, Jüngling oder Knabe, er sei wer er sei, muß sich eine Zeitlang ihr ergeben, ihr anhängen, und sich mit Sehnsucht um sie bemühen“ (21, 286 21 ff.).

S.: „Er wird sich erinnern, wie der Liturg seiner Rede einen Theil eines Gesanges einzuflechten weiß, der . . .; wie er bald darauf aus einem andern Liede in einer andern Melodie einen Vers hinzufügt und an diesen wieder einen dritten knüpft“ (52, 76 23 ff.). >

L.: „. . ., wie der Liturg seinen Worten den Vers eines Gesanges anzupassen weiß, . . . wie bald darauf ein anderer aus der Gemeinde, in einer andern Melodie, den Vers eines andern Liedes hinzufügt, und an diesen wieder ein dritter einen dritten anknüpft“ (21, 220 17 ff.).

Vgl. ferner: S. 51, 99 20 > L. 21, 119 8;
51, 198 20-23 > 21, 151 8-11;
52, 62 8 > 21, 203 27 f.;
52, 67 17 > 21, 208 4;
52, 180 17-23 > 22, 21 21-27;
52, 244 16-18 > 22, 85 22-24;
52, 261 8-10 > 22, 102 16-18.

Die Neuordnung parallel laufender Satzteile und Sätze in den „Lehrjahren“ geschieht in dem Bestreben, formale und inhaltliche Symmetrie unter den korrespondierenden Gliedern herzustellen [153]):

S.: „ihr Freund, der nichts Allgemeines sagen wollte und sonst nichts zu sagen hatte, drückte ihre Hand“ (52, 247 13-15). >

L.: „. . ., der nichts Allgemeines sagen wollte, und nichts Besonderes zu sagen wußte, . . .“ (22, 88 16-18).

S.: „Dieser Dolch geziemt keiner Schauspielerin. Spitz und scharf wie Messer und Nadeln, zu was die Posse?“ (52, 252 3-5). >

L.: „. . .; spitz und scharf wie Nadel und Messer! . . .“ (22, 93 6 f.).

Vgl. ferner: S. 51, 84 13 f. > L. 21, 97 3 f.;
51, 99 20 f. > 21, 119 8 f.;
51, 167 27—168 2 > 21, 77 14-17;
52, 4 18 f. > 21, 235 3 f.;
52, 262 7-9 > 22, 103 25 f.

Die Hervorhebung einer Satzbestimmung geschieht am Satzanfang nachdrücklicher als an irgendeiner Stelle im Innern des Satzes. In diesem Sinne bewegt sich ein Teil der Änderungen, die bei der Umarbeitung des Romans vorgenommen werden [154]):

S.: „in ihrem alten Schlosse glaubten sie nun wirklich, die große Versammlung Personen, die sich in diesen Tagen hier zusammen fand, komme eigentlich um ihrentwillen her, die große Anzahl Fremde ziehe sich nach ihren Vorstellungen, und sie gestunden es sich unter einander nicht sehr verblümt, daß sie glaubten der Mittelpunct zu sein, um den und um deßwillen sich alles drehe und bewege“ (52, 141 20 ff.). >

L.: „in ihrem alten Schlosse glaubten sie nun wirklich, eigentlich um ihretwillen dränge sich die große Versammlung herbei, nach ihren Vorstellungen ziehe sich die Menge der Fremden, und sie seien der Mittelpunct, um den und um deßwillen sich alles drehe und bewege“ (21, 283 19 ff.).

Vgl. ferner: S. 51, 27 13 f. > L. 21, 32 13;
51, 90 15 > 21, 109 24;
51, 224 17 f. > 21, 172 1 f.;
51, 180 4-6 > 21, 53 1-3;
52, 108 14-17 > 21, 251 5-9;
52, 120 11 f. > 21, 263 9 f.;
52, 143 26-28 > 21, 286 21 f.;
52, 206 7 f. > 22, 51 7 f.

Durch eine Neuordnung der Wortstellung wird im Zusammenwirken mit den in diesem Kapitel erörterten stilistischen Verbesserungen der Rhythmus und Wohlklang der Rede hörbar gesteigert:

S.: „Er hörte in einer Straße von Clarinetten, Waldhörnern und Fagotts eine angenehme Nachtmusik, es schwoll ganz durchaus in ihm. Es waren durchreisende Spielleute, er hatte schon von ihnen sprechen gehört“ (51, 90 9 ff.). >

L.: „er hörte Clarinetten, Waldhörner und Fagotte, es schwoll sein Busen. Durchreisende Spielleute machten eine angenehme Nachtmusik“ (21, 109 20-22).

Vgl. auch: S. 52, 190 17-19 > L. 22, 38 14-16.

§ 44. Die bislang erörterten Prinzipien der Umarbeitung des „Wilhelm Meister“ vereinigen sich in dem Bestreben, den Stil der Darstellung zu objektivieren. Mit wohlgefälligem Behagen schöpft der phantasievolle Erzähler der „Sendung“ aus dem reichen Schatz individuellen Lebens und versenkt sich mit lebhafter Freude in die Fülle breitausgesponnener Zwischenspiele. Der kühl zurückhaltende Verfasser der „Lehrjahre“ ändert den Ton der Erzählung und sucht in der Umarbeitung die typische Geltung zu betonen. Die zahlreichen für den Verlauf der Handlung unwichtigen Episoden, in die sich der gesprächige Erzähler der „Sendung“ verliert, kürzt der „Herausgeber“ der „Lehrjahre“ oder beseitigt sie gänzlich. Die persönlichen Bemerkungen des Helden werden in die dritte Person verlegt, und seine theoretischen Betrachtungen zeugen in der neuen Fassung des Romans von größerer Reife. Der ganz individuell gehaltene Dialog wird stilisiert und die breit angelegte Rolle des Erzählers eingeengt. Erzählung und Gespräche neigen in der „Theatralischen Sendung“ dem gesprochenen Wort zu, in den „Lehrjahren“ stehen sie dem schriftlichen Ausdruck nahe. Das Prinzip der Objektivierung findet auf rein sprachlichem Gebiet in der orthographischen und grammatikalischen Normalisierung seine Anwendung. Den eigenwilligen Erscheinungen im Satzbau der Sturm- und Drangsprache werden straffe Zügel angelegt, um sie der Stilform des Klassizismus anzugleichen. Die Freiheiten, die im Periodenbau und in der Verknüpfung von Satzteilen und Sätzen dem Geniestil eigen sind, werden wesentlich eingeschränkt, während die kunstvoll ausgeführten rhetorischen Figuren in der Sprache der „Lehrjahre“ den neuen Stilgehalt am augenfälligsten zum Ausdruck bringen.

Anmerkungen.

(Die Zahlenangaben beziehen sich, soweit nichts anderes vermerkt wird, auf Band und Seite der Werke der zitierten Autoren.)

[1]) Vgl. Eiermann, § 3, der „die Bekämpfung der Kanzleisprache" durch Gottsched, Gellert und ihre Zeitgenossen darstellt, ferner Markwardt 263, Fußnote, der auf Gottscheds und Lessings Kampf gegen die Kanzleiperioden verweist.

[2]) Ausführlicher, als es hier geschehen kann, schildert Markwardt 258-265 „Herders Opposition gegen die ‚klassische' Schriftsprache der Aufklärung".

[3]) Vgl. auch Suphan I, 165; IV, 272.

[4]) Vgl. Roethe V ff.

[5]) Vgl. Burdach, „Zeitwende" II. Jahrg., 3. Heft (März 1926) S. 268 f.

[6]) Vgl. Morris, D. j. G. VI, 33 f.

[7]) Der ursprüngliche Text der Arbeit enthielt einen Abschnitt, der den Nachweis erbringt, daß der Satzbau Goethes von typischen syntaktischen Formen Gerstenbergs unberührt geblieben ist. Beachtenswert ist Goethes schärfere Scheidung der Ausdrucksmittel von Poesie und Prosa, die bei Gerstenberg fast ineinander überzugehen scheinen. Gerstenbergs freier Behandlung der Übergänge, die in der einen Ausdrucksform begonnene Sätze in die andere hinüberleitet, steht Goethes fast ausnahmslose Markierung durch den Satzschluß gegenüber. Im Periodenbau läßt sich eine relativ stärkere Unterordnung im Satzbau Gerstenbergs und eine bei beiden Dichtern gänzlich verschiedene Gestaltung der Perioden innerhalb der beiden Ausdrucksformen feststellen. Ich erinnere noch bei Goethe an das gänzliche Fehlen der von Gerstenberg so beliebten Dreiteiligkeit im Aufbau von Sätzen und Satzteilen.

[8]) Vgl. Roethe V ff.

[9]) Vgl. Loiseau 184-189.

[10]) Vgl. Loiseau 184, Roethe XXVII f., Rich. M. Meyer, „Goethe und seine Freunde im Briefwechsel", Bd. I, Berlin 1909, S. 13 und 16.

[11]) Diese Angabe stimmt genau zu den betreffenden Daten der uns überlieferten Briefe: „d. 18 Jan 1766" und „ce. 14. du Mars

1766." (Vgl. D. j. G. I, 119 und 125). Für die Zwischenzeit ist kein Brief Goethes bezeugt.

[12]) Schon der junge Lessing schrieb an seine Schwester aus Leipzig 1743: „Schreibe wie du redest, so schreibst du schön."

[13]) Vgl. Wustmann 286.

[14]) Vgl. Steinhausen II, 218; 250 f.

[15]) Vgl. Eiermann 12-17.

[16]) Vgl. Eiermann 6 und 138 f., Ullrich 5.

[17]) Vgl. Eiermann 42.

[18]) Vgl. auch „Gedanken" 184.

[19]) Vgl. auch „Gedanken" 178 und „Prakt. Abh." 83.

[20]) Vgl. auch „Gedanken" 178 f.

[21]) Vgl. Ullrich 24 und 45.

[22]) Vgl. Joh. Cristoph Adelung, „Über den deutschen Styl", Berlin 1785, I, 20; vgl. auch Joh. Christoph Adelung, „Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart", 4 Bde., Wien 1807-1808, IV, 1598.

[23]) Vgl. Joachim Heinrich Campe, „Wörterbuch der deutschen Sprache", 5 Bde., Braunschweig 1807-1811, V, 758 f. und Joh. Aug. Eberhards „Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache" (1. Aufl. 1802) 15. Aufl. von Otto Lyon, Leipzig 1896, Artikel 1397, S. 381.

[24]) Vgl. ferner „Werke der Wohlredenheit und Poesie" (Prakt. Abh. 115).

[25]) Vgl. Eiermann §§ 3-4.

[26]) Vgl. auch „Prakt. Abh." 90.

[27]) Vgl. Wustmann 285.

[28]) Vgl. Eiermann 48-51.

[29]) So z. B. im Hinblick auf den Dialog im Briefe (vgl. Eiermann 66) und die von der Brieftheorie verpönte Parenthese, deren sich Gellert überreichlich bedient (vgl. Eiermann 110 f.).

[30]) Vgl. Eiermann 102 f.; 111; 113.

[31]) Vgl. Eiermann 110.

[32]) Vgl. Ullrich 7.

[33]) Vgl. „Dichtung und Wahrheit" 26, 122_{28}.

[34]) Vgl. „Dichtung und Wahrheit" 26, 195 f.

[35]) Vgl. „Gedanken" 177; 183 f. und „Prakt. Abh." 68-71.

[36]) Vgl. Eiermann 17 f.

[37]) Vgl. auch I, 174_{19-22} und die von Eiermann 145 Fußnote 2 beigebrachten Belegstellen.

[38]) Vgl. I, 109 f.; 116_{29} f.; 119_{13} ff. — In Frankfurt korrigiert

er Käthchen Schönkopf orthographische Fehler: I, 334 f. Hierzu vgl. auch I, 176 21-24.

39) Vgl. Klara Trenkler 291.

40) Vgl. „Deutsche Sprachk." 468 f.

41) Vgl. Eiermann 149. Nach seiner Rückkehr aus Leipzig verfährt der junge Goethe in Orthographie und Interpunktion sorgfältiger als bislang. Vgl. Ullrich 26 f.

42) So z. B. „Exequien", „Figur", „figuriren"; vgl. Eiermann 147, Fußnote 3, Loiseau 207, 208, Ullrich 11 f.

43) Vgl. z. B. Lehmann 191-193 u. Roethe, Campagne 31.

44) Auch Eiermann (§ 12) bietet in seiner Beispielsammlung keine Belege dafür; vgl. auch Eiermann 148.

45) Später auch in Briefen an Kestner. Vgl. z. B. III, 4 4; 10 13-14; an Lotte III, 6 12.

46) Vgl. auch Eiermann 63 f.

47) Vgl. auch Eiermann 80; 104 f.

48) Vgl. Eiermann 137.

49) Vgl. Eiermann 106-108.

50) Die Aufstellung von Beispielen, die Loiseau 206 hierfür macht, ist unvollständig und teils im Text, teils in der Zahlenangabe ungenau.

51) Vgl. Eiermann 108 f.

52) Vgl. Eiermann 109.

53) Vgl. Eiermann § 23.

54) Vgl. auch Eiermann 122.

55) Vgl. auch Eiermann 122.

56) Vgl. Eiermann 117.

57) Vgl. Wunderlich und Reis I, 81 f.

58) Vgl. Loiseau 182.

59) Vgl. „Deutsche Sprachk." 393; 416; 448.

60) Vgl. Loiseau 228 f., Morris, D. j. G. VI, 26; 29, Ullrich 12.

61) Ganz ähnlich noch in späteren Dokumenten Goethes. Vgl. F. A. Brandstäter, Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache, Leipzig 1874, S. 140 f. Vgl. auch: D. j. G. III, 5 20 f.

62) Die Meinungen über den Begriff der Periode sind geteilt. R. M. Meyer, S. 72 z. B. will die kunstvollere Verbindung mehrerer Sätze darunter verstanden wissen. Wir bezeichnen mit Delbrück jedes aus mindestens zwei Teilen bestehende Satzgefüge (Haupt- und Nebensatz) bereits als Periode. Vgl. B. Delbrück, Grundlagen der neuhochdeutschen Satzlehre, Berlin u. Leipzig 1920, S. 69.

63) Vgl. Eiermann 102 f.

64) Für Alterswerke vgl. z. B. Roethe, Campagne 30.

65) Vgl. Eiermann 103.

66) Vgl. Wunderlich und Reis I, 328 f.

67) Vgl. Wunderlich und Reis I, 328 f.

68) Diesen Zug der Briefe des jungen Goethe hat Ullrich 18-22 in anderem Zusammenhang eingehend beleuchtet.

69) Vgl. Eiermann § 16.

70) Vgl. Eiermann 71.

71) Vgl. Eiermann 71.

72) Vgl. Eiermann 66.

73) Auch Eiermann gibt keine Belege außer den schon besprochenen indirekten Einwänden. Vgl. Eiermann 71 f.

74) Vgl. Eiermann 67.

75) Bei einem Teil der von Eiermann 69 angegebenen Beispiele ist die Objektivität des Gesprächs dadurch nicht ganz gewahrt, daß Gellert als stummer Zuhörer beteiligt ist oder überhaupt mit in die Unterhaltung hineingezogen wird.

76) Vgl. Ullrich 17 f.

77) Vgl. bes. folgende Briefpartien: I, 121 2-12; 122 8-123 3.

78) Vgl. Eiermann § 17.

79) Vgl. Eiermann 74.

80) Vgl. Eiermann 104.

81) Vgl. Eiermann 104.

82) Vgl. Eiermann 110 unter A p o s i o p e s e.

83) Vgl. z. B. Goethe-Handbuch, hrsg. von J. Zeitler, 3 Bde., Stuttgart 1916-18, I, 179 f.

84) Vgl. Eiermann 146-149.

85) Vgl. Eiermann 148, Ullrich 14 f.

86) Vgl. Eiermann 84 f.

87) Vgl. Eiermann 81 u. Fußn. 3.

88) Vgl. Eiermann 80 Fußn. 3.

89) Vgl. S. 18 f. unserer Untersuchung.

90) Vgl. D. j. G. I, 186 23 f.; 191 14 f.; 191 31-192 6; 207 24 f.; 321 7 f.

91) Diese ganze Partie ist auch bei Suphan gesperrt gedruckt.

92) Vgl. z. B. Suph. I, 385-387, 394, 414-417; II, 20; V, 181-184.

93) Das hier charakterisierte Sprachalter wird — oft mit den gleichen Ausdrücken — häufig geschildert. Vgl. Markwardt 218. — Die Belege, die Paul Hagenbring, Herder und die romantischen und nationalen Strömungen in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts bis 1771 = Bausteine 9, Halle 1911, S. 56-59 nachweist, gehören nur z. T. hierher, da er die Sprache der zweiten Altersstufe in die Kindheit einbezieht.

[94]) Vgl. ferner Suph. I, 173; II, 75.

[95]) Vgl. ferner Suph. I, 179; II, 79-84.

[96]) Vgl. auch Suph. II, 91-95.

[97]) Vgl. E. Schmidt, R. R. G., 254, Anm. 174.

[98]) Vgl. Lehmann 368-370, Wunderlich u. Reis I, 110 f., Herm. Paul, Deutsches Wörterbuch, 2. Aufl., Halle a. d. S. 1908, S. 581. Artikel „und".

[99]) Vgl. auch Suph. II, 52.

[100]) Vgl. Suph. I, 157; 162-166; II, 74 f.; V, 75.

[101]) Vgl. ferner Suph. V, 52-56; 83-86.

[102]) Vgl. Markwardt 266 f.

[103]) Weitere Belege hierfür gibt Markwardt 267 f.

[104]) Dem Wortlaut nach klingen diese Zeilen an eine Stelle in Lessings „Emilia Galotti" an (2, 149 $_{29}$ f.), worüber in einem späteren Abschnitt unserer Untersuchung noch zu handeln ist.

[105]) Vgl. bes. die Rede „Zum Schäkespears Tag" (II, 137 ff.) und den Wetzlarer Brief an Herder (II, 293 ff.).

[106]) Die Bibelübersetzung Luthers wird von Herder gepriesen: Suph. II, 286 f.

[107]) Vgl. auch das Lob, das Herder der Sprache von Klopstocks Bardieten zollt: Suph. V, 175 f.

[108]) Vgl. Briefe Goethes an Sophie von La Roche und Bettina Brentano, hrsg. von G. von Loeper, Berlin 1879, S. 36.

[109]) Vgl. Hans Gerhard Gräf, Goethe über seine Dichtungen, I. Teil, II. Bd., Frankfurt a. M. 1902, Nr. 915 u. 922.

[110]) Vgl. Lauterbach 1.

[111]) Vgl. Loiseau 193-195.

[112]) Vgl. E. Schmidt, R. R. G., 249 f.

[113]) Vgl. Haußmann 77-79, Markwardt 249-258.

[114]) Die Beispiele, die Lehmann 345 f. nach der „Vollständigen Ausgabe letzter Hand" (Sedezausgabe) Stuttgart und Tübingen 1827 ff., für starke Flexion gibt, erscheinen jetzt nach dem Text der Weimarer Ausgabe zum großen Teil in schwacher Flexion.

[115]) Nach der W. A. 8, 24 $_{23}$, gestützt auf C^{1}C „Seid gutes Muths"; die Lesart „guten" steht in E S A B. Doch ist zu bemerken, daß der Text der W. A. in diesem Punkte nicht einheitlich verfährt. Vgl. z. B. Iphigenie 10, V. 488 „Voll guten Muthes" — „gutes" C^{1}C. — Natürliche Tochter 10, V. 2689 „freien Muthes", V. 2887 „hohen Muths". Der Apparat gibt keine Lesarten an, doch vgl. „Vollst. Ausg. letzt. Hand" = C^1, Bd. 9, 374 „freies Muthes", S. 382 „hohes Muths".

[116]) Vgl. Wunderlich u. Reis II, 87 f.

[117]) Vgl. E. Schmidt, R. R. G. 248.

[118]) G. Jb. 7, 81, Fußn. 2.

[119]) Bei der Ausbeute des Materials werden diejenigen Beispiele im allgemeinen beiseite gelassen, die — wie in dem interpretierten Fall I, 182 $_{19-21}$ — ein durch einen Nebensatz belastetes Glied ans Ende des Satzes rücken.

[120]) Vgl. „Deutsche Sprachk." 398.

[121]) Vgl. auch Klara Trenkler 325 u. 326.

[122]) Vgl. auch Loiseau 133 f. u. 149.

[123]) Vgl. S. 38 f. unserer Untersuchung.

[124]) Auf den sprachlichen Einfluß der „Emilia Galotti" auf den „Werther" hat Burdach, Vorspiel II, 52 hingewiesen, ohne ihn jedoch näher zu bestimmen oder an Beispielen zu veranschaulichen.

[125]) Vgl. E. Schmidt, R. R. G. 253.

[126]) Vgl. zu diesen Beispielen Morris, D. j. G., VI, 416.

[127]) Vgl. auch Klara Trenkler 319 und Elisabeth Matthes, Der Gebrauch des Partizips bei Goethe, Diss. Gießen 1926, S. 27 f.

[128]) In unserer Zählung haben wir Überschriften, Daten und die Ossian-Übersetzung beiseite gelassen. Es ist nur mit ganzen Zahlen gerechnet worden.. Nicht voll beschriebene Zeilen sind bei der Zählung durch ungefähr entsprechende andere zu ganzen umgewandelt worden.

[129]) Vgl. Lauterbach 44-48.

[130]) Darauf hat Burdach des öfteren hingewiesen: Vorspiel II, 56, Afda. 12, 153 u. Fußn. 1.

[131]) Vgl. S. 61 unserer Untersuchung.

[132]) Lehmann 369 f. zählt nur fünf Belege für diese Erscheinung, von denen zwei der in unserer Untersuchung behandelten Periode der sprachlichen Entwicklung Goethes angehören. Diesen beiden Beispielen kann ich hinzufügen: Briefe: Z. 8 $_{13}$, D. j. G. II, 17 $_{12}$; IV, 157 $_{34}$; W. A. 4, 126 $_{5}$ f.; 6, 150 $_{11}$; R.-E. IV, 63 $_{21}$ f., Briefe aus der Schweiz 19, 233 $_{22}$ und die in den Labores juveniles enthaltenen schon zitierten Belege. Vgl. S. 20 unserer Untersuchung.

[133]) Die Beispiele für die Herstellung der grammatischen Kongruenz hat Lauterbach 56-61 aufgeführt.

[134]) Fälle dieser Art verzeichnet Lauterbach unter Stilkorrekturen, S. 75.

[135]) Vgl. Harry Maync in der Weim. Ausg. der „Theatr. S." 51, 288 f. und Berendt 21.

[136]) Vgl. Berendt 4-6 u. 19 f.

[137]) Vgl. dazu Morris, D. j. G., VI, 264.

[138]) Vgl. Berendt 21 f.

[139]) Vgl. „Deutsche Sprachk." 474 f.

[140]) Vgl. Bohner 191.

141) Vgl. Bohner 190.
142) Vgl. Billeter 15 f.
143) Beide Fälle werden auch von H. Mayne in den Lesarten zu 51, 41 $_{12}$ besprochen.
144) Vgl. Lauterbach 34 f.
145) Vgl. auch Fries 3-9.
146) Vgl. auch Fries 9-14.
147) Vgl. auch Fries 14-17; 101 f.
148) Vgl. auch Fries 37-41.
149) Vgl. auch Fries 19-22.
150) Vgl. auch Fries 23-32.
151) Vgl. auch Fries 34-37.
152) Vgl. auch Fries 44 f.
153) Vgl. auch Fries 63-66.
154) Vgl. auch Fries 71-75.

Druckfehlerberichtigung.

Auf S. 142 muß es heißen:

51, 10 $_8$ f. > 21, 10 $_5$ f.
51, 17 $_{11-14}$ > 21, 23 $_{10-13}$.

---

75. *Heymann, Paul:* Helwigs Märe vom heiligen Kreuz. 8.25
76. *Bode, K.:* Die Bearbeitung d. Vorlagen in Des Knaben Wunderhorn. 7.50
77. *Schröter, A.:* Beitr. z. Gesch. d. neulatein. Poesie Deutschl. u. Hollands. 13.50
78. *Richter, W.:* Liebeskampf 1630 und Schaubühne 1670. 4.50
79. *Walter, E.:* Entstehungsgesch. von W. M. Thackerays „Vanity Fair". 6.75
80. *Seyffert, W.:* Schillers Musenalmanache. 7.20
81. *Päpke, M.:* Das Marienleben des Schweizer Wernher. 8.40
82. *Hirsch, S.:* Das Alexanderbuch Johann Hartliebs. 5.40
83. *Schroeder, K.:* Platonismus in der englischen Renaissance vor und bei Thomas Eliot. 1533. 7.50
84. *Havenstein, Eduard:* Friedrich von Hardenbergs ästhetische Anschauungen. Verbunden mit einer Chronologie seiner Fragmente. Mit 3 Facs. 5.25
85. *Fischer, F.:* Die Lehnwörter des Altwestnordischen. 9.75
86. *Schroeder, C.:* Der deutsche Facetus. 12.90
87. *Tiedemann, E.:* Passional und Legenda aurea. 6.75
88. *Meißner, R.:* Romveriasaga. (A. M. 595. 4°.) 7.50
89. *Budde, F.:* Wieland und Bodmer. 9.75
90. *Rotter, C.:* Der Schnaderhüpfl-Rhythmus. 12.—
91. *Wagner, R.:* Die Syntax des Superlativs im Gotischen, Altniederdeutschen, Althochdeutschen, Frühmittelhochdeutschen, im Beowulf und in der älteren Edda. 5.25
92. *Dibelius, W.:* Englische Romankunst. Bd. 1 u. 2. 22.—
93. *Böhme, T.:* Spensers literarisches Nachleben bis zu Shelley. 4.50
94. *Hahn, Johs.:* Julius von Voß. 9.—
95. *Schwebsch, E.:* Schottische Volkslyrik in James Johnson's The Scot's Musical Museum. 8.40
96. *Gille, H.:* Die historischen und politischen Gedichte Michel Beheims. 10.50
97. *Barth, B.:* Liebe und Ehe im altfranzösischen Fablel und in der mittelhochdeutschen Novelle. 11.70
98. *Dibelius, W.:* Englische Romankunst. Bd. 2, siehe 92.
99. *Reißmann, G.:* Tilos von Culm. Gedicht von Sieben Ingesigeln. 9.—
100. *Fehr, Bernh.:* Studien zu Oscar Wilde's Gedichten. 7.
101. *Hübner, Arthur:* Daniel, eine Deutschordensdichtung. 7.
102. *Mauermann, S.:* Die Bühnenanweisungen im deutschen Drama bis 1700. 11.25
103. *Weiglin, Paul:* Gutzkows und Laubes Literaturdramen. 7.20
104. *Herchenbach, H.:* Das Präsens historicum im Mittelhochdeutschen. 6.75
105. *Rohde, Rich.:* Jean Pauls Titan. 7.20
106. *Schulze, Konrad:* Die Satiren Halls. 12.—
107. *Lütcke, Heinrich:* Studien zur Philosophie der Meistersänger. 8.25
108. *Pfannmüller, Ludwig:* Die vier Redaktionen der Heidin. 4.50
109. *Gálvez, J. M.:* Guevarra in England. 12.—
110. Dame Nature in der englischen Literatur bis herab zu Shakespeare. 5.25
111. *Albrecht, T.:* Der Sprachgebrauch des Benham zu Colchester. 8.25
112. *Neßler, K.:* Geschichte der Ballade Chevy Chase. 7.50
113. *Vollert, K.:* Zur Geschichte der lat. Facetiensamml. des 14. und 16. Jh. 5.40
114. *Bieber, H.:* J. A. Schlegels poet. Theorie in ihrem hist. Zusammenhang. 8.25
115. *Körnchen, H.:* Zesens Romane. Ein Beitrag zur Gesch. des Romans. 7.2
116. *Sixtus, Johannes:* Der Sprachgebrauch des Dialektschriftstellers Frank Robinson zu Bowness in Westmorland. 9.
117. *Schulz, E.:* Die englischen Schwankbücher bis herab zu Dobsons Drie Bobs 1607. 9.7
118. *Strauß, Bruno:* Der Übersetzer Nicolaus v. Wyle. 10.2
119. *Niewöhner, Heinrich:* Der Sperber und verwandte mhd. Novellen. 7.2
120. *Stecher, G.:* Jung Stilling als Schriftsteller. 11.7
121. *Busse, Eberhard Kurt:* Ulrich v. Türheim. 10.2
122. *Heynen, W.:* Der „Sonnenwirt" von Herm. Kurz. 14.2
123. *Weller, A.:* Die frühmhd. Wiener Genesis. 11.4
124. *Klein, Willy:* Der Dialekt von Stokesley in Yorkshire. 12.—
125. *Krüer, F.:* Der Bindevokal und seine Fuge im schwachen deutschen Präteritum bis 1150. 12.—
126. *Schulze, Werner:* Gustav Schwab als Balladendichter. 9.75

127. *Wahl, Hans:* Geschichte des Teutschen Merkur. 11.25
128. *Friese, Hans:* Thidrekssaga und Dietrichsepos. 8.25
129. *Haupt, Waldemar:* Zur niederdeutschen Dietrichssage. 12.—
130. *Hempel, P.:* Die Kunst Friedrichs v. Logau. 12.75
131. *Thiemke, H.:* Die ME. Thomas Beket-Legende. 4.50
132. *Wahnschaffe, Fr.:* Die syntakt. Bedeutung des mhd. Enjambements. 13.50
133. *Ehrentreich, A.:* Zur Quantität der Tonvokale im Modern-Englischen. 4.50
134. *Schneider, H.:* Uhlands Gedichte und das deutsche Mittelalter. 5.25
135. *Horn, Wilh.:* Sprachkörper und Sprachfunktion. 6.—
136. *Pohl, Gerhard:* Der Strophenbau im deutschen Volkslied. 9.—
137. *Wiegert, H.:* „Jim an' Nell". 7.50
138. *Loewenthal, Erich:* Studien zu Heines „Reisebildern". 3.75
139. *Schleich, Gustav:* Guy of Warwick, nach Coplands Druck zum ersten Male herausgegeben. 10.50
140. *Bartsch, Karl:* Untersuchungen zur Jenaer Liederhandschrift. 7.50
141. *Fittbogen, Gottfried:* Die Religion Lessings. 18.—
142. *v. Löwis of Menar, August:* Die Brünhildsage in Rußland. 3.—
143. *Heidrich, H.:* John Davies of Hereford und sein Bild von Shakespeare's Umgebung. 6.75
144. *Schleich, G.:* Die me. Umdichtung von Boccaccios „De claris mulieribus" nebst der lateinischen Vorlage. 6.—
145. *Neuburger, Paul:* Die Verseinlage in der Prosadichtung der Romantik. Mit einer Einleitung: Zur Geschichte der Verseinlage. 12.—
146. † *Voigt, Max:* Zur Geschichte der Visionenliteratur im Mittelalter. 10.—
147/148. Anglica. Brandl-Festschrift. Untersuchungen zur engl. Philologie.
Bd. I. Sprache und Kulturgeschichte. 18.—
Bd. II. Literaturgeschichte. 30.—
149. † *Glückel, W.* und *Günther, E.:* D. Defoes und J. Swifts Belesenheit und literarische Kritik. 9.—
150. *Schultze-Jahde, Karl:* Motivanalyse von Hebbels „Agnes Bernauer". 13.60
151. *Heinzel, O.:* Krit. Entstehungsgeschichte des ags. Interlinear-Psalters. 8.—
152. *Kienast, R.:* Joh. Val. Andreae und die vier echten Rosenkreutzer-Schriften. 16.—
153. *Rosenfeld, H. Fr.:* Mittelhochd. Novellenstudien. I. Der Hellerwertwitz. II. Der Schüler von Paris. 34.—
154. *Prinz, Joh.:* John Wilmot. 32.—
155. *Schneider, R.:* Der Mönch in der engl. Literatur. 15.—
156. *Weber, G.:* Suffixvokal nach kurzer Tonsilbe vor r, n, m im Angelsächs. 10.80
157. *Bork, Hans:* Chronologische Studien zu Otfrids Evangelienbuch. 16.—
158. *Scholz, Felix:* Clemens Brentano und Goethe. 17.60
159. *Reichardt, Konstantin:* Studien zu den Skalden des 9. u. 10. Jahrhunderts. 16.80
160. *Möhring, Werner:* Ibsen und Kirkegaard. 12.—
161. *Hartig, Paul:* Die Edinburger Dialektgruppe 8.—
162. *Zirus, Werner:* Der ewige Jude in der Dichtung 12.—
163. *Meissner, Paul:* Die Reform des englischen höheren Schulwesens 19.60
164. *Rosenfeld, H. Fr.:* Herzog Ernst D und Ulrich von Eschenbach 20.—
165. *Kisch, G.:* Siebenbürgen im Lichte der Sprachen. 20.—
166. *Bach, Hans:* Jean Pauls Hesperus. 14.80
167. *Heiske:* Ludwig Uhlands Volksliedersammlung 10.—
168. *Heinrich, Joachim:* Die Frauenfrage bei Steele und Addison. 17.—
169. *Mezger, Fritz:* Der Ire in der englischen Literatur. 15.—
170. *Hübner, Alfred:* Die mhd. Ironie. 15.—
171. *Pretzel, Ulrich:* Zur Frühgeschichte des deutschen Reims (unter der Presse)
172. *Heun, Hans Georg:* Der Satzbau i. d. Prosa des jungen Goethe
173. *Marcus, Hans:* Friedrich der Große in der englischen Literatur (unter der Presse)
174. *Gilbert, Mary-Enole:* Das Gespräch in Fontanes Gesellschaftsromanen. 13.—

Druck von G. Uschmann, Weimar.

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARY

This book is due on the date indicated below, or at the expiration of a definite period after the date of borrowing, as provided by the rules of the Library or by special arrangement with the Librarian in charge.

DATE BORROWED	DATE DUE	DATE BORROWED	DATE DUE

C28(239)M100

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
13233661
0113233661
Butler Stacks

GF H48
Heun.
GF H48

OCT 30 1930